This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

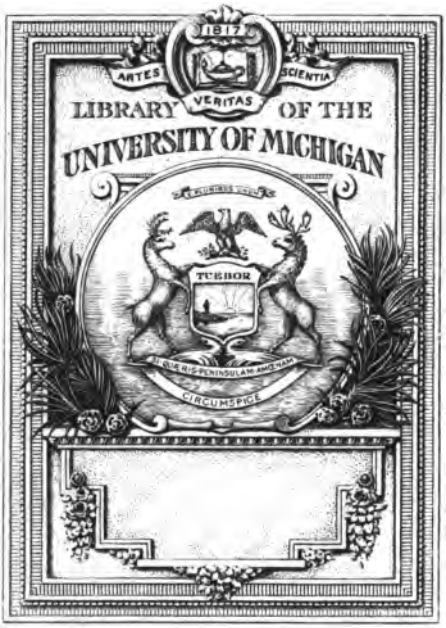
+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.


ANNO
1817
ARTES
SCIENTIA
VERITAS
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
TUEBOR
CIRCUMSPICE

838
C68u

Clara Viebig / Unter dem Freiheitsbaum

CLARA VIEBIG

Unter dem Freiheitsbaum

Deutsche Buch-Gemeinschaft
G . m . b . H
Berlin

Meinem
treuen Freund und Führer
in der Heimat
Otto Pitz
zu eigen

Alle Rechte vorbehalten
Copyright 1922 by Deutsche Verlagsanstalt Stuttgart

7-13-44
50623

I

ns Gäßchen „Sieh um dich" läuten die großen Glocken der Stadt. Von der Pellinger Höh' und dem Franzensknüppchen, von dem einst Franz von Sickingen die Stadt beschossen, vom Grünberg durch die traubenbehängten Reihen der Rebstöcke herab dröhnt Kanonieren. Die Trikolore weht. Wehe dem Bürger, aus dessen Fenster nicht Fahnentuch flaggt: blauweißrot! Die Männer tragen die dreifarbene Kokarde am Hut, die Frauen haben sie an die Haube gesteckt.

Auf dem Hauptmarkt, auf dem Domfreihof, vor dem Justizgebäude in der Dietrichsgasse ragt ein Freiheitsbaum — junge, schlanke Eichen von Eifelhöhen. Die unteren Äste sind ihnen abgestutzt, die oberen mit dreifarbenen Bändern umwunden, ihren Wipfel krönt eine Jakobinermütze.

Durchs Gäßchen „Sieh um dich" windet sich ein langer Zug; durch die Glockenstraße, über den Markt, durch die Fleisch- zur Nagelgasse. Munizipalität und Geistlichkeit, Professoren und Studenten, Vorsteher

aller Ämter, Lehrer, Zünfte, Schulknaben und -mädchen, hervorragende Bürger und Stadtmusikanten, alle Beamte von Stadt und Umkreis ziehen hinter berittenen Chasseurs zum Dekadensaal. Trompeter blasen schmetternd, Tambours wirbeln dröhnend, Waisenkinder singen gellend. Soldaten zu Fuß, Soldaten zu Pferd; Jungfrauen, bekränzt und in weißen Kleidern, schwenken Rosengirlanden zwischen sich, hohe Herren in schwarzseidenen Mänteln lassen drei lange Federn vom Hute wehen. Viel neugieriges Volk rundherum: Bauern im blauleinenen Kittel der Eifel, Mädchen, im festgeflochtenen, wassergestrählten Haarnest den blanken Unschuldspfeil. Fremde Gaffer, von denen man nicht weiß, woher und wohin. Dazwischen Männer mit Ziegenbärten, denen man's ansieht, wie sie heißen: Herzchen Rosenblatt, Moyses Mohnsam, Mendel Löw, Afrom May, Itzig Rudel, Leib Süßkind. Und über allem ein Himmel tiefblau und schwer. —

Trier feierte am 1. Vendémiaire des Jahres V. (22. September 1796) das Fest der Gründung der französischen Republik: Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit!

Im Dekadensaal, dem einstigen Promotionssaal der Universität, war eine Pyramide errichtet, darauf stand eine weibliche Statue, das Symbol der Republik; sie hielt in der hängenden Rechten das Bündel Stäbe mit dem herausragenden Beil, ihre Linke hob einen Speer empor, an dem die Freiheitsmütze steckte. Huldigend verneigten sich die wie in Prozession an ihr Vorüberziehenden. Aber manch Trierer Auge blickte mit Schaudern. Da stand zur Seite der Republik noch so ein

Weibsbild, mit Helm und Lanze, aber sonst nackt, und das streckte gegen einen Priester, der im Ornat zwischen kirchlichen Insignien und heiligen Gefäßen am Sockel der Pyramide zu sehen war, die Zunge heraus, und bacchantische Kinder, splinterfasernackig, trampelten auf dem Kurhut und auf dem erzbischöflichen Kreuz mit dem Pallium herum. O Clemens Wenzeslaus, Kurfürst von Trier, wenn du das sähest! Doch gut, daß du nicht mehr hier bist, dachte manch Trierer Herz.

Man hatte ihm manches verdacht, dem Clemens Wenzeslaus. Wenn der nicht versippt gewesen wäre mit dem französischen Königshaus, nicht allzu gastlich den emigrierten Adel und die verpönte Geistlichkeit Frankreichs im Kurfürstentum aufgenommen, es seinen Neffen, den Brüdern Ludwigs XVI., nicht erlaubt hätte, zu Koblenz einen Hofhalt einzurichten mit allem Trara, wer weiß, ob dann das Land nicht verschont geblieben wäre vom Mißtrauen und der Rache der Republik. Nun mußte man leiden, selber ganz unschuldig, aber Clemens Wenzeslaus, der dicke Hasenfuß, der war geflohen.

Und doch, es hatte sich lange Zeit fröhlich gelebt unterm Kurhut; der Krummstab war ein mildes Zepter gewesen. Weiß Gott, wenn der Clemens Wenzeslaus heute wiederkäme, man würde sich wiederum einspannen vor seinen Wagen anstatt der Pferde, wie im Jahre 93 des alten Kalenders zu Koblenz geschehen war, nach des Kurfürsten Rückkehr von seiner ersten Flucht. Und zärtlich würde man rufen: „Kommen Eure Kurfürstliche Durchlaucht doch wieder in den Schoß Ihrer treuen, nach Höchstihnen sich so innigst sehnenden Untertanen

zurück, ſchenken Höchſtſie uns den Segen Höchſtihrer Nähe!" Das Volk hatte „Vivat!" geſchrien und „noch fufzig Joahr!"

Doch nun war das erſt drei Jahre her und alles, alles ſchon ſo ganz anders! Man wußte nicht, ob man lieben oder haſſen ſollte und wo und wen. Wie war auch den Bürgern mitgeſpielt worden ſeitdem! Es war nicht einmal im Jahre 92, als die Kaiſerlichen mit den Franzoſen ſich um Trier herumbalgten und von der Pellinger Höh' aus die Stadt beſchoſſen wurde, ganz ſo ſchlimm geweſen. Freilich harte Zeit auch da. Das Herz hatte ſich dem anſtändigen Menſchen, der ſein Vaterland liebte, umgedreht, wenn er's erleben mußte, daß Soldaten, die wie Plundermätze ausſahen: die einen in Hüten, die anderen in Kasketen, dieſe in Pelzmützen, jene in Bauernkappen, mancher im Leinenkittel und viele im Wollenkamiſol, wenige nur in regelrechter Uniform, die meiſten ohne Strümpfe in durchlöcherten Schuhen, daß d i e Sieger wurden. Sieger über die Truppen der Öſterreicher, Preußen und Landeskinder, die, wenig zuvor nur, ſchmuck wie zum Ball ausgezogen waren in die Champagne zum Spaziergang nach Paris.

Wehe, welche Tage in Triers Mauern! In Nächten, in denen man nicht ſchlafen konnte, ſah man wiederum dieſe ſchmucken Truppen ausrücken und dann, wiederkehrend, die Stadt durchflüchten wie irre Träume. Von tauſend waren Hunderte tot. Und abermals Hunderte in wenigen Wochen durch ſtrömenden Regen ohn' Unterlaß, durch Hunger und Kot zu wankenden Schatten geworden, die aufs Pflaſter hinſanken, nicht mehr aufſtehen wollten. In „Kranen" ſchiffte man die

Flüchtenden ein; was an Schiffen und Kähnen zu haben war, wurde requiriert. Die Mosel hinab, das war die Losung. Wer noch laufen konnte, lief auf eigene Faust — nur fort, fort! Aber viele Krümmungen macht die Mosel, in unendlichen Windungen umschlängelt der Fluß felssteile Berge von allen Seiten; wer weiß, wie viele, um abzukürzen, die Flußstraße verließen und sich auf unkenntlichen Höhenpfaden verstrickten ins Dickicht noch ungelichteter Wälder und, todmüde dahinstolpernd, verlorengingen in entlegenen Köhlerhütten. Geforscht wurde nach keinem Verlorengegangenen, ein einzelnes Menschenleben war heute so gut wie gar nichts. Blut war in der Mosel und Seuche und Hunger an beiden Ufern und wenig Barmherzigkeit.

Wenn die Bürger Triers ihren Kindern, die dazumal noch am Gängelband geführt wurden, von jenen Tagen erzählten, dann schauten die auch jetzt noch verständnislos drein; sie begriffen gar nicht, warum die Mutter ein Kreuz schlug und ihre Wange sich bleichte. Sie hatten ja das Leben nie anders gekannt: Lärm auf den Straßen, Abteilungen französischer Soldaten, die an die Türen schlugen, auf Leiterwagen davonführten, was sich noch von Schuß- und Hiebwaffen in den Häusern befand, und auch das mit sich nahmen, was einzelne, die geflüchtet waren, bei Verwandten und Freunden von ihren Möbeln und Wertsachen zurückgelassen hatten. Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit — Todesstrafe für den, der etwas einbehielt von dem, was der Flüchtende ihm anvertraut hatte, auf Freundestreue und Redlichkeit bauend. In den Klöstern und bei den alteingesessenen Familien, da fand sich am meisten.

In manchem Patrizierhaus nahm man der alten Mamſell, die treu wie die Hauskatze am Hauſe hing, ihr Bettzeug weg und dem Diener, der langſam die verſchloſſene Eingangstür öffnete, die Livree, die er viele Jahre im Dienſt ſeiner Herrſchaft getragen hatte. Die Kinder verſtanden nicht, wie bitter es tut, vom Altgewohnten zu laſſen. Warum weinte die Mutter ſo ſchmerzlich, daß ſie nicht mehr im Dom in der Muttergotteskapelle ihre Andacht halten konnte? Sie ſei es von Kindheit auf ſo gewohnt geweſen. Nun mußte ſie anderswo beten gehen. Viel Auswahl war nicht; im Dom war jetzt ein Furagemagazin, auch Möbel aus dem kurfürſtlichen Palaſt waren dort eingeſtellt, bis man ſie abführte nach Frankreich. Im Palaſt ſelber lagen die Soldaten, die die Krätze hatten. Sankt Matthias war Lazarett geworden, ſeine ſchöne Glocken hatte man in Stücke geſchlagen. In die Dreifaltigkeitskirche hatten die Kommiſſäre den Wein gelegt, den ſie den Klöſtern und den Kellern der Ausgewanderten entnommen; ſiebzig Fuder wurden in einem Monat drin abgeſtochen. In der Kirche der Karmeliter hatte man der Mutter Gottes ihr koſtbares Kleid und den mit Silber beſtickten Mantel ausgezogen, ihr ſtatt deſſen einen Sack übergeſtülpt. Im Kloſter der adligen Nonnen zu St. Irminen hatten die Franzoſen ihr Schlachthaus eingerichtet, in St. Simeon die bleiernen Platten des Daches abgedeckt und St. Martin ausgeplündert. In St. Maximin lagen die großen Statuen der Biſchöfe mit der Naſe an der Erde, die bunten Glasfenſter, von Steinwürfen verletzt, verloren im Windſtoß klirrend ein Scheibenſtück nach dem anderen. In der Abtei

Marien waren die Orgelpfeifen herausgeriſſen, und mit St. Paulin war's nicht viel beſſer beſtellt. Nach Liebfrauen konnte die Mutter doch noch beten gehen; aber es ſtolperten immer etliche im hallenden Schiff herum, ſcharrten mit den Füßen, rauchten und ſprachen ganz laut, und das ſtörte ſie.

Der Vater ballte die Fauſt: das war noch nicht das Schlimmſte. Aber daß man der Jugend, ſchon den Kindern in der Schule, die Göttin der Vernunft, ein nackiges Weibsbild, vorſetzen wollte an Stelle „Unſerer Lieben Frau", das war Ärgernis ohnegleichen. Man ſah's ja, wohin ſolcher Unglaube führte. Mädglein, die ſonſt ganz ſittſam geweſen, ſetzten ihre Kinder hinter Hecken und Zäunen ab, fahrendes Volk gaukelte auf allen Märkten, mit den Bänkelſpielerinnen in kurzen Röcken trieben ehrſamer Bürger Söhne ſich herum. Ein Volk ohne Religion iſt ein Volk ohne Sitte; nichts auf der Welt kann dem ſimplen Herzen ſeinen Herrgott erſetzen.

Oh, und die Angſt, die man ausgeſtanden hatte, vor den durchziehenden befreundeten Truppen nicht minder als dann vor den feindlichen! Der Krieg nimmt, wo er kann, und was er kann; man hatte gegeben, aber alles Geben hörte doch einmal auf. Ja, als die Emigrierten mit ihren geflüchteten Schätzen ins Land gekommen waren, die Marquis, die Marquiſen, hohe Geiſtliche und adlige Nonnen, als die ihr Gold, Edelſteine, Perlen, Brillanten, eingelegte Waffen, koſtbares Pelzwerk und Kleider zu Geld machten und für die Wohnung, die man ihnen einräumte, reichlich zahlten, da war jedermann gut bei Kaſſe geweſen. Man hatte ordentliche

Preiſe genommen zu Trier. Aber ſeit die Patrioten, wie die Republikaner ſich nannten, die Emigranten geächtet hatten, daß die nur in wenigen verborgenen Winkeln ſich aufzuhalten getrauten, als Todesſtrafe darauf ſtand, wer einen Emigrierten bei ſich aufnahm, da war die beſte Erwerbsquelle verlorengegangen. Denn die Aſſignaten, mit denen die Republikaner zahlten, waren nichts weiter als dreckiges Papier; nicht einmal echt waren die immer.

Und doch ſollte man zahlen, mußte zahlen; die Kontribution von drei Millionen Livres, die Bourbotte, der Repräſentant des franzöſiſchen Volkes, der Stadt und den beſetzten benachbarten Ortſchaften auferlegt hatte, wurde eingetrieben eins, zwei, drei. Klang es nicht wie Hohn, wenn es in der Proklamation von Bourbotte alſo hieß: „In Erwägung, daß die franzöſiſche Republik, indem ſie den Bewohnern der durch ihre Armeen eroberten Länder Schutz und Sicherheit gewährt, begründete Rechte hat, von ihnen den Zoll der Dankbarkeit zu fordern, den ſie dem großmütigen Verfahren einer Nation ſchulden, die weit davon entfernt iſt, die Rechte auszuüben, die der Krieg den Siegern anheimgibt — ſie will ihre Macht nur gebrauchen, um die königlichen Unterdrücker zu zerſchmettern, dieſe Geißeln der Welt — und in weiterer Erwägung, daß, wenn die franzöſiſche Nation auf all die Vorteile Verzicht leiſtet, welche ſie von ihrem Sieg in dem Kurfürſtentum Trier ziehen könnte, ſo iſt ſie jedoch genötigt, ſich wenigſtens für ihre Koſten und Auslagen zu entſchädigen, die die Unterhaltung der Armeen, deren ſie bedarf, um die Frechheit der Tyrannen im Zaum zu halten, erfordert."

Gnade, Gnade, woher ſoviel nehmen?! Es wurde in den Häuſern zuſammengeſchrappt, was ſich noch an Werten darin befand: Bargeld, Hypothekenbriefe, altes Familienſilber, eingemauerte Weine, Schmuckſachen, Porzellane, Bilder, Samte, Uhren, Pelze, Seidenſtoffe. Alles wurde hervorgeholt, und es reichte doch nicht. Trommler gingen durch die Stadt: binnen vierundzwanzig Stunden mußte die Kontribution bezahlt ſein, die Munizipalität von Trier haftete mit dem Kopfe dafür. Der letzte Sparpfennig wurde hingegeben, die letzte Hoſenſchnalle. —

Aber das Schlimmſte, das Unerträglichſte, das kam doch jetzt: man mußte Feſte mitfeiern, die einem nicht Feſte waren. Man mußte mitjubeln und hätte doch fluchen mögen. Aber ſtill, um Gottes willen ſtill, daß keiner ein Murren hört! Das Geſicht in zufriedene Falten gelegt, daß niemand einem anſieht, wie es innen würgt! Vorſichtig ſchaute mancher ehrſame Mann ſich um: überall lauerten jetzt Spione, es gab Leute genug, die ſich nicht ſcheuten, den Angeber zu ſpielen, nur um ein Sündengeld vom Kommiſſär. Tiefer wurden die Diener vor den zwei nackenden Weibern.

Es wurde viel geredet heute im Dekadenſaal, franzöſiſch, deutſch und wieder deutſch und franzöſiſch.

„Deſpotismus, Knechtſchaft, Unterdrückung, Finſternis hinter uns — Freiheit, Gleichheit, Menſchenrechte und Aufklärung vor uns!“

„Krieg den Paläſten, Friede den Hütten!“

„Der Kampf zwiſchen Licht und Finſternis, zwiſchen Tugend und Laſter, zwiſchen Freiheit und Knechtſchaft

ist zu Ende, hell strahlt die Zukunft der neuen Menschheit!"

Die neuen freiheitlichen Einrichtungen seien in der Tat ein unvergleichliches Glück, versicherte auch Triers Bürgermeister. Ein wenig ängstlich blickte der Herr, aber desto lauter erhob er die Stimme: ein unvergleichliches Glück! Und wem verdankte man das Glück dieser Befreiung? Den tapferen Truppen, die man den Vorzug hatte, in Triers Mauern zu beherbergen. Damit gab er den beiden Demoiselle, die er rechts und links neben sich stehen hatte, ein Zeichen, und diese schönsten Jungfrauen der Stadt, die eine mit nachtschwarzem Scheitel, die andere blond wie die Sonne, nahmen die Lorbeerkränze, die sie auf dem Haar trugen, ab und bekrönten damit zwei Soldaten, die man bereitgestellt hatte aus dem Militärhospital.

Die Musik setzte ein, schmetternde laute Musik. Aller Hände erhoben sich. Der Kommissär nahm den Eid ab: „Ich schwöre Treue der Republik."

Dann Gesang eines Liedes:

„Heut jauchzet wonnetrunken
Mein freies Vaterland.
Es lag in Nacht versunken
Am schweren Sklavenband.
Da riß die schwarze Wolke:
Des Thrones Pfeiler sank —
Dem großen Frankenvolke
Den wärmsten Kindesdank!"

Unter Absingung dieses Liedes, das ein Trierer Bürger gedichtet hatte, drängte alles aus dem stickigen Dekaden-

saal, in dem noch die ganze Septemberhitze brütete, hinaus ins Freie. Es ging durch die Neue Straße über die Weberbach gegen das Alttor.

Da war ein königlicher Thron aufgestellt, mit Purpur und Gold reich behängt. Soldaten zu Fuß, Soldaten zu Pferd stürmten gegen ihn und schossen und stürmten wieder an, bis vier im Gebüsch versteckte Mann, verborgene Seile in Händen, die dem goldenen Thronsessel um die Füße geschlungen waren, ihn umrissen. Er stürzte polternd zusammen — so soll es allen Thronen ergehen! Mit Bajonetten und Kolben schlugen die Soldaten auf die letzten Trümmer ein. Pauken- und Trompetengetöse. Alles Volk schrie: „Nieder mit den Tyrannen! Es lebe die Republik!"

Das Lärmen betäubte die Ohren. Heute gab's was zu sehen. Seit das Gepränge der Prozessionen mit blumenstreuenden Engelchen, mit Lämmchen tragenden Jungfrauen, mit teppichbelegten Straßen, mit Musik und Gesang, mit purpurnen Baldachinen, mit rauschenden Fahnen, mit süßen Marienbildern und segnenden Heiligen, mit Glöckchengeklingel und Weihrauchdüften nicht mehr stattfinden durfte im frommen Trier, hatte man soviel nicht zu sehen bekommen.

„Schad um's Thrönche, daß es is kapores," wisperte leise Herz Rosenblatt aus Reil an der Mosel dem Moyses Mohnsam aus Bridel zu. „E schönes Stück!" Sie hatten beide dasselbe Geschäft: mit allem zu handeln.

„Nu", wisperte Moyses Mohnsam ebenso leise, zog die Schultern hoch und wiegte den Kopf: „Lasse mir nur erst fort sein die Gojim. Wann mir werde sein hier

tout seuls, werde mir ſchon noch eppes finde vom Thrönchen."

Im Gebüſch am Tor niedergekauert, warteten die beiden Juden geduldig, bis auch der letzte von der Menge verſchwunden war. Die verlief ſich bald, gab's doch heute noch mehr zu ſehen; am Nachmittag Tanz und Muſik in allen Wirtshäuſern, Konzert und Ball für die feinen Leute, am Abend Freudenfeuer auf der Eurener Höhe. Der Galgen, der bei Dorf Euren jenſeits der Moſel ſtand, ſollte verbrannt werden, zum Zeichen, daß es nun vorbei war mit der alten Herrſchaft im Lande.

II

uf der Eurener Flur reifte das Obſt. Apfelbäume, Birnbäume in großer Zahl. Wie ein weiter Garten, von ſanften Höhen ſchirmend beſchützt, lag die Flur gegenüber der Stadt. Durch die Tore der alten Römerbrücke, Euren zu, ſtrömten die Menſchen. Sonſt ging man hinüber, um Viez zu trinken — die Eurener machten einen vorzüglichen Moſt, in hohen Haufen geſchichtet lag im Herbſt das Obſt, der Kelter harrend, am Straßenrand — heute wurden viel Äpfel zertreten, viel Birnen zerquetſcht. Man rannte, man ſtürmte, um ja nichts zu verſäumen. Es war ein Volksfeſt, der vornehmere Bürger hielt ſich fern.

Aber die ſchwarze Suzette, des Bürgermeiſters ſchöne Tochter, und ihre Freundin, die blonde Minette, ließen ſich ſehen auf der Eurener Flur. Sie hatten heute morgen eine Rolle geſpielt im Dekadenſaal, nun ließen ſie ſich am Nachmittag noch einmal bewundern. Sie gingen Arm in Arm, in denſelben durchſichtig-weißen Kleidern vom Vormittag. Die ſchmiegten ſich den ſchlanken Hüften eng und glatt an; hochgegürtet hob die kurze Taille den Buſen, den ein zartes Flortuch bedeckte. Statt der

Kränze, die sie am Morgen getragen, umwanden jetzt Bänder zweifach das Haar; süß lächelten die jungen Gesichter unter den Löckchen vor, die in die Schläfen hingen. Den Zipfel des langwallenden Rockes über dem Arm, den seidenen Beutel am Bändel, setzten sie behutsam die Füßchen in den schmalen, weit ausgeschnittenen Kreuzbänderschuhen.

Die beiden Freundinnen teilten sich in die Gunst des französischen Kapitäns, der, sporenklirrend, das schwarze Bärtchen als Fliege am Kinn, elegant in knapp anliegenden Reithosen, neben ihnen herschritt. Hauptmann d'Aubry hatte keinen Blick für die an ihm vorbeiströmende Menge; hochmütig streifte sein Auge flüchtig das Gerüst des Galgens, bei dem französische Soldaten Berge von Reisig schichteten. Das Gerüst sollte brennen. Ein Galgenarm war schon heruntergeschlagen, lachend hatte man ihn herabpoltern sehen, ein dreister Junge hatte ihn durchgesägt. Nun hing der Bube oben am Querbalken, bleckte die Zunge heraus wie einer, der gehängt worden, verdrehte die Augäpfel, daß man nur mehr das Weiße sah, und ließ den schlanken Körper hin und her schlenkern, wie der Wind manchesmal den entseelten Leib eines Gerichteten bewegt hatte. Die Zuschauer klatschten Beifall. Andere Zeiten! Dank der neuen Gesetze bedurfte man des Galgens nicht mehr; Gerechtigkeit und Frieden kamen von Frankreich herüber, sie würden herrschen, und niemand mehr würde sündigen. —

Die beiden Demoiselle kicherten: solch anmutig gedrechselte Komplimente hatte ihnen noch kein Trierer Jung' gesagt. Die schwarze Suzette wurde ganz ele-

gisch, wenn sie dachte, daß sie doch eigentlich Herrn Friedrich Adami, dem Assessor beim Tribunal zu Koblenz, ihre Hand zugesagt hatte. Ach, der war so weit weg, eine ganze gewundene Moselstrecke lag zwischen ihm und ihr, Berge und Täler und wieder Berge, man fuhr mit dem Schiffchen drei Tage fast. Und gar mit der Diligence! Wer weiß, ob man sich überhaupt wiedersah, die Wege waren so unsicher, es trieb sich viel Gesindel herum, versprengte Marodeure — sie würde Herrn Adami gar nicht zuraten, so bald die Reise nach Trier zu wagen. Und wenn's etwa wahr wäre, daß er als Friedensrichter in den Kanton Lutzerath versetzt würde? Maria Josef, sie würde sich wohl hüten, da oben in Lutzerath, dem öden Eifelnest, ihre Jugend und Schönheit zu vertrauern.

Feuriger wurden die Blicke, die sie mit d'Aubry tauschte. Der war eigentlich ein Marquis, aber seinen hohen Titel hatte er fallen lassen, der paßte nicht in die Zeit, nur das „de" hatte er beibehalten.

Die blonde Minette mit den goldenen Locken wurde ganz eifersüchtig: sollte es nicht wahr sein, was der schöne Hauptmann ihr gestern am Gatter ihres Gärtchens zugeflüstert hatte, als er vorbeiritt und sie gerade Blumen schnitt? Sie hatte immer etwas zu tun im Garten, wenn er vorbeiritt in seine Kaserne im Kloster der Minoriten. Daß sie die Schönste der Schönen sei, eine blonde Sonne, hatte er geflüstert und ihre Hand geküßt mit einem solch saugenden Druck seiner Lippen, daß es sie durchschauerte wie nie zuvor.

D'Aubry teilte heute seine Gunst: Tag und Nacht taufte er scherzend die beiden Freundinnen — auf einen

holden Tag eine ſüße Nacht. Sie verſtanden recht gut Franzöſiſch. Der Kapitän bot beiden den Arm, es war nötig hier im Gedränge.

Einen Augenblick wallte es in Suzette auf: wenn Adami das erfuhr, daß ſie einen anderen am Arm hing! Und Minette kam es plötzlich, daß es doch nicht recht ſei, mit einem Franzos ſo zu ſpazieren. Aber das waren nur flüchtige Bedenken. Schon dämmerte es, der frühe Septemberabend begann ſich zu ſenken.

Am Weg, unweit des Waldes, der an die Flur grenzte, hielt der Burſche auf ſeinem Gaul, mit dem Pferd des Hauptmanns am Zügel. Die Stute „Liberté" war unruhig, ſo lange zu ſtehen, das vertrug ſie nicht. Auch Jean-Claude war ärgerlich, er riß die Stute im Maul, daß ſie ſchäumte und auch ſein Klepper unter ihm zu tänzeln begann. Er wollte zum Ball, er wollte ſich auch amüſieren.

Da ſagten ſie „Freiheit und Gleichheit" — war das Freiheit, wenn er hier wie ein Sklave ausharren mußte? War das Gleichheit, wenn er nicht auch ein hübſches Mädchen in den Arm nehmen durfte? Brüderlichkeit — wenigſtens eine von den zweien hätte der d'Aubry ihm überlaſſen können. Überhaupt der! Es wollte dem Burſchen gar nicht ſo ſcheinen, als ſei der Kapitän etwas Rechtes. Was der für Narben auf dem Rücken hatte! Er hütete ſich zwar, ſie zu zeigen, aber der Burſche hatte ſie doch geſehen. Und Redensarten hatte der, Flüche, wie der gemeinſte Fuhrknecht!

Jean-Claude — „Schankelödchen" hatte ihn ſeine Mutter genannt, er war von der Grenze zu Haus — ritt langſam auf und nieder. Vom Galgen her tönte lauter

Gesang, Kreischen und Lachen; im Feuerschein sah er hüpfende Gestalten. Die tanzten wohl gar? Auf der Eurener Höhe krachte und knatterte es plötzlich, hoch bäumten die Pferde sich auf; droben wurde geschossen. Und jetzt flammte das Freudenfeuer eines mächtigen Holzstoßes.

„Sacré nom de dieu!" Der Bursche fluchte, beinahe hätte die Liberté einen Mann umgestoßen, der gebückt am Rain stand. Neben ihm tauchte jetzt noch ein zweiter auf. Unwillkürlich hielt der Bursche die Pferde fester: was wollen die? Scheu suchte er sie zu erkennen. Buschklepper? Aber dann lachte er. Die beiden Männlein in langen Röcken, abgegriffenen hohen Hüten und mit Ziegenbärten hatten nichts Erschreckendes an sich.

„Schöne Peerd," sagte Moyses Mohnsam aus Bridel, und Herzchen Rosenblatt aus Reil streichelte unter leisem Schnalzen der Zunge die Liberté. „Gott der Gerechte, was kann der Mosjö reiten die wilden Peerd", meinte Moyses bewundernd.

Der junge Mensch fühlte sich geschmeichelt; seine Reitkunst war nicht weit her, ehe die Franzosen ihn angeworben, hatte er nur auf dem Schneiderbock gesessen. Sein Hauptmann korrigierte immer an seinem Sitz. Aha, nun sah man's aber doch, daß er gut reiten konnte! Leute, die so flüchtig vorübergingen, sprachen ihn schon sogar darauf an. Er hatte keine Ahnung davon, daß die zwei ihn schon lange beäugten.

Hinterm ersten Waldbusch hatten sie niedergeduckt gesessen, sich leise wispernd einander mitgeteilt: wenn der Bückler vielleicht, oder ein anderer von jenen, so ein Pferd kriegen könnte! Dreißig Karolin und mehr wäre

dran zu verdienen, der Bückler war nicht knauſerig. Ob nichts zu machen war hier mit 'nem Handel? —

Jean-Claude war ein guter Junge, gefällig ſprang er ab und ließ die beiden Juden die Pferde muſtern. Sie taten's genau. Der eine behorchte Herz und Lunge und ſah den Tieren ins Maul, der andere maß die Länge der Schweife und begutachtete dann beſonders die Beine. Sie ſchienen Jean-Claude etwas von Pferden zu verſtehen. Er hatte es ja immer geſagt, die Liberté war ein bißchen ſchwach auf der Vorderhand, und der Adonis hatte mit der Zeit einen Senkrücken gekriegt.

Ob die Pferdchen wohl zu verkaufen wären, fragten die Juden. — „Non, non."

Sie verſtanden ſich ganz gut, lange Kriegsläufte und ſeit zwei Jahren franzöſiſch geworden, hatten auch den gemeinen Mann genug von der Sprache gelehrt. Und des Jean-Claude Mutter war von Geburt eine Deutſche, in großer Freude und in großem Schmerz vergaß ſie 's Franzöſiſch, dann ſprach ſie Deutſch.

Wenn der Mosjö das Geſchäft vermitteln wollte, würde es ſein Schaden nicht ſein. Die Landsleute brauchten Pferde, es waren ihnen alle abgenommen worden im Krieg — was ſollte die Stute koſten?

Parbleu, ſie hörten doch, daß die Pferde nicht zu verkaufen waren. Gleich würde der Kapitän kommen, dem ſie gehörten; das heißt, ſie gehörten der Republik, alles Eigentum war jetzt gemeinſam.

„Bei mein Geſund," ſagte Herz Roſenblatt und ſchlug klatſchend der Liberté auf den Schenkel, „er ſpricht wie der weiſe Salomo!" Aber aufſitzen durfte man doch wohl einmal?

Dagegen hatte der Burſche nichts. Der Alte war dürr, ausgemergelt von Hunger, der würde die Liberté nicht drücken durch ſein Schwergewicht. Verdutzt riß er die Augen auf: konnte der aber reiten! Wie angepicht ſaß der Händler, ſeine Rockſchöße, zerſchliſſen und zerſchlumpt, klatſchten der Stute die Lenden, und ſie, dadurch angeregt, ſchlug einen ſcharfen Galopp an. Ein paar Augenblicke ſah es aus, als wollte die Liberté davonjagen auf Nimmerwiederſehen.

In Herz Roſenblatts Seele rangen Gewalten. Wenn er nun wegjagte? Einholen würde ihn niemand. Er hatte ſeine Gefreundte, da ſtellte er's Gäulchen unter. Und wenn alles ſtill war davon, holte er's ſich nach Reil — was würde viel Weſens jetzt ſein um ein Pferd? Aber dann empörte er ſich gegen ſich ſelber: pfui, Herzchen Roſenblatt, du wirſt doch nicht ſtehlen? So alt ſchon, fünfzig und drüber, und noch nicht redlich? Aber heißt das denn ſtehlen, wenn man einem was wegnimmt, was dem gar nicht gehört? Nicht gehört und doch gehört! Roſenblatt ſtieß dem Pferd die Hacken in die Seiten, es machte Sätze, hoch und höher, klatſchender flatterten die Rockſchöße, zerſchliſſen und zerſchlumpt, der graue Ziegenbart wehte, eine wilde Leidenſchaft kam Roſenblatt an. Wenn er den Gaul hätte, verkaufte, was für ein Geſchäft! Er war ein gemachter Mann, ſein Weib brauchte dann nicht mehr in Lumpen zu gehen, ſeine Kleinen nicht barfuß zu laufen — Herzchen Roſenblatt, Herzchen Roſenblatt, beim Gott deiner Väter, weh geſchrien über deine Redlichkeit — ach, ach, und Moyſes Mohnſam war ja auch dabei!

Mit einem gewaltigen Ruck hielt plötzlich der Jude

das Pferd an, daß es ſich beinahe auf die Hinterhand ſetzte. Er glitt herab, ſchweißüberſtrömt, totenblaß, hochatmend ſtand er vor dem verblüfften Burſchen.

Der war heilfroh, ſein Tier wiederzuhaben — dem Volk war ja nicht zu trauen.

„Allons!", ſagte er grob und ſchmitzte dem Alten mit den Lederriemen der Zügel ins Geſicht. „Pack' Er ſich jetzt auf der Stelle!"

Moyſes Mohnſam hatte ſich ſchon zeitiger zurückgezogen, nun wankte der andere ihm nach; Blut ſchoß ihm aus der Naſe und miſchte ſich mit dem Waſſer, das ihm aus den Augen floß. Mit d e m Geſchäft war es nichts geweſen.

Den Rücken gekrümmt, demütigen Schrittes, verloren ſich die beiden jetzt unter der Menge — vielleicht, daß es doch noch etwas zu handeln gab! —

Tiefer ſank der Abend, es war ſchon ganz Nacht. Im huſchenden Feuerſchein tauchten Geſichter auf, die ſich vordem nicht hatten ſehen laſſen. Wo das Gewühl am dichteſten war, drängten ſich fremde Geſtalten. Wer war der junge Menſch im dreieckigen hochgeſchlagenen Hut, das Haar lang hängend auf den Bürgerrock aus blauem Tuch, das Kinn vergraben in hohe Halsbinde? Ein luſtiger Geſelle, er ſprang wie ein Fohlen. Bald hatte er eine Frauensperſon an der Hand.

War das nicht die Bänkelſpielerin, die eine Woche zuvor ſich hatte ſehen laſſen auf dem Trierer Markt im handbreiten Röcklein? Sie hatte getanzt auf dem Seil, das haushoch geſpannt war über dem Pflaſter, und

hatte ein dreiſtes Stück aufgeführt mit einer Mannsperſon, die verkleidet war als Hanswurſt. Sie hatte auch geſungen zu Harfenſpiel, war dann mit dem Teller ſammeln geweſen von Haustür zu Haustür. Der Büttel hatte ſie endlich verſcheucht. Aber heut trug ſie eine Haube wie andere Frauen aus dem Volke auch, hatte das Haar ſittſam geſcheitelt und das Kleid lang bis auf die Schuh. Aber doch war es dieſelbe, denn — ein plötzliches Aufkreiſchen der Nächſtſtehenden — ſie ſchleuderte gewandt einem großen Mann mit der Spitze ihres Fußes den Hut vom Kopf. Haſtig bückte ſich der Erſchrockene danach; es bückten ſich viele, bald wälzte ſich ein Knäuel von Menſchen am Boden herum.

„Mein Hut, mein Hut!“ Der Hut, der Hut — ja, wo war der? Und wo war die Châtelaine von Madame Mohr, wo das großblumige Taſchentuch von Bürger Haas? Fiſcher Mathes vermißte ſeine Schnupftabaksdoſe, er klagte um ſie wie um ein verlorenes Kind. Allgemeine Verwirrung, gewaltiges Entſetzen: was war nicht alles abhanden gekommen! Dieſer hatte ſeine Uhr nicht mehr, jener ſuchte verzweifelt ſeine Börſe. Diebe, Diebe — Zetermordio! An den Galgen mit den Halunken! Ach, der Galgen, der ſtand nicht mehr, ein Häuflein Aſche nur war von ihm übriggeblieben. „Holt den Büttel! Haltet den Dieb!“ Der mußte noch hier ſein; da lief ja einer. „Haltet ihn, haltet ihn!“

Hinter Herz Roſenblatt ſetzten ihrer vier, fünfe drein. Die Seele im Leib zitterte ihm. Oh, wäre er nur nicht gelaufen! Er war ſich keines Unrechts bewußt, nur nach einem Handelchen ſpürend war er umhergeſchlichen; da

kam der Lärm. Und nun wußte er aus Erfahrung: der Jud, der Jud, der hat's immer getan. Und angſtvoll machte er ſich auf die Beine. Er lief wie der Wind. Aber ſie holten ihn rettungslos ein. Und ſie viſitierten ihm die Kleider, riſſen die armen Plundern dabei vollends entzwei, durchſuchten ihn bis auf die nackte Haut und konnten nichts finden. „Er hat's fortgeworfen, raſch weggeſchmiſſen!" Man hatte es ja geſehen. Sie bläuten auf den Herz Roſenblatt ein und zerſchlugen ihm ſchier die Knochen. —

Das Feſt der Galgenverbrennung hatte kein freundliches Ende genommen. Die Trierer drängten nach Haus, es war ihnen unheimlich geworden auf der Eurener Flur. So weit war es alſo ſchon gekommen mit der Unſicherheit, daß man nicht mehr geſchützt war dicht vor Triers Toren? Es war bald ganz ruhig auf der Eurener Flur, ſtill blinzelnd nur guckte der Mond über die ſchweigenden Höhen.

Der franzöſiſche Kapitän mit den Demoiſellen hatte auch den Heimweg angetreten, aber er ging nicht die Landſtraße, die die anderen gingen. Er hatte ſich ſeitab verloren, und ſeine Begleiterinnen hatten nichts dawider. Suzette fühlte ſich ſicherer vor neugierigen Augen im deckenden Buſch, da konnte ſie niemand an Adami verraten. Und auch Minette wurde freier, der Vater würde es doch nicht gern geſehen haben, daß ſie am Arm des Franzoſen ging. Im Wald war's ganz finſter, der Pfad, der parallel mit der Landſtraße auf die Stadt zulief, war ſchmal, ſie mußten ſich dicht aneinanderdrängen. Links die Blonde, rechts die Schwarze; die zarten Arme verliebt an ſich drückend, verlangſamte

d'Aubry immer mehr den Schritt. Hatte er sein Pferd, seinen Burschen denn ganz vergessen? „Setzen wir uns ein wenig, mes charmantes!"

*

Jean-Claude hatte lange gewartet. Erst in Geduld, dann in Ungeduld, zuletzt in Wut: kam der Kerl denn noch immer nicht? „Vermaledeites Cochon!" Er hatte ihn wohl mit den Mamsellen verschwinden sehen. Nun würde er sich auch nicht länger zum Narren halten lassen. Müde war er auch: morgens den Thron gestürmt, abends den Hanswurst von so einem gemacht, dazu die Langeweile des Wartens. Er band beide Pferde an; den Adonis drüben an die Buche, die Liberté hier an die Birke, er selber ließ sich an einen Tannenstamm nieder. Verträumt starrte Jean-Claude in das große Schweigen. Wie sich das Silber des Mondes immer mehr und mehr übers Feld ergoß! Nebel stiegen auf, leicht wehende, weißliche Schleier; eine Unke rief unter Steinen, das klang wie Glöckchen, und Grillen zirpten ihr Schlummerlied, ganz traulich, so wie abends bei Saarlouis in der Mutter Haus. Die gute Frau, ob sie wohl noch lebte? Seit die Franzosen ihn angeworben — wie verfluchte er das bereits —, hatte er nichts mehr von ihr gehört. Sie konnte nicht schreiben, und wenn sie auch hätte schreiben können, wo sollte ein Brief ihn finden? Bald hier, bald dort; hingeblasen bei der Trompete Ton, hingewirbelt bei Trommelschlag, ohne eigenen Willen, dem Kommando blind folgend, das war Soldatenlos. Wenn er sich Mühe gegeben, hätte er vielleicht ein Briefchen zustande gebracht, aber Dienst

machen, Montur putzen, Pferde striegeln, essen, trinken, schlafen und wieder Dienst machen und Montur putzen und Pferde striegeln, das nahm die Lust. Und doch mußte Jean-Claude jetzt so sehr der Frau gedenken, an deren Herd er gesessen hatte, seit er sitzen konnte. Da hatten die Grillen gezirpt in der Hüttenmauer, geradeso wie jetzt, und die Mutter hatte ihm übers Gesicht gestrichen mit der Hand, die rauh war von Arbeit und doch so weich: „Schlafe, schlafe Schankelödchen!" Jean-Claude schlief ein.

Um die Pferde herum bewegte sich etwas — waren es Schatten? „Bei mein Gesund, e feines Peerdchen", wisperte Mohnsam. „Was wird der Herr mir geben dafür, daß ich ihn hab' geführt her?"

Der Fremde im dreieckig aufgekrempten Hut, der vorhin am Galgen getanzt hatte, spuckte verächtlich aus: „Gor neist, du Hund!"

„Nichts, gar nichts? Ich schrei Zeter!"

Der Jude wollte schreien, aber er brachte nichts Lautes heraus, die Hand des Fremden preßte ihm die Gurgel zusammen. Ein Tritt — Moyses Mohnsam fiel um, lag am Boden. Er getraute nicht mehr sich zu rühren und auch nicht zu schreien.

Gewandt band der andere beide Pferde los, auf die Liberté schwang er sich, den Klepper nahm er an den Zügel. Heidi, fort, lautlos — ein Spuk.

An den Häusern von Euren vorbei stob der nächtliche Reiter. Plötzlich scheute das Handpferd.

„So kommste nit weit", sagte eine Stimme. Keck stand das Weibsbild, mit dem er vorhin getanzt hatte, vor dem Reiter. „Nimm mich mit, laß mich aufsitzen!"

„Wohin willſte denn?“

„Zum Hannes Bückler.“ Die Bänkelſpielerin lachte. „Hab' dich gleich erkannt. Hab' dein Bild angeſchlagen geſehen. Jetzt hab' ich dich, Johannes Durchdenwald!“ Sie lachte immer übermütiger.

„Schrei nit ſo!“

„Hab' auch deine Geſellen erkannt, drei waren bei dir. Hab ihnen geholfen beim Hut, bei der Uhr, beim Fazenetle*, bei der Geldbörs und was ſonſt noch da war.“

„Sitz auf!“

Sie ſchürzte den Rock. An den Sattelknopf faſſend, ſchwang ſie ſich leicht auf den Klepper. Sie ſetzte ſich wie ein Mann.

„Du gefällſt mir. Wo haſte 's Reiten her?“

„Von mei'm Schatz, dem franzöſ'ſchen Huſarenoffizier. Bin mit dem gezogen en ganzes Jahr, auch als Huſar.“

„Potz Teufel!“ Er ſah ſie bewundernd an. Hatte ſie ihm vorhin ſchon gefallen am Galgenplatz, daß er ſie beim Tanz an ſich preßte mit verliebter Glut, ſo gefiel ſie ihm jetzt noch tauſendmal mehr. „Wie heißt du?“

„Julie. Bin das Julchen aus Weyerbach. Aber der Hunsrück kann mir nit gefallen, 's zu armſelig da. Und zu eintönig. Kennſt ja auch die Elendsgegend.“

„Woher weißt du das?“ fuhr er ſie an.

„Ei je, dat weiß doch ein jeder, wo der Bücklerhannes her is. Frag' jedes Kind nach dem Hannes aus Raſtätten — ſie kennen dich all!“

* Taſchentuch.

Ein eitles Lächeln erſchien auf ſeinem hübſchen Geſicht. „Ei ja, ſie kennen mich wohl. Der Johannes Durchdenwald ſchreibt ein klein Briefchen nur, und ſie tragen ihm 't Geld in den Wald, wohin er ſich 't hat beſtellt. Aber weh dem, der ihn angibt!" Drohend ſagte er's und ſah ſie ſcharf an.

„Ja, du biſt fürchterlich!" Sie lachte ſchelmiſch. Dann neigte ſie ſich zu ihm hinüber und legte den Arm um ſeinen Hals. „Nimmſt du mich zu dir? Mein' Vatter hat man gehängt auf der rechten Rheinſeit, meinen Bruder geköppt auf der linken Rheinſeit, von meiner Mutter weiß ich nit, iſt die auch tot, oder ſitzt ſie im Spinnhaus. Hannes, du Lieber, paß ich nit zu dir?" Sie ſchmeichelte ſich an ihn.

Er küßte ſie entbrannt. Ihre Pferde gingen dicht nebeneinander, ſo dicht, daß die Leiber ſich aneinander rieben. So ritten ſie, langſam, ohne Furcht, die ganze Nacht.

III

War das nicht unerhört, eine Frechheit ganz ohnegleichen? Ein franzöſiſcher Burſche, der, auf ſeinen Herrn wartend, mit deſſen Pferd an der Eurener Flur hielt, war heruntergeriſſen worden von dem Begleitpferd, geſchlagen, malträtiert; betäubt hatten die Räuber den Armen liegenlaſſen am Weg, waren mit beiden Pferden entflohen.

Der Jude Moyſes Mohnſam aus Bridel war der wichtigſte Zeuge, der war in der Nähe vorbeigekommen, hatte die Räuber noch reiten ſehen. Als er „zu Hilf" und „Diebe" ſchrie, hatte noch einer ſich umgedreht, ſein Piſtol nach ihm abgeſchoſſen. Der Schuß hatte des Juden Kopf dicht geſtreift. Nun bekam Moyſes Mohnſam die für jede Nachricht über den Täter ausgeſetzte Belohnung.

Die Belohnung war hoch, der franzöſiſche Präfekt war in Wut über den an franzöſiſchem Gut und an einem franzöſiſchen Soldaten begangenen Frevel. Auch die deutſche Juſtiz wurde aufgerüttelt, etwas weniger läſſig war ſie diesmal als ſonſt. Es wußte ja kein Beamter mehr, ob er lange noch auf ſeinem Poſten ver-

blieb oder kurz, nur ein Zwinkern, ein Wort, vielleicht an sich harmlos, genügte, um mißfällig zu machen; der Posten wurde anderweitig besetzt. Das machte lahm.

Jetzt erließ die Justiz ein Umschreiben. Alle Friedensrichter wurden ersucht, strengste Aufsicht zu führen in ihren Kantonen. Das herrenlose Gesindel witschte behend aus einem Kanton in den anderen, an der Grenze eines jeden hatte die Polizei bisher haltmachen müssen, das Wild nicht verfolgen dürfen auf fremden Jagdrevier. Nun aber sollte einheitlich vorgegangen werden, alle Kantone unter e i n e Polizeigewalt gestellt sein. Die Banden wurden zu frech, es konnte sich niemand mehr über Land getrauen. Marodeure, dem Heeresdienst entwischt, machten die Straßen unsicher mit ihrem Hunger; holten der Bäuerin die Eier aus dem Stall und die Hühner dazu. Sie tranken der Kuh auf der Weide das Euter leer, und wurde ihnen am einsamen Haus keine Gabe gespendet, so schreckten sie mit Drohungen die Bewohner.

Niemand durfte ohne Paß mehr beherbergt werden. Die Tag- und Nachtwächter waren zu verdoppeln. Die Polizei zu verstärken. Der Erlaß lautete ferner:

„Ein großer Streifzug wird unternommen. Die Teilnehmer haben sich zu versammeln am Duodi, dem 2. Brumaire des Jahres V. der Republik" — dahinter stand in Klammern für die, die den Kalender der Republik noch nicht innehatten: (am 23. Oktober 96 alter Rechnung) — „auf dem Domfreihof, morgens 7 Uhr. Wer sich beteiligen will, kann sich einfinden, Jäger und frühere Militärs sind besonders willkommen. Schießgewehr und Munition werden von der französischen

Militäroberbehörde den dafür Haftbaren zur Verfügung gestellt."

Acht Tage vor dem festgesetzten Termin war die Bekanntmachung des Streifzuges schon an der Domtür angeschlagen gewesen, auch noch am Roten Haus und an den Straßenecken. Aber es fanden sich außer der Polizei nur wenige dumme Jungen ein, die es nach Abenteuern gelüstete. Eine geheime Angst hielt den Bürger zurück.

Bürger Mohr sagte zu Bürger Rentenbach: „Ich holen kein Schießgewehr in die Hand. Denn wer is dat größte Übel? Der Finger könnt einem am Hahnen zucken, dat Gewehr einem losgehen am unrechten Platz." Vergrämt sahen sich beide Männer verständnisinnig in die Augen. Ach ja, die Zeit war vorbei, in der der Wahlspruch des biederen Trierers zu seinem Recht kam: „Eich äsſe gäre gut, eich drinke gäre gut, un dahingegen will ich mein Ruh han." Man aß nicht mehr gut — es war alles zu teuer. Man trank nicht mehr gut — die Franzosen hatten allen Wein ausgeführt. Und Ruhe kannte man auch nicht mehr. Die Zeit war toll, es stand alles auf dem Kopf, man war selber mit aus den Fugen gegangen wie ein alter Schrank, der das Herumrücken nicht verträgt. — —

Aus der Eulenpütz, dem heimlichen Gäßchen hinter den gewaltigen Dommauern, kam eine geschlichen. Sie trug ein dunkles Tuch überm Haar und hatte das noch tief in die Stirn gezogen. Dem Anzug nach schien sie alt, dem Gang nach jung; der federnde Tritt ließ sich durch absichtliche Verlangsamung nicht verbergen. Sie stand an der Domtür still und studierte lange die Be-

kanntmachung. Dann ging sie wieder, wie ein geducktes Bettelweib an den Häusern entlang sich drückend.

In der Eulenpütz standen nur ein paar armselige Häuschen, Leute von gutem Ruf wohnten nicht hier. Die Gasse war verrufen, die Wache, die durchpatrouillierte, hatte vor nicht allzu lange drin einen Bürgersohn aus gutem Haus gestochen gefunden. Wie das gekommen, das war niemals recht laut geworden, man munkelte nur allerlei; die Untersuchung war niedergeschlagen worden auf Wunsch der einflußreichen Familie, und der junge Mann hatte, kaum genesen, die Stadt verlassen. Ob es wirklich die Franzosen gewesen waren, die ihn überfallen hatten? Es wurde etwas verbreitet von einem Zusammenstoß. —

In der Eulenpütz, in dem niedrigsten Haus ganz im Schatten des Domes, wohnte ein altes Weib mit ihrer Tochter. Das Haus hatte jahrelang leer gestanden, Mäuse und Ratten nur hatten darin herumgefegt und Fledermäuse wie welke Lappen im Sparrenwerk des Dachs gehangen. Die Alte schien nicht sehr wählerisch, war wohl froh, eine Wohnung gefunden zu haben. Die Buzliese war schon viel umhergezogen, hatte zuletzt in Faid an der Mosel gewohnt. Ob sie lange hier geduldet werden würde? Sie verhielt sich ganz still, man sah sie nie, zuweilen nur das Mädchen, das sie für ihre Tochter ausgab, die Buzliesen-Amie. Und dann war noch die Dienstmagd im Haus. Die ging alle Morgen einkaufen und holte das Wasser vom Brunnen, aber wenn die Leute auch freundlich zu ihr reden wollten, denn sie hatte ein hübsches Gesicht und traurige Augen, blieb sie einsilbig.

Heut nacht war's in der Eulenpütz sehr dunkel, nur das rote Laternchen über der Buzliese Tür flimmerte. Herbstregen klatschte nieder, und der Wind trieb noch immer mehr Wolken zusammen. In dem einzigen Raum des Untergeschosses — Hausflur und Stube zugleich — saß die Buzliese in einem Winkel und nickte. Wie Spinnweben hing es über ihr Gesicht, einzelne Haare, lang und grau, hatten sich aus der Haube gestohlen und verschleierten Stirn und Wangen. Die rot geränderten Augen pliierten wie die eines Nachtvogels. Nichts stand von Möbeln in der Leere des Raums als ein Tisch mit zwei Bänken längsseits und an der anderen Wand das Bett der Alten, eine Lagerstätte, die nicht gerade lockte. Das einzig Wohnliche war ein Ohrenstuhl, mit zerschlissener Seide bezogen; drin saß, wie ein Kätzchen zusammengekuschelt, die junge Amie. Am Herd stand die Magd, die Hände ineinandergeschlungen und starrte ins Feuer. In der dunkelsten Ecke der Hinterwand ging eine Falltür hinab in den Keller; nie traf ein Lichtstrahl dorthin. Eine Leiter in der anderen Ecke führte zum Eingang des Obergeschosses; den verschloß eine Falltür.

Die schöne Amie gähnte: heut war wohl niemand zu erwarten, keiner aus der Stadt und auch sonst keiner — konnte sie jetzt nicht zu Bette gehen?

Die Buzliese gab keine Antwort, sie horchte nach außen; verstohlene Tritte, nur dem geübten Ohr vernehmbar, schlichen durch die Eulenpütz. Alle Verschlafenheit war plötzlich von ihr gewichen, durch das Spinnweb des Haares funkelten ihre Augen. Jetzt ein Kratzen an der Tür, wie ein Hündchen kratzt.

„Die Jule! Mach' auf!" fuhr Buzlieſe die Magd an. Dieſe ſchob die ſchweren Riegel zurück und legte ſie dann ſogleich wieder vor.

Die Bänkelſpielerin ſtand in der Stube. Jetzt warf ſie das verbergende Tuch vom Kopf, richtete ſich ſchlank auf und ſagte haſtig: „Sie kommen. Placken-Klas, Schmu-Balzer, Schnallen-Joſeph, Petronellen-Michel und Huſaren-Philipp. Der ſchwarze Peter und Iltis-Jakob ſind auch mit unterwegs."

„Iſt der Hannes auch dabei?" Buzlieſen-Amie fragte es haſtig. Sie war aus dem Seſſel aufgeſprungen und ſtrich ſich mit beiden Händen das verworrene Gelock hinter die Ohren.

Die Julie blitzte ſie zornig an: was ging dieſes grüne Ding der Hannes an? Sie würdigte das Mädchen keiner Antwort. „Beim Krämer Kutzbach zu Conz haben ſie den Laden geleert. Mehl, Zucker, Würſte, Wachslichter, Leinwand, ſchwere Packen von fein Aachener Tuch und 'ne Maſſe Schnaps. Sie werden gleich hier ſein."

Buzlieſe hopſte vor Freuden. „Da fällt für mich Hemd und Kleid ab! Feine Maſematten! Iſt's gut gegangen?"

Julie lachte: „Am Vormittag hab ich im Laden gebettelt. Der Krämer ſchläft im oberen Stock, nur der Hund unten. Dem hab' ich zu Mittag ein Stück Fleiſch geſchenkt; heut nacht, als ſie den Laden aufbrachen, lag der ſchon tot. Gemächlich haben ſie ausräumen können. Ich hab' Schmiere geſtanden."

„Und is keiner zu Schaden gekommen?"

„Sie haben die Schnelles* nit gebraucht. Nur einer, der nach oben ging, als der Krämer sich rührte und Licht anschlug —"

„Ist der Hannes blessiert?" fuhr Amie dazwischen.

Julie schlug ihr grob ins Gesicht: „Hast dich nit zu kümmern. Der Hannes is mein!" Sie fuhren gegeneinander los.

Buzliese warf sich dazwischen: „Seid ihr ganz toll?"

Amie weinte: „Sie hat mich geschlagen."

Julie höhnte: „Dir Katz schneidt mer die Krallen!" Wieder packten sie sich.

Da ertönte draußen ein Eulenschrei—das „Kochemloschen"**.

Die Weiber stießen vereint die Riegel zurück, sie waren alle in Aufregung; nur die Magd verharrte regungslos auf ihrem Platz am Herd. Düsteren Blickes sah sie nach den Männern hin, die jetzt, einer nach dem anderen, schwer bepackt sich durch die halb geöffnete Tür zwängten.

Buzliese war wie von Sinnen, kichernd hopste sie um die Beladenen herum. Sie klatschte in die Hände: „Gut gemacht, gut gemacht, seid brave Jungs!"

Der schwarze Peter, ein Hüne von Kerl, der die langen pechschwarzen Haare in einem Ring unterm Kinn zusammengezogen trug, schmiß mit einem Fluch seinen schweren Packen hin: „Verdammich, dat 's schwer!" Er zog Amie an sich.

Die aber entzog sich ihm, sie hängte ihre Blicke an den jungen Schlanken, der die anderen kommandierte,

* Schnelles = Flinten.
** Gauner-Erkennungszeichen.

die ihm willig folgten. Also der Bückler war doch dabei, obgleich die Julie ihn nicht genannt hatte!

Buzliese zündete eine Laterne an und leuchtete den Männern voran in die Ecke. Dort wurde die schwere Falltür gehoben, in den gähnenden Schacht, der sich auftat, wurden die Waren verstaut.

Wenn sie die Falltür nun zuwarf, die Räuber drunten gefangennähme — Buzliese und Julie waren auch mit hinuntergestiegen — wenn sie dann liefe und die Wache holte? Für einen Augenblick schoß das der Magd am Herd durch den Kopf. Mit der Amie hier würde sie schon fertig werden, die zu überwältigen war nicht schwer. Es riß die Magd förmlich zur Falltür hin, ihre Nägel bohrten sich in die Innenfläche der geballten Hände, sie stöhnte laut auf: nur sich losmachen, fliehen aus diesem Haus, nicht mehr wissen von dem Stehlen und Hehlen hier! Mit einem schweren Blick sah sie an sich herunter: war sie nicht auch schon schmutzig geworden? Wenn sie doch fliehen könnte! Aber sie hatte kein Geld, und der Weg war weit, und die Buzliese gab Obacht allezeit. Und wenn sie nachts schlief in dem Speicherloch, oben im Giebel, schloß die Alte sie ein, und die Leiter, die von der Falltür nach unten führte, wurde weggezogen.

Die Männer waren wieder heraufgestiegen. Buzliesen-Amie saß jedem derselben einmal auf dem Schoß und schlang ihm den Arm um den Nacken. Sie saßen alle am Tisch; ihre Gesichter waren noch geschwärzt und dadurch unkenntlich gemacht; die Halsbinden hatten sie bis übers Kinn heraufgezogen. Sie tranken von dem gestohlenen Schnaps.

„Komm her!“ ſagte der junge Anführer zu der Magd am Herd und hielt, ihr lachend zunickend, ſein Glas hin. „Trinke auch emal!“

„Ich trink keinen Schnaps.“

Die anderen ſchlugen ein Hohngelächter auf. Das Julchen, das dicht beim Hannes ſaß, nahm das volle Glas und ſchüttete es ſich herunter auf einen Guß.

Das war eine! So muß des freien Mannes freie Braut ſein! Im Wald, in der Finſternis verlaſſener Köhlerhütten, in den Erdlöchern, in denen man zuweilen hauſte, brauchte man eine, in deren Schoß man ſein Haupt betten konnte. Sie war auch nicht bang, und ſchlau wie ein Fuchs und flink wie ein Wieſel! Es richteten ſich begehrliche Blicke auf Julie Bläſius aus Weyerbach. Wäre der Hannes nicht der Hauptmann geweſen, ſie hätten ihm das Weibsbild ſtreitig gemacht.

Nur Iltis-Jakob prahlte: er hatte daheim eine ſo ſchöne Frau, daß der Richter, der ihn letzthin einmal eingelocht hatte wegen Diebſtahl, ihn laufen ließ, als die Anne zu ihm gegangen war.

Die Augen des ſchwarzen Peters, die ſo ſchwarz waren wie ſeine Mähne, funkelten. Er kannte des Iltis-Jakob Weib, aber er ſchwieg. Hatte ſie doch zu ihm geſagt, als ſie ihn beſuchte in ſeiner Köhlerhütte: „Schweig aber, er ſchlägt dich ſonſt tot!“

Schnallen-Joſeph war nicht ſo klug, der Junge war eitel; er ſchob Amie von ſich, die auf ſeinen Knien ſaß. Auch er kannte die ſchöne Anne, und er tat noch groß in der Erinnerung: „Hei, die war ſchön, ſchöner als jede andere, die ich je im Arm gehabt! Hei, die —“

Ein furchtbarer Schlag traf ihn ins Geſicht. Das Waſſer ſchoß ihm aus den Augen, er konnte nichts mehr ſehen, er ſtürzte hintenüber.

Mit einem Brüllen hatte ſich Iltis-Jakob auf ihn geworfen, er kniete ſchwer auf der Bruſt des am Boden Liegenden. Schon hatte Schnallen-Joſeph des Eiferſüchtigen Meſſer in der Kehle.

Gellend ſchrien die Weiber auf. Vergebens befahl der Hauptmann Ruhe. Allgemeiner Tumult. Die Bänke ſtürzten um, der Tiſch, die Gläſer klirrten zu Boden.

Entſetzt und doch von Genugtuung erfüllt, beugte ſich die junge Amie über den Hingeſtreckten. Sie ſtarrte in ſein gänzlich verändertes, ſtieres Geſicht und ſchüttelte ſich: der war wohl tot? Ihre Fußſpitze ſtieß ihn in die Seite: geſchah ihm ganz recht, warum hatte er des Iltis-Jakob Weib ſchöner gefunden!

Die Buzlieſe jammerte: Weh, das gab Lärm! Wohin mit dem Toten? Sie ſchlug ein Kreuz. Man mußte ihn vor die Türe tragen, weiter weg in einen Winkel legen. Kam die Wache etwa ſchon? Maria Joſeph!

Man hörte das Tuten des Nachtwächters. Ein anderer antwortete ihm. Seit die Zeiten unſicher waren, ging die Wache immer verſtärkt und gut bewaffnet. Horch, Tritte auf dem holprigen Pflaſter! Sie waren in die Eulenpütz eingebogen. Man hatte den Todesſchrei draußen gehört.

Geſchwind puſtete Buzlieſe das Licht auf dem Tiſch aus, nur die Flammen auf dem Herd gaben noch geſpenſtiſchen Schein, ſie waren ſo raſch nicht zu ver-

löſchen. Die Alte drängte Amie und Julie zur Leiter: nach oben! Die Leiter wurde weggenommen. Die Männer zogen die Piſtolen heraus. Die Augen des ſchwarzen Peters funkelten wild, er ſchmeckte ſchon Blut auf der Zunge. Die ſollten nur kommen! Niedergeknallt, niedergeſtochen, über den Haufen gerannt. Man würde ſich ſchon durchſchlagen in die nächtlichen Gärten.

Tritte hielten an vorm Haus, man hörte Stimmen. Eine Fauſt pochte an: „Aufgemacht!"

Bückler fühlte ſich plötzlich an der Hand gefaßt, das Mädchen vom Herd riß ihn mit ſich fort. Er fühlte ſich in die dunkle Ecke zur Falltür gezogen, und er ließ ſich ziehen. Er war der einzige, in dem nicht Kampfluſt brannte; noch war er benommen vom Tod des Schnallen-Joſeph. Der arme Jung'! Verdammte Herberge, nie wieder ſo zwiſchen die Mauern!

Die Magd ſtieß ihn vor ſich die Leiter hinab; nun ſchloß ſie von innen die Falltür. Finſternis, Totenſtille. Von oben nichts mehr zu hören. Eilends kletterten ſie weiter die Leiter hinab. Jetzt ſtolperten ſie zwiſchen den vorhin hier abgeworfenen Packen, aber das Mädchen verweilte ſich nicht, es hatte die Hand des Mannes gefaßt, zog ihn immer weiter.

„Wohin führſt du mich?" Sie antwortete nicht. Für einen Augenblick ſtieg Argwohn in Bückler auf: die konnte ſich Fanggeld verdienen wollen, ihn irgendwo hinunterſtoßen in ein tiefes Loch. Aber dann lächelte er: ach, Mädchen ſind ſich alle gleich, er brauchte ſich nicht zu fürchten. Schmeichelnd zog er ſie an ſich; er fühlte ein Widerſtreben, aber ihr Atem ging raſch. Mit der einen Hand wehrte ſie ihm, mit der anderen führte

ſie ihn. Jetzt rannte er den Kopf gegen Mauerwerk, die Luft wurde eng.

„Bückt Euch," ſprach endlich das Mädchen, „hier iſt der Gang halb verſchütt'."

Er wäre mehr als einmal geſtürzt, hätte die ſtarke Hand der Führerin ihn nicht gehalten. Ein Strom von Wärme ging von der Hand aus, eine Wärme, die ihm Sicherheit verhieß. Wo er war, konnt er nicht ſehen — ſie ſtolperten über allerlei Hinderniſſe — aber er fühlte naſſes Mauerwerk, Mörtel, Steinbrocken. Bald ging es ſich leichter, aber immer war ein modriger Dunſt. Wie lange ſie ſchon ſo tappten, wußte er nicht, willenlos ließ er ſich führen.

„Ich bin hier noch nie bis zu End gegangen, hab' mich immer gefürcht — heut fürcht ich mich nit." Sie ſagte offen, was ſie empfand. In Maria Nikolai war etwas von ſtolzer Freude: was hatten die beiden anderen vermocht, die Julie und die Amie? Sie allein war die, die ihn rettete. Sie wußte wohl, hinter dem Bückler war man ſcharf her, ſchon ſeit Jahresfriſt wurde er das Haupt aller Banden genannt, aber ſo ſchlimm war der gar nicht, er hatte ein hübſches Geſicht und ein ſo freundliches Lächeln.

„Haſt dich geſtoßen?" fragte er zärtlich. Er fühlte ein Zucken in ihrer Hand.

Es tat ihr wohl, daß er ſo fragte, lange hatte ſich niemand um ſie gekümmert. Zärtlichkeit war ſie nicht gewohnt; unbewußt drückte ſie ſeine Hand feſter. Und dann wies ſie vorwärts mit einem frohen und lauten Lachen — bisher hatten ſie nur zu flüſtern gewagt —: „Kuckt da!" Zwiſchen Schutt und Geröll dämmerte eine

kleine matte Helle. Wie ein bleicher Stern ſchimmerte es ihnen in der Finſternis. „Eweil müſſen mir bald eraus ſein!“

Neu belebt tappten ſie weiter, zuletzt mußten ſie noch auf allen vieren kriechen, dann aber war es mit einemmal weit und hoch. Sie ſtanden draußen, aber nicht unter freiem Himmel, über ihnen wölbte ſich hoch eine Kuppel. Sie ſtanden im Dom. Hinterm Altar einer Seitenkapelle traten ſie hervor. Es ging gegen den Morgen. Durch das bunte Glas eines uralten Fenſters fiel mattes Dämmern.

Sie ſahen ſich an; ſie waren blaß und verſtaubt. Aber das Mädchen lachte glücklich: „Diesmal ſeid Ihr dervongekommen. Mir verſtecken uns da im Beichtſtuhl. Und wenn die Franzoſen aufſchließen, ſie holen alle Morgen Futter für ihre Peerd im Dom, dann witſcht Ihr eraus.“

Er mußte auch lachen; es klang übermütig in der hallenden Kirche, einen gelungeneren Spaß hatte ſelbſt er kaum erlebt. Aber dann fiel ihm ein: wo waren die anderen, waren ſie auch glücklich davongekommen? Und Julie Bläſius?

„Ihr ſeid gerettet!“ Sie ſtand ihm gegenüber, die Arme über dem Mieder gekreuzt, jung, ſtark, geſund; ein ſchönes Landmädchen. Ein Begehren kam ihm. Sie waren allein, zwiſchen den ſtrebenden Pfeilern von Stein, ſo allein wie zwiſchen den Bäumen im Wald — er ſtreckte die Hand nach ihr. Er war ſich ſeiner Siege bei den Weibern bewußt; nun packte er ſie. Da gab ſie ihm einen ſo ſtarken Stoß, daß er rückwärts taumelte. Ganz verdutzt ſah er drein: die wollte ihn nicht.

Ihre dunklen, feucht blickenden Augen blitzten jetzt zornig. „Ich bin von der Eifel, ich bin keine Bänkelspielerin und auch keine Amie. Rührt mich nit so an. Sonst pack' ich dat Kreuz da" — es lehnte ein altes Holzkreuz dicht dabei an der Wand — „und wehr' mich damit. Ich bin die Maria aus Krinkhof, dem Hans Bast seine Tochter!" Sie hatte eine drohende Haltung angenommen.

Er lachte verlegen, so etwas war ihm noch nicht widerfahren. Er hätte sie zwingen können, fast gelüstete es ihn, doch da sah er: hier hatten die Franzosen wohl geräumt, Teppiche und Altargefäße beiseitegeschafft, aber für ihn war doch noch etwas übriggeblieben. Ein Missale, kostbar gebunden, lag am Boden, das konnte er nicht gebrauchen, aber die Decke des Altars hatte noch ihre Spitzen, und das Kleid der Heiligen aus schwerem Damast war auch noch da. Er riß es herunter. Seine Augen flogen, scharf sah er sich um: da war etwas und hier noch etwas!

Maria sah ihn suchen, sich bücken, in alle Winkel spähen und zusammenraffen. Den Damast band er sich unter den Rock, die Spitzen stopfte er sich in die Hosen.

Sie war an den Beichtstuhl zurückgewichen und lehnte sich gegen das geschnitzte Holzwerk mit der reichen Vergoldung. Würde er das auch noch losbrechen wollen? Stumm sah sie zu, wie er an sich raffte, was irgend zu raffen war. Ihre Blicke waren groß und verwundert: d a s hätte sie doch nicht von ihm gedacht. Sie hing den Kopf auf die Brust, sie war auf einmal ganz traurig.

IV

urch den Nebel des Herbſttages wanderte Maria Nikolai. Eilig ſchritt ſie dahin, oft ſah ſie zurück und ging dann haſtig weiter, als fürchte ſie, verfolgt zu werden. Sie ging, wie ſie geſtern in der Eulenpütz am Herde geſtanden, im Mieder und in Hemdärmeln; die Schürze hatte ſie zum Schutz vor ſchwer fallenden Nebeltropfen ſich über das Haar gebunden. Alles, was ſie beſaß, hatte ſie bei der Buzlieſe im Stich gelaſſen, ſie traute ſich nicht mehr dahin zurück. Vielleicht war die Buzlieſe gar nicht mehr im Haus, ſaß ſchon gefangen und die anderen auch — aber würde man ſie nicht als mitſchuldig auch in Haft nehmen? Es war bitter, ihr bißchen Habe: das Sonntagskleid, ein paar Hemden und Strümpfe, Schuh und die wenigen Schürzen, ſo aufzugeben, aber was ſollte ſie tun? Fort mußte, fort wollte ſie, ſie konnte ſich nicht lange bedenken.

Der Bückler hatte ihr verſprochen, ſie ſollte bald alles erſetzt bekommen und alles viel ſchöner, aber nein, ſie würde nie etwas von ihm annehmen. Warum denn nicht? Er konnte das gar nicht begreifen. Sie hatte ihn

angeſehen mit einem Blick, aus dem er nicht recht klug wurde. Was ging ihn im Grund das Mädel und ſeine Launen an, er dachte nur daran, wie und wo er ſich mit ſeiner Julie wieder zuſammenfinden könnte.

Sobald am Morgen der Dom aufgeſchloſſen wurde und einige Soldaten damit beſchäftigt waren, vom Heu, das am Hauptaltar aufgeſchichtet war, Bündel abzupacken, hatten er und das Mädchen ſich am Weihwaſſerbecken vorbei, von den dicken Pfeilern gedeckt, durch ein Seitentürchen hinausgeſtohlen. Niemand gewahrte ſie, der Domfreihof war noch ganz öde. Es war ein kurzer, flüchtiger Abſchied geweſen. Sie hatte Eile fortzukommen: nur weg, weg von der Eulenpütz! Und ihn wiederum trieb es i n die Eulenpütz.Er hoffte unbedingt, da eine Spur von Julie zu finden. Ohne ihm ein Zeichen zu laſſen, das ihm kundtat, welchen Weg ſie genommen hatte, ging die ſicher nicht fort. —

Maria Nikolai ſah tief aufatmend nach der Stadt zurück, die kaum noch erkenntlich im Nebel lag. Pallien, das winzige Dörfchen, das ſich mit ſeinen wenigen Hütten in die roten Felſen über der Moſel klebt, war ihr bald zur Linken geblieben. Nun hatte ſie auch ein größeres Dorf bereits hinter ſich, und jetzt war alles ganz unbewohnt weit umher.

Den Weg, den ſie einzuſchlagen hatte, wußte ſie nicht genau, es fehlten auch alle Wegzeichen, ſie kannte ungefähr nur die Richtung. Als der Vater ſie im Sommer heruntergebracht hatte zur Buzlieſe, waren ſie quer durch die Eifel gewandert, nicht weit von Trier erſt aus dem Gewirr der Schluchten und Wälder heruntergekommen. So zu gehen traute ſie heute ſich nicht —

was konnte ihr geſchehen im Gebirge ſo ganz allein? Da war es nirgendwo recht geheuer. Wenn ihr Kleid auch arm und wertlos war, den Allerärmſten konnte ihre Armut noch Reichtum dünken. War doch kürzlich ein Weib, das Beeren ſuchte, ausgeraubt worden bis aufs Hemd; einem Mädchen hatte man auch das noch genommen. Splinterfaſernackt hatte das ſich nicht heimgetraut, war hinter einen Buſch gekrochen und weinte, bis es, halb erfroren, gefunden wurde. Es war beſſer, ſie blieb auf der breiten Straße, da ſah ſie wenigſtens den Himmel über ſich. Hier traute ſich auch kein Geſindel her, das hielt ſich mehr abſeits. Wenn ſie wacker zuſchritt, auch in der Nacht nur wenig raſtete, konnte ſie wohl hoffen, morgen ſpät abend in Krinkhof zu ſein.

Eine heiße Sehnſucht überfiel ſie plötzlich, eine heißere noch als die, an der ſie bei der Buzlieſe gelitten. Die Einſamkeit, in der ſie jetzt wanderte, und ihre Verlaſſenheit ſchürten ihr Heimverlangen, ließen ihr die Hütte des Vater viel ſchöner erſchienen, als die in Wirklichkeit war. Was würde der Vater wohl ſagen, daß ſie ſchon wieder heimkehrte? Er hatte ſie gut aufgehoben geglaubt bei der Buzlieſe — was mußte die dem Vater alles vorgelogen haben, ſonſt hätte er ſein Kind doch niemals zu der hinuntergebracht?! Ihr Vater! Sie ſah ihn an ſeinem Schmiedefeuer ſtehen, auf den Amboß ſchlagen. Seine Arme waren nackt bis zur Schulter hinauf, tief auf die Bruſt herab hing ihm der lange Bart. Er konnte Furcht einjagen, wenn er ſo ſtand, groß, größer als alle anderen, vom Rot der Flammen wie mit Blut übergoſſen. Aber er war ja gut, ſie hatte ihn lieb! Langſamer wurde ſie in ihrem Schritt: ob es ihm

auch recht ſein würde, daß ſie ſo ohne Erlaubnis heimkam? Aber was hätte ſie anderes machen können? Tränen ſtiegen ihr in die Augen, ſie wurde auf einmal von einer ſeltſamen Ungewißheit erfaßt. Der Vater ſollte nicht denken, daß ſie ihm zur Laſt fallen wollte, ſie würde ſich ſofort nach Verdienſt umſehen. Im Tal wohnten Leute, zu denen ſie wohl in Taglohn gehen konnte. Die Stunde Weg dahin morgens und abends ſollte ihr nicht zu weit ſein. Sie ſah ſich ſchon den bekannten Pfad gehen durch die einſame Linnich, der war ihr doch längſt ſo einſam nicht wie hier die breite Landſtraße. Ängſtlich geworden, ſah ſie ſich um, da hört ſie Pferdegetrappel.

Um die Biegung der Straße kamen zwei Reiter galoppiert. Gott ſei Dank, Wegelagerer waren das nicht, ſie waren in Uniform. Es waren Franzoſen. Die Pferde dampften, ſchäumten ins Gebiß, feurig erregt vom ſcharfen Ritt durch den Nebel.

Maria ſtaunte: Schöne Tiere! Ihr Vater hatte Pferde gern und verſtand ſich darauf, das Auge dafür hatte ſie vom Vater geerbt. Sie blieb ſtehen und guckte. Als ſie ſo ſtand in ſchlanker Haltung, das Haar wehend unter der übergebundenen Schürze, die bräunlichen Wangen rot überhaucht, war ſie begehrenswert.

Der Kapitän d'Aubry hielt an, ein Blick genügte: die war hübſch und allein — ein Wild am Wege. Und hier war es todeinſam. „Allons, reit weiter!" Er warf dem Diener die Zügel ſeines Pferdes zu:

Ohne Arg war das Mädchen ſtehengeblieben, vertrauensvoll grüßte es. Das Stutzen des Dieners ſagte ihm nichts.

Jean-Claude war erſchrocken; er folgte nicht dem Befehl des Kapitäns, er ritt nicht weiter, ſondern blieb halten. Was wollte der d'Aubry? Oh, er ahnte es wohl, er kannte den ja! Ihm war auf einmal, als ſtünde dies ſchutzloſe Mädchen hier ihm nahe wie eine Schweſter. Armer Leute Kind — und die hatte auch eine Mutter! Starr blickte er ſeinen Offizier an.

„Reit weiter! Verfluchter Kerl! Schuft! Cochon! Ich laſſe dich hängen!"

Unbeweglich blieb der Burſche halten. Totenblaß ſtierte er unverwandt ſeinen Vorgeſetzten an.

Der ſtampfte auf den Boden: was, drohen wollte der Lümmel? Der ſtarre Blick war unbequem und unverſchämt. D'Aubry lachte roh auf, und die Pferde mit einem Zuruf ſchreckend, daß ſich beide bäumten und davonjagten, griff er die Ahnungsloſe und faßte ſie ſtark um den Leib. Er riß ſie abſeits vom Wege.

Maria ſchrie gellend auf. Sie wehrte ſich mit all ihren Kräften. Aber niemand kam ihr zu Hilfe.

V

rinkhof lag noch grauer im Nebeldunſt als unten die Moſel. Zehn Feuerſtellen hatte das Dörfchen, die ſcharten ſich um das Kirchlein mit dem ſpitzigen Schieferturm. Gottesdienſt wurde nicht viel drin gehalten, ſelten nur ritt der alte geiſtliche Herr von Dorf Bertrich unten im Ußtal auf ſeinem Eſel herauf.

Hans Baſt, der Schmied zu Krinkhof, trat vor ſeine Tür, er hatte Pferdegetrappel gehört. Aber das Trappen war ungleich, der Gaul mußte ein Eiſen verloren haben, das hörte er auch gleich.

Im Nebel tauchte ein Mann auf, triefend von Näſſe, er zerrte einen Gaul hinter ſich her. Scheu ſah er ſich um. „Seid Ihr der Schmied? Ihr ſeid mir empfohlen."

„Von wem dann?"

„Dat tut nit nötig zu ſagen. Hier dat" — er zog die Schwanzfeder einer Eule heraus — „dat ſagt Euch Beſcheid."

Der Schmied nickte, aber gleich darauf zuckte er mit den Achſeln: „En riskierte Sach, geſtohlene Peerd zu beſchlagen. Et ſteht Stock und Eiſen drauf, wenn et nit den Hals koſt't."

„Beſchlagt mir et doch, beſchlagt et geſchwind, ich komm ſonſt nit weiter. Verflucht, dat Tier lahmt ſeit den Berg ſchon.“

„Ihr habt et unten an der Moſel geſtohlen?“ Hans Baſt ſah den anderen durchdringend an.

Der nickte. „En Bagagepeerd von den Franzoſen — ich hab' et losgeſchnitten, derweil ſie in Bengel im Wirtshaus drinnen tranken.“

Der Schmied lachte kurz und rauh, er blinzelte. „Dat is 'n andre Sach — 'n franzöſ'ſcher Gaul! Steh, franzöſ'ſche Kanaille;“ Er packte das widerſpenſtige Tier mit gewaltiger Fauſt: „Du kriegſt ein deutſch Eiſen jetzt. Freund, hierhin!“ Er wies den Dieb an, das jetzt zitternde Pferd vorn am Kopf zu halten. Mit großer Geſchwindigkeit probierte er ein neues Hufeiſen und ſchlug es an, daß die Funken ſprühten. Als ob das Tier ſeinen Meiſter ſpürte, ſtand es wie ein Lamm und ließ alles mit ſich geſchehen.

„So, Gaul, nu kannſt du laufen!“ Der Schmied gab ihm einen Schlag mit der flachen Hand. „Wohin bringt Ihr dat Peerd?“

Der andere antwortete nicht gern, das merkte man ihm an. Er wich aus: „Ich weiß et noch nit.“

„Ich will et Euch ſagen. Ihr müßt früher aufſtehen, wenn Ihr Hans Baſt wat verbergen wollt. Ihr bringt et nach Gillenfeld zum Bauer Martin. Der hat 'n Peerd nötig.“

Ganz dumm, faſt erſchrocken, ſah ihn der Pferdedieb an: „Woher wißt Ihr dat?“

Der große Mann lachte, daß ihm der lange Bart, ſchwarz mit Silberfäden durchwirkt, auf der Bruſt

tanzte. „Mir ſagt et der Wind, der im Schornſtein pfeift. Der weiß alles.“ Er dämpfte die Stimme und ſagte dann ſo ſeltſam, daß es den anderen abergläubiſch überſchauerte: „Und mir ſagt er auch: macht fort jetzt! He Ihr, fort! Zwei Karolin zahlt mir aber noch für meine Müh'!“

Es war für ein Hufeiſen ein hoher Preis, doch der Dieb zahlte willig.

„Habt Ihr wieder franzöſ'ſche Peerd, bringt ſie nur her. Merkt, Füchſe können auch Braune werden und Schimmel Rappen. Und en Langſchweif en Kurzſchwanz.“

Der Schmied ſprach es ernſthaft, ohne Zwinkern im Auge, ohne Zucken in ſeinem Geſicht. Aber der andere verſtand ihn. Sie ſchüttelten ſich die Hände. Der Dieb ſaß auf, nun lief das Pferd gut. Hans Baſt ſah ihm nach, bis der Nebel den Reiter verſchlungen hatte.

Die finſteren Tannen, die ſich, breit geäſtet und ineinander verzweigt, wie ein Dickicht um die wenigen Felder von Krinkhof ſtellten, ſchloſſen von der Welt ab. Ein armſeliges Eifeldörfchen, armſeliger als die meiſten anderen. Hier war nicht Korn zu ernten, nur ein paar Kartoffeln baute der Krinkhofer an, das übrige war alles Weide fürs Vieh. Warum hatte Hans Baſt Nikolai ſich gerade hier angeſiedelt, wohnte hier, ſeitdem er bei den kurtrieriſchen Grenadieren gedient hatte, der ſchönſte Mann in der ſchönen Garde? Er ſprach niemals von jener Zeit. Auch das Weib, das er ſich mit hier heraufgebracht hatte, hatte ſich nichts zu erzählen getraut, ſo neugierig andere Weiber ſie auch befragten.

Margareta Nikolai ging nicht in die Spinnſtube, einſam ſpann ſie an ihrem kalten Herd. Sie wußte, Nikolai würde ſie ſchlagen, wenn ſie ſchwatzte. Sie fürchtete ihn und liebte ihn. Ob ſie ihm angetraut war, wußte niemand; ſie war dem Manne gefolgt, als er Trier verließ. Willig war ſie mit ihm ins Elend gegangen. Denn elend genug ging es ihnen zuerſt. Sie zogen in eine verlaſſene Hütte, die er um ein Geringes erſtand, weil ſie ablag von den anderen Hütten. Sie hatten nichts als die eigenen Leiber, um ſich aneinander zu wärmen. Nach und nach erſt wurde es beſſer. Der Mann war oft fort. Und kam er heim, dann brachte er jedesmal Geld mit. Bett, Tiſch, Stuhl, Truhe, das nötigſte Leinen und auch Küchengerät wurden angeſchafft.

Sie hatten Reſpekt in Krinkhof vor Hans Baſt Nikolai. Daß er wenig ſprach, ſich nicht mit ihnen zuſammenſetzte, wenn ſie Branntwein tranken, daß er noch immer ging wie der Flügelmann der trieriſchen Garde, aufrecht, ſo ſtrack gerichtet wie bei der Parade, das bewunderten ſie. Er hatte ſich einen Bart wachſen laſſen, wie finſtere Nacht lag ihm der auf der Bruſt. Und in ſeinen ſchwarzen Augen wohnte etwas, das zwang nicht nur ſein Weib allein, das zwang auch andere. In der Verlaſſenheit von Krinkhof befragten ſie den, der klüger war als ſie und mehr von der Welt geſehen hatte, in vielem. Hans Baſt hatte, vordem er ſich anwerben ließ, beim Grobſchmied gelernt, nun nahm er das Handwerk wieder auf. An ſeiner Hüttenwand richtete er ein rohes Gerüſt und legte Schindeln darüber. Hier im offenen Schuppen ſtand der Schmiedeamboß,

glühte das Schmiedefeuer, das der Eifelwind ihm auch ohne Blaſebalg anblies.

Der Schmied von Krinkhof war bald bekannt, ein geſchickter Mann; aus den verſtreuten Dörfern kamen ſie alle zu ihm mit Pflugſchar und Ackergerät. Aber ſein Hauptgeſchäft war das Pferdebeſchlagen. Die Hufeiſen, die er ſchmiedete, paßten den Tieren beſſer als alle anderen; er verſtand ſich auf Pferde, auf Vieh überhaupt, er galt wie ein Doktor. Trat er wo in den Stall, ſtand der Gaul gleich auf, der niedergefallen war, und kalbte die Kuh noch einmal ſo raſch. In ſeinem unbewegten Geſicht war Freundlichkeit ſelten, nur wenn er mit dem Vieh ſprach, lächelte er.

Mit einer gewiſſen Scheu ſchauten die Bauersleute nach dem Schmied. Um ſeine Hütte wob ſich ein Dämmer. Wirr war die Zeit und ohne Ausſicht auf Beſſerung; wer heute noch etwas ſein nannte, war morgen vielleicht ſchon ein Bettler, ſo klammerte man ſich ängſtlich gern an Übernatürliches. Der Schmied von Krinkhof wußte, daß man ihn einen Teufelsbanner hieß, er widerſprach nicht, wenn man ihm zuſchob, das zu wiſſen, was anderen geheim blieb und unerklärlich. Daß er ſein Weib bald verlieren würde, das hatte er auch vorausgeſehen. Den anderen erſchien die Margareta ein rotbackiger Apfel, er ſah ſchon den Wurm. Die erſten Jahre waren zu hart für ſie geweſen; Kälte, Hunger und ſeine ſchwere Hand, die Hans Baſt nicht leicht machen konnte, ſelbſt wenn er's gewollt hätte, brachen die Frau. Maria war drei Jahre alt, als die Mutter ihr ſtarb. —

Seit Nikolai die Tochter im Sommer nach Trier gebracht, hatte er nichts von ihr gehört; Schreiben war nicht in der Mode. Ob die Buzliese es auch richtig verstand? Er hatte ihr ausdrücklich eingeschärft, langsam mit der Maria zu tun. Die mußte erst nach und nach sehen, wie das Leben heutzutage anzupacken ist, erst allmählich lernen, wie man's macht, um es zu etwas zu bringen. Mit der Redlichkeit kam man heutzutage nicht durch — alle waren Schurken und Gauner, die großen Herren viel schlimmer als der gemeine Mann! Nur daß man die großen Diebe laufen läßt und die kleinen hängt. Ein bitterer Zug entstellte für Augenblicke des Mannes schönes Gesicht. Was war aus dem Kurfürstentum heute geworden? Ein Haufen Dreck. Und es war eine Heimat gewesen, die man lieben konnte: reinlich und fürnehm. So reinlich und stolz, wie auch er es gewesen war, als er noch im roten Rock, den bordierten Hut auf der weißen Perücke, das Gewehr präsentiert hatte vor Seiner Kurfürstlichen Gnaden.

Der stolze Grenadier von Trier jetzt ein armseliger Schmied im armseligen Dorf, ein Kurpfuscher, ein Roßtäuscher, ein — zum Teufel, was nutzte das Räsonnement, nun steckte man einmal drin, nun mußte man weiter so! Wenn er nur wüßte, ob die Buzliese es nicht allzu arg mit der Maria trieb? Es packte den Mann plötzlich wie Reue. Er hätte sich von der alten Hexe nicht beschwatzen lassen sollen, ihr seine Tochter hinzugeben. Sie hatte es ihm zwar geschworen, der Ehre des Mädchens würde niemals ein Leid geschehen — ja, bei anderen Mädchen, die sie bei sich hatte, da war's etwas anderes —, aber die Maria, o nein, bei Gott und den

Heiligen nicht! Die sollte nur erlernen, was man heute wissen muß in einem „Kochemer" Haus*. Aber war den Schwüren der alten Kupplerin wohl zu trauen?

Hans Bast hatte bei der Buzliese oft genächtigt, wenn sein Weg ihn durch Faid an der Mosel führte. Bei ihr hatte er auch die anderen kennengelernt: den schwarzen Peter, Iltis-Jakob, Schnallen-Joseph, den Johannes Bückler und noch andere mehr. Die Buzliese gab sicheren Unterschlupf, aber — —! Unruhig wurde es in des Vaters Brust. Er mußte baldmöglichst nach Trier hinunter, sich nach der Maria umsehen. Es hatte ihm heute nacht so häßlich geträumt. Aufgefahren war er im Schreck.

Er hatte sein Weib, an das er so selten nur dachte, ganz deutlich sprechen gehört. Margareta wimmerte leis; so wie sie gewimmert hatte in ihrer letzten Stunde. Da hatte sie nach seiner Hand getastet, schon halb im Jenseits, und hatte etwas zu sagen versucht. Ein klägliches Stammeln: „Ma—ria — Kind — Obacht!" Sie hatte das Kind sehr liebgehabt. War sie nicht lange schon tot und verwest? Was wollte sie nun wieder im Diesseits? Es wehte den Mann an mit unheimlichem Schauer.

Hei, zog das eisig von Norden her! Alle Geister der Eifel schienen zu klagen, die Tannen bückten sich tief mit Stöhnen. Hans Bast zog das Hemd über der offenen Brust zusammen, ihn, den sonst nie fror, fröstelte es jetzt. Er sah einen Raubvogel schweben über der traurigen Höh', er sah den schweben ob einer Taube — was sollte das Schlimmes bedeuten?

* Kochemer Haus = Diebsherberge.

Das wettergerötete Geſicht wurde bleich; die Brauen düſter zuſammengezogen, ging er in ſeine Hütte.

Hubert, Niklas, Martin, die drei Söhne des Ußmüllers bei Dorf Bertrich unten, waren auf der Jagd geweſen. Haſen und Rehe gab es nicht mehr ſo wie ehemals — der Vater erzählte von Zeiten, da ſie zu ſehen waren in Herden wie die Schafe —, es wurde zuviel gewildert jetzt. Man hielt ſich an keine Schonzeit. Was der fremde Herr im Lande übrigließ, das nahm der Strauchdieb, und was der übrigließ, das nahm der Bauer. Ihn hungerte auch. Was waren Geſetze? Wenn keiner nach denen fragte, fragte er auch nicht nach ihnen; man wohnte ſchier drin im Wald, ſollte man denn laufen laſſen, was einem vor die Flinte kam?

Des Müllers Söhne hatten nach ihrem Fuchseiſen geſehen; das Raubzeug mehrte ſich, bis auf den Hof kam nachts das dreiſte Geſindel. Die Marder ſchrien in den Felſen der Schlucht wie kleine Kinder; ſie holten der Müllerin ein Huhn nach dem anderen, es war ſchwer, die Räuber zu Schuß zu bekommen, und das Tellereiſen mieden ſie ſcheu. Heut hatte der Hubert Glück gehabt, eine mächtige Wildkatze hing ihm über den Rücken. Oben an den Steinen, wo's hinauf zu den Dachslöchern geht, hatte das Tier geſeſſen. Es hatte einen Waldhaſen geholt für ſeine Jungen. Nun ſaß es und ruhte, mit dem grauſchwarzen Fell kaum zu erkennen auf dem von Alter und Näſſe gedunkelten Lavageſtein. Aber der Hubert hatte es doch erſpäht; Jäger und Katze ſtarrten ſich an einen Augenblick, die Lichter des Raubtiers funkelten gelb, der dickbuſchige Schwanz

mit den schönen Ringeln schlug wie beim Tiger die Flanken. Da krachte auch schon der Schuß des schnell Zielenden. Tödlich getroffen. Sonst wäre das Tier der Wildnis ihm aber auch angesprungen, hätte ihn erbärmlich zugerichtet mit Zähnen und Krallen. Der Jubelschrei rief die Brüder heran, neugierig brachen sie sich durchs Gestrüpp Bahn. Das war ein Schuß, der sich verlohnte! Die hatte schon das Winterfell, und so groß war die Katze, daß es für die Mutter einen warmen Muff daraus gab oder für den Vater einen Fußsack.

Alle drei Söhne waren noch unbeweibt. Hubert hatte eine Braut zu Bremm, Niklas auch eine an der Mosel, aber zum Heiraten war jetzt schlechte Zeit; besser, man wartete noch, die Aussteuer war sehr teuer, zudem ging ihnen zu Haus ja nichts ab. Der Martin würde wohl gar nicht heiraten, der war ein Einspänner. Am liebsten saß er, anstatt bei Mädchen, oben beim Taubenschlag im obersten Giebel, von wo man einen Blick hat aus der Enge der Mühlschlucht hinaus in blaue Weiten. Er träumte. Mit dem Pfarrer von Bertrich hatte er oft lange Gespräche. Der alte Pastor, ein gelehrter Herr, hatte dem Jüngsten des Müllers früher besonderen Unterricht erteilt, der Jung' war gescheit. Der Martin wäre am besten geistlich geworden, aber jetzt war auch hierfür — ebenso wie fürs Heiraten — nicht die geeignete Zeit.

Martin ging langsamer hinter den Brüdern drein. Er wandte sich, sein Ohr vernahm Tritte: wer kam denn da hinter ihm her? So oft er anhielt und stehenblieb, hielt der heimliche Tritt auch an. Der da hinter ihm kam, wollte wohl nicht gesehen sein? Er ging rascher,

dann duckte er ſich aber nach einer Wegbiegung hinter einem Brocken von Lavageſtein. Nun ſah er den heimlich Schleichenden. Eine Frauensperſon.

Sie ging wie jemand, der ſehr müde iſt; kaum hielt ſie ſich aufrecht an einem Aſtſtecken, auf den ſie ſich ſtützte wie auf einen Wanderſtab. Ihr Rock war zerfetzt, aus dem Mieder hing ihr das Hemd. Eine Vagabundin. Aber als Martin ihr Geſicht ſah — ein todbleiches Geſicht, mit Augen, die wie geiſtesabweſend vor ſich blickten —, ſah er, daß es keine Vagabundin war.

Jeſus, das war ja Hans Baſt ſeine Tochter, wo kam die denn her? Die ſollte doch zu Trier im Dienſt ſein. War es ihr Geiſt? Nein, ſie war es leibhaftig. Martin hatte das Mädchen zuweilen geſehen, ein hübſches Mädchen — wie ſah ſie jetzt aus? Er trat hinterm Stein vor und ſprach ſie an.

Sie erſchrak ſo, daß ſie ſtrauchelte. Hätte er ſie nicht am Arm gefaßt, ſie wäre gefallen. Wie eine Verwirrte ſah ſie ihn an, verſtört ſtieß ſie ſeine Hand weg.

„Laßt mich! Laßt mich doch gehen!"

„Ich dachte, Ihr wär't krank. Wollt Ihr nach Krinkhof?" Es war noch weit bis hinauf, er hatte das Gefühl: die kann man ja gar nicht allein gehen laſſen, die bleibt liegen am Weg. All ſeine Gutmütigkeit im Ton, fragte er: „Fehlt Euch was?"

„Nein, nein, gar nein!" Sie wehrte ab, wie ein Ruck ging es durch ihre mühſelige Geſtalt, ſie raffte ſich zuſammen, hielt ſich aufrecht, nickte kurz und ging weiter. Aber nur wenige Schritte, dann brachen die Knie unter ihr ein.

Schon war er bei ihr. Ein großes Mitleid erfaßte ihn: „Laßt mich Euch führen!“ Er legte ſtützend den Arm um ſie, und ſie mußte es leiden.

Nun bald am Ziel, nach tagelangem, oft irrem Wandern endlich der Heimat ſo nahe, übermannte die Schwäche ſie. Schwere Tränen rannen über ihre eingefallenen Wangen, ſie ſuchte ſie zu verbergen, aber der junge Mann ſah ſie doch.

Sie brauchten ziemlich lange für den Weg hinauf, denn ſie konnte nur langſam gehen. Er fragte ſie, ob ſie nicht ein wenig raſten wolle bei ihnen daheim in der Mühle, aber ſie ſchüttelte verneinend den Kopf. Sie ſprachen nichts auf dem ganzen Weg. Ausfragen konnte man die nicht, und der junge Mann hätte es auch nicht gemocht. Er kam ſich ganz ſeltſam vor mit dem traurigen Mädchen am Arm, das die bleichen Lippen aufeinanderpreßte, um ſein Schluchzen nicht laut werden zu laſſen. Es kam ihn Achtung an vor dieſem ſtummen Leid und vor dieſer Beherrſchtheit. Sorgſam leitete er ſie. Der Pfad war ſteil, die Tannennadeln, die auf ihm lagen, machten ihn ſpiegelglatt; wenn ſie ausglitt auf zerriſſenen Sohlen, hielt ſeine Hand ſie.

Sie kamen oben an. Da lagen die Hütten von Krinkhof klein um das Kirchlein geduckt. Der Wind, der hier oben blies, rötete des Mädchen bleiches Geſicht. Es ſchien ruhiger geworden und auch wieder kräftiger. Am Waldrand gab es dem Burſchen zum Abſchied die Hand: „Seid vielmals bedankt. Ich geh jetzt allein.“

Voll ſah ſie ihn an, er war ſchier erſchrocken über den Blick ihrer Augen, ſo nah in die ſeinen. Er ſah ihr nach. Sie ging dahin, vom Winde gefegt. — —

Hans Baſt trat an ſeine Tür, er fühlte es, da kam was gegangen. Er wollte öffnen, da ſprang die Tür auch ſchon auf — mit einem Aufheulen des Windes flog ſeine Tochter herein. „Maria!“ Er war doch erſchrocken.

„Vater, Vater!“ Mit einem Aufſchrei warf ſie ſich gegen ihn, ſie klammerte ſich an ihn, ſchutzſuchend, hilfeheiſchend.

Hans Baſt hatte einen Raubvogel ſchweben ſehen über trauriger Höhe, ſchwebend ob einer Taube — nun war der niedergeſtoßen auf die Taube.

„Wer hat dir etwas getan?“ fragte er finſter. Er wurde bleich vor Zorn, ſeine Hand ballte ſich.

VI

in Spottgelächter ging durch die Stadt Trier und ein Schmälen: da hatte man nun endlich etliche von der Bande, die die Moſelgegend und den Hunsrück, den Hoch- und den Soonwald unſicher machte, hatte die auch eingeſperrt im alten Kaſchott an der Stadtmauer, deſſen vergitterte Fenſterchen hinabſchauten in einen tiefen Graben, und nun waren ſie ſchon wieder weg in der zweiten Nacht. Da hatte der Bückler gewiß die Hand im Spiel, kein anderer wagte ſo dreiſte Stückchen!

Ein ganzes Neſt hatte man ausgehoben gehabt in der Eulenpütz: fünf Kerle, den Toten eingerechnet, und die alte Buzlieſe mit dazu. Die war ſehr verdächtig, wenn ſie auch, „bei ihrer Unſchuld", ſich hoch und teuer verſchwor, von den Kerlen, die zu ihr eingedrungen waren mit Gewalt, keinen einzigen zu kennen. Was hatte ſie machen ſollen, als die ihr mit der Piſtole drohten, in ihrem Haus Nachtquartier heiſchten, als in dem einzigen, in dem noch Licht brannte?! Es war doch ihr Gewerbe, nachts offen zu halten.

Auch die fünfe beſchworen, die Alte weiter gar nicht zu kennen. Sie nannten ihre Namen nicht, behaupteten,

Handelsleute zu sein und aus dem Luxemburgischen, die aus Furcht vor dem Bückler und seiner Bande sich zusammengetan und bewaffnet hatten. Sie beschwerten sich bitter über den Überfall. Daß der Tote in einem Streit mit ihnen geblieben war, das konnten sie freilich leider nicht leugnen, darüber wollten sie auch ehrlich Rede stehen, man sollte sie nur transportieren nach Echternach vor ihre zuständige Behörde.

Von den Warenballen, die man im Keller entdeckte, wußte die Buzliese weiter gar nichts; die hatten die Männer da wohl hinabgetragen, während sie vor Schrecken in Ohnmacht lag. Diese Erzählung, ihr Weinen und Schreien halfen ihr aber nichts; sie wurde gleich mitgeführt und eingelocht.

Die Mädchen, die, eingesperrt oben im Haus, Zetermordio und Hilfe schrien, waren glücklich, befreit zu werden. Sie bedankten sich vielmals — gefällige Mädchen —, die ließ man laufen. —

Es war in der zweiten Nacht, daß Iltis-Jakob einen leisen Eulenschrei hörte. Er hatte feine Ohren, er preßte den Kopf ans Gitterfenster, seine scharfen Raubtieraugen durchfuhren die Schwärze der Nacht. Placken-Klas und der schwarze Peter, die auf der Pritsche schnarchten, hatten nichts wahrgenommen. Nun aber hörten sie alle; auch Husaren-Philipp und Petronellen-Michel, die in der Zelle daneben saßen. Aufgepaßt, da war der Bückler!

An der Stadtmauer rutschte etwas. Von Bücklers Schultern auf Bücklers Kopf, von Bücklers Kopf auf einen Mauervorsprung und von da weiter hinauf kletterte das Julchen aus Weyerbach; eine Katze war nicht

gelenker. Nun war sie am Fensterchen, reichte eine Feile hinein und wickelte sich einen starken Strick von den Hüften los. Sie selber kam schon so wieder hinab, sie brauchte kein Seil dazu.

Die Feile feilte, und was von den Stäben angefeilt war, das brach der schwarze Peter mit seiner Riesenkraft durch.

Am Strick ließ man einen nach dem andern hinab; der letzte, der Husaren-Philipp, brach zwar den Fuß — er war besser zu Pferd bei den Österreichern gewesen als hier beim Absprung von der Mauer —, aber sie schleppten ihn mit, trugen ihn abwechselnd auf verschlungenen Händen.

Als die Morgensonne das Kaschöttchen beschien, hing als Erinnerung an die Galgenstricke nur noch ein Hanfstrick da und scheuerte sich im Wind an der Mauer.

Die alte Buzliese nur war zurückgeblieben, ihre Zelle ging nicht nach der Stadtmauer hinaus. Aber sie war ja auch so unschuldig, nie und nimmer wäre sie geflohen. Sie wurde bald sehr krank; es würde wohl mit ihr zu Ende gehen. Man brachte sie zu den Barmherzigen Schwestern. Aber kaum einen Tag dort, so war sie auch weg, in der Nacht aus dem unvergitterten Fenster des Schlafsaals zu ebener Erde gestiegen. —

In der Eulenpütz stand die Spelunke leer, das rote Laternchen über der Haustür brannte nicht mehr, und der Wind schlug den Laden auf und zu vor der verlassenen Stube der schönen Amie.

— — — — — — — — — — — — — — —

Auf dem Kallenfelser Hof, nicht weit von Kirn an der Nahe, saß Julchen Bläsius. Ihr Hannes hatte sie

da untergebracht; der Pächter des Hofs war ein sicherer Mann, er hatte von Bückler Geld geborgt, und der stundete ihm. An der Mosel war's in der letzten Zeit nicht recht geheuer, seit der Eulenpütz paßten sie doch etwas besser auf; und ein neuer Friedensrichter war ernannt, der nahm's, frisch im Amt, noch etwas sehr hitzig. Auch drohte die französische Militärbehörde, der viele Pferde abhanden gekommen waren, jeden sofort standrechtlich abzuurteilen, der mit einer Waffe in der Hand oder mit einer solchen versteckt in den Kleidern aufgegriffen wurde. Man mußte die Polizei erst wieder einschlafen lassen. Es war auf dem Hunsrück vorderhand sicherer.

Auf dem jähen Felsen, der weit hinunterschaut ins Tal des Hahnenbach, lag da, wo einstmals ein Raubritterschloß gestanden hatte, jetzt der Kallenfelser Hof; ein festes Haus mit einer einzigen Tür. Sonst sah man keine Behausung rundum und selten einen Menschen. Freilich, wenn Julie aus dem Fenster hinunterschaute ins Tal, sah sie alle Frühmorgen die Gendarmen von Kirn, wohlbewaffnet und wie in Schlachtordnung, unterm Felsen vorbeireiten auf der Suche nach dem Johannes Bückler. Dann warf sie sich ihrem Hannes, wenn der gerade noch bei ihr war, lachend an den Hals: sah er sie, sah er, wie die sich beeilten?! Sie drehte ihnen eine lange Nase, und beide, ihr Geliebter und sie, schüttelten sich vor Lachen und umhalsten sich dabei zärtlich.

Von all seinen Mädchen liebte Bückler die Julie am meisten. Sie war nicht die schönste; die junge Amie, die jetzt mit der Buzliese zu Schneppenbach wohnte, und die er da oft besuchte, hatte seidigere Haare, einen weißeren

Hals und zartere Wangen. Auch des Iltis-Jakob Frau mit der üppigen Bruſt und dem wiegenden Gang war weit ſchöner; ſelbſt mit dem Mädchen, das ihn dazumal aus dem Schlamaſſel bei der Buzlieſe gerettet, konnte ſich die Julie an Statur nicht meſſen. Aber klüger als alle war ſie und getreu, er konnte ſich auf ſie verlaſſen, mehr als auf jeden Mann ſeiner Bande. Solange die bei ihm blieb, widerfuhr ihm nichts. Nun ließ er ihr hier auf dem Kallenfelſer Hof Kleider machen, recht ſchöne. Meiſt ging ſie in Jungenkleidung mit ihm, wenn es galt, einen Zug zu machen, aber an freien Tagen tat ſie ſich gern fein an wie andere Mädchen auch.

Auf den Kallenfels hatte er ſich einen Schneider mit zwei Geſellen aus Kirn heraufkommen laſſen, die ſaßen nun da und ſtichelten für die Julie bei Tag und bei Nacht. Sie wurde neu eingekleidet, bekam Hemden und Hoſen aus feiner Leinwand, mit Brabanter Spitzen beſetzt, die dem reichen Jud Iſaak Herz zu Sobernheim geſtohlen waren, und Kleider aus purer Seide. Die waren ſchön bunt, ſie tänzelte darin vor ihm herum, und er freute ſich an ihr. Sie konnte es kaum erwarten, ſich auch vor anderen in dem Staat zu zeigen.

Er ſelber hatte einen Schneider für ſich unten in der Birkenmühle. Es war ein hinkendes, buckliges Männchen, das einſt zu Koblenz ein feiner Schneider geweſen war; jetzt war er alt und in Koblenz nicht mehr zu gebrauchen. Beim Bückler verdiente er nun ſchönes Geld. Vom feinſten hellblauen Tuch wurde der Rock gearbeitet, eine geſtreifte ſeidene Weſte dazu und Beinkleider aus gelbem Tuch, die ſich wie eine Haut anſchmiegten. Es war der Anzug für einen Edelmann.

Heut trippelte Bückelches-Hermann zum Kallenfelser Hof; er hatte es eilig, gestern hatte ihm der Hauptmann sagen lassen: „Wenn der Anzug morgen nit fertig is, Schneckedu, dann laß ich dir die Nas' abschneiden; die is so zu lang, die nähste dir doch fest. Und keinen Heller kriegste bezahlt." Nun rannte der Schneider. Da sah er auf der Landstraße den Gefürchteten sich schon entgegenkommen. Zitternd zog er die Mütze vor ihm und seiner Dame, die ganz in Seide war.

„Hast die neue Kluft?" Bückelches-Hermann bejahte. „Pack aus!"

Hannes warf Wams und Hosen ab, er stand nackt in der Sonne wie Adam im Paradies und ließ sich bescheinen. Bückelches-Hermann war so erschrocken darob, daß er gar nicht fertig werden konnte mit Auspacken der herrlichen Kleider, die er doppelt und dreifach in ein linnenes Tuch geschlagen hatte. Was, der Johannes Durchdenwald, der Straßenräuber, den die Gendarmen suchten, der spazierte hier ruhig auf offener Landstraße am hellichten Tag in der Sonne?! Dem Bückelchen zitterten die Hände.

Dem nackten Mann schien es so wohl zu behagen. Es ging schon gegen die bessere Jahreszeit, am lichten Vorfrühlingstag waren die Pfützen der Straße aufgetaut, und am Wegrain sproßte das erste Gras; in der Luft zwitscherten Vögel. Auf und nieder wanderte der ebenmäßige Kerl, stemmte wohlgefällig die Hände in die Seiten und drehte sich, daß die Sonne ihm den schlanken Rücken wohlig liebkoste. Gutmütig lachend sah er dem Bückelchen zu, bis es ihm endlich den hellblauen Rock

präſentierte und die zartfarbene Hoſe hinhielt. Da fuhr er hinein mit ſchier kindiſchem Vergnügen.

Julie klatſchte in die Hände: war ihr Hannes nun aber ſchön!

Rot vor ſelbſtgefälliger Eitelkeit ſtolzierte der Räuber ſo noch ein Weilchen, er ſchrie ganz laut dabei: „He, Schandarmen, he, holt mich doch eweil, hier ſein ich!“ Dann umarmte er das Bückelchen: „Was willſte haben? Sollſt alles kriegen. Haſt et gut gemacht. Bei meiner Seligkeit, eweil müſſen andere mich auch ſehen!“ —

Auf dem Kallenfelſer Hof wohnten nur Julie und Hannes zuzeiten, die übrige Bande hatte nicht weit davon in der alten Schloßkapelle der verlaſſenen Schmittburg ein Unterkommen gefunden. Da waren ſie zu erreichen mit einem Pfiff und wurden doch dem Paar, das im verſchwiegenen Haus des Pächters wie im Honigmond lebte, nicht läſtig. Es war gleichſam ein Hofhalt auf dem Kallenfelſer Hof. Keiner wurde vor den Hauptmann gelaſſen, der nicht zuvor angemeldet war.

Und es waren ihrer gar manche, die um eine Audienz baten. Der Bauer war ſo arm, Kriegsläufte, Einquartierung und Requiſitionen hatten ihn ausgeplündert, er hatte keine Kuh mehr im Stall und kein Pferd mehr vorm Pflug. Da war auch niemand, der ihm etwas vorſtreckte; der Hannes aber hatte Geld, und er war gutmütig. Wenn ein Bäuerlein recht barmte, dann gab er; ſchickte das Bäuerlein ein junges Weib oder eine ſchmucke Tochter, dann war der Hannes noch viel willfähriger. Es waren ihrer eine ganze Menge, denen der

Hauptmann so aus der „Bredullich“ geholfen hatte. Da mochte der Kantonsrichter noch solchen Preis auf den Fang des berüchtigten Räubers setzen, es würde ihn keiner verraten; man lachte die Gendarmen aus und wies sie auch wohl mit Absicht auf falsche Fährte. Wäre es nicht eine Sünde, solch lustiges junges Blut an den Galgen zu liefern? Die Mädchen beneideten im stillen Julie Bläsius, die Räuberbraut, und die Burschen wiederum hätten es gern dem Bückler gleichgetan. Ei, der war klug, der hatte sich freigemacht von alltäglichen Gesetzen, der ließ sich nichts abgehen, lebte wie ein Fürst — was hatten sie denn von ihrem Leben? Nichts als Plackerei von morgens bis abends und trotz aller Plage nur ein paar Batzen im Sack!

Es waren nicht bloß Bittsteller, die sich auf dem Kallenfelser Hof melden ließen, es waren auch solche dabei, die dem Bückler nur ihr Kompliment machen wollten. Schade, daß die Dirnen nicht auch so dreist sein durften! In den Spinnstuben wurde der Johannes Durchdenwald, wie Bückler sich gern nannte, gar viel besprochen.

Wer dem Kallenfelser Hof sich nahte, wurde von einer Wache angehalten, die in dem schmalen Weg zwischen zwei steilen Felsen — dem einzigen Zugang zum Hof — bewaffnet bis an die Zähne auf und ab patrouillierte. Wer hier sein Sprüchlein gesagt: woher er kam, und was er wolle, wurde weiter gewiesen zur zweiten Schildwache; die stand an der Tür des Hauses. Und dann nahm ihn ein dritter in Empfang; der war aber nicht mehr bewaffnet mit Gewehr und Messer, sondern fein angetan, beinahe wie der Diener eines großen Herrn,

und der führte ihn höflich in ein Zimmer des Obergeschosses.

Da stand der Hauptmann, im hellblauen Rock, in gestreift seidener Weste, die geraden Beine so prall in der Hose wie in einer Haut. Seine Reiterstiefel glänzten, silberne Sporen hatte er dran, und seine Rechte ruhte auf dem schön vergoldeten Knauf eines zierlichen Degens. Er lachte mit blitzenden Zähnen den demütig sich Verneigenden an. Die Julie, die aufgeputzt am Tisch saß und nichts tat, nickte gnädig. Ihre Augen waren blank geputzt, ihre Lippen vom Küssen ganz rot. Der Bückler hörte sich alles an: gewiß, er wollte gern helfen, er wußte ja selber, wie das Armsein tat, war auch einmal so ein Schlucker gewesen.

Hochbefriedigt ging jeder fort: oh, der Hannes war nicht so schlimm, den Armen tat er kein Leides an, er plünderte nur die Fürnehmen und die Juden. Auf die Juden besonders hatte er's abgesehen — was betrogen die Krummnasen den Bauer auch so!

Johannes Bückler beorderte den Isaak Herz aus Sobernheim vor sich. Ein Junge stellte dem ein Briefchen zu; das lag, als seine Frau morgens die Haustür auftat, auf der Schwelle.

Julie Bläsius, die geschmeidigen Glieder in Wams und Hosen, hatte den Wisch sorgfältig mit einem Stein beschwert, daß kein Wind ihn verwehe. Darauf stand in gekrakelten Buchstaben, gleich wie von Kinderhand:

„An den Jud Herz zu Sobernheim.

Ein freunte Liechen krus von Mier und Meiner gantzen gombannieh und Hier mit dieſſen Phar

Zeilen wollen Wiehr eich zu wisetuhn das dier Uns bis morchen abent um finef Uhr sollb pringen fünnefzig Karlihnen und daran Kein Kreicher zu mankieren wirtt sein auff den Kallenfelsser hoff — du dreibst so fille ungerächtigkeit du jud das Ich dier dazu ein Straffe auferleche von Gülden einhuntret seckundseckſich und Ein kunter Biesenjon son so fiel Ehlen Schienen Mansche§ter wo geheeren for zwo Baar Hosen — wo dier etwan so kiehn sein wert ein wortt weider zu sachen und nit zu komen an die bestimpte blaatz so werte Ich komen mit finnefzen Biss zewansſich Man und werten Wiehr eich euher haus anstechen selbige naacht und Kein bardong nit geben

Auff Barole Johannes durchtenwaltt

weil Ich nit zeid Hat Sonst Hät Ich diehs briefgen sälber in dein Hauss Bracht"*.

* Der im Original erhaltene, ganz unverständliche Brief lautet in richtiger Orthographie folgendermaßen:

An den Jud Herz zu Sobernheim!

Einen freundlichen Gruß von mir und meiner ganzen Kompanie, und hier mit diesen paar Zeilen wollen wir Euch zu wissen tun, daß Ihr uns morgen abend 5 Uhr sollt bringen fünfzig Karlinen, daran kein Kreuzer zu fehlen hat, auf den Kallentelser Hof. Du treibst so viel Ungerechtigkeit, Du Jud, daß ich Dir dazu eine Strafe auferlege von Gulden hundertsechsundsechzig und eine Kontribution von so viel Ellen schönem Manchester, wie gehören zu zwei Paar Hosen. — Wenn Ihr etwa so kühn sein werdet, ein Wort weiter zu sagen und nicht zu kommen an den bestimmten Platz, so werde ich kommen mit fünfzehn bis zwanzig Mann und werde Euch Euer Haus anstecken selbige Nacht und keinen Pardon geben.

Auf Parole Johannes Durchdenwald.

Weil ich nicht Zeit hatte, sonst hätte ich dieses Briefchen selber in Dein Haus gebracht.

Isaak Herz hatte bisher, wenn er über Land ging, immer ein paar Gendarmen zur Begleitung gedungen; heut kam er allein. Er zitterte und ging gebückt; ein alter Mann, heute noch älter als seine sechzig Jahre. Am Felsenweg faßte ihn die erste Schildwache ab, er zeigte den Brief als Legitimation vor — „passieren!" — an der Haustür fiel ihn die zweite Wache an. Er wurde betastet und abgeklopft: trug er auch keine Waffe bei sich? An unsanften Knüffen fehlte es dabei nicht. Dann er wurde er ins Audienzzimmer hinaufgelassen.

„Warum gehst du alleweil in Begleitung von Schandarmen?" fuhr ihn der Bückler an. „Hast ein schlechtes Gewissen. Weißt du nit, daß ich dich mitten draus 'rausschieß, wenn ich Lust dazu hab'?"

Das war ein ungnädiger Empfang. Isaak Herz wurde noch kleiner. Ohne daß er ein Wort zu sagen wagte, packte er seine Kontribution aus: zwanzig Ellen besten Manchesterſamt, und legte sie auf den Tisch. Gleich machte sich die Bläsius drüber her, befühlte und bestreichelte die feine Ware.

„Wo hast 's Geld?" schrie Bückler unwirsch.

„Halten zu Gnaden, gleich, gleich!" Herz zählte die fünfzig Karolin auf, sie glitten ihm langsam nur aus den Fingern — das schöne, das mühsam erworbene Geld!

„Mehr!" brüllte der Räuber.

„Gleich, gleich." Nun mußten die hundertsechsundsechzig Gulden heraus. Der andere half ihm nach, indem er bei jedem Gulden, den der Jude auf den Tisch zählte, ihm einen Klaps aufzählte. Da ging es rascher. Die

hundertsechsundsechzig Gulden lagen nun da, aber „Mehr" brüllte Bückler noch immer.

Verzweifelt sah Isaak Herz den Unersättlichen an. „Mehr!" Es klang wie Donner. Da griff Herz tief in seinen Busen. Hier hatte er noch einen Spargroschen verborgen, ein Lederbeutelchen, auf der bloßen Brust unterm Hemde zu tragen. Das sollte einmal für seinen Tod sein, damit er eines anständigen Bettes sicher war zur letzten Rast — nun legte er auch das noch auf den Tisch. Seine Augen umflorten sich, er schluchzte auf.

„Was kreischste?"

Da gab dem Alten die Verzweiflung den Mut: „Für meinen Sarg, Herr, ich will doch anständig schlafen gehen."

Das Gesicht Bücklers verfinsterte sich noch mehr; aber war's vorher nur Maske gewesen, um den Juden zu schrecken, so war es jetzt wirklicher Ernst. Für ein paar Augenblicke klopfte dies leichtsinnige Herz unruhig bewegt: anständig schlafen gehen — wer weiß, ob er das einmal konnte?! „Steck's wieder ein, Jud!" Er schmiß dem Alten seinen Sparschatz hin. „Nu mach aber, daß du wegkömmst, du verdirbst mir den Hümör!"

Mit vielen Bücklingen bedankte sich Isaak; schon hoffte er sich glücklich draußen, da erschreckte ihn ein „Wart noch!" wieder. Für die Angst, die der arme Teufel ausgestanden, fertigte ihm Bückler eine Sicherheitskarte aus. Nun brauchte er nicht mehr mit Gendarmen zu gehen, nun konnte er ruhig allein auf den Handel ziehen. Die kleinen Kärtchen schienen vorrätig zu sein, der Räuber setzte nur noch seine drei Kreuze darunter:

Im zweiten Jahr
Meiner Regierung
Johannes durchtenwaltt
† † †

Warum war ihr Liebſter ſo nachdenklich? Die Bläſius ſchmiegte ſich an ihn; ihre Lippen, die ſo heiß küſſen konnten, preßten ſich auf die ſeinen. Dieſer verdammte Jude hatte ihrem Hannes ganz die Laune verdorben! Sie küßte ihn auf das linke Auge, auf das rechte Auge, auf ſeine hübſche gerade Naſe, ſie nahm ſeine Hand und führte ſie koſend an ihren biegſamen Hals, es half nicht und auch kein Scherzen. Er war verſtimmt. Was hatte der Hannes, hatte er Angſt, entdeckt zu werden? Hier oben konnten ſie ruhig ſein, der Pächter vom Hof hatte einen ſo guten Leumund, bei dem ſuchte ſie keiner.

Nein, das war es auch nicht. Des Räubers Lippen kräuſelten ſich geringſchätzig: „Die Schafsköpp, die Schandarmen! Aber —“ er preßte ihre Hand — „anſtändig ſchlafen gehn, ſagte der Jud. Hm, das möcht wohl ein jeder!“

Sie ſah ihn verwundert an: was für dumme Gedanken? Das kam vom Stillſitzen hier, das taugte nicht fürs Geblüt, machte ihm das ſchwer und dick. „Tanzen!“ rief ſie überlaut. „Wir wollen tanzen, immer luſtig, mein Jung'! Mer hat doch nur einmal ſeine zwanzig Jahr. Laß Muhſik kommen, mein Hänneschen, ja?“

Sie ſah ihm mit durchdringender Schlauheit in die den ihren ausweichenden unruhigen Augen. Sie zwang ſo nach und nach ſeinen Blick und ſein Denken. — —

Auf dem Kallenfelser Hof fiedelte Tanzmusik. Es war eine Unverschämtheit, aber der Bückler konnte sich die ja erlauben. Die Julie wollte tanzen, die Julie wollte ihre neuen Kleider zeigen, darum ließ er einladen, wer sich verlustieren wollte.

Ganz Kallenfels, Hahnenbach, Sonnschied und Griebelschied, all die Dörfer der Nachbarschaft wußten Bescheid, aber kein Hahn krähte laut drum. Die jungen Burschе, die für die Bande schon manchesmal Munition zu Kirn gekauft hatten, fanden sich gern ein. Da gab's ja reichlich zu trinken, auch Geld beim Kartenspiel zu gewinnen, und beides war heutzutage nicht zu verachten. Sie brachten auch ihre Mädchen mit. Die Dirnen, in denen die Neugier kribbelte, waren wie versessen auf den hübschen Räuber, der sich unermüdlich mit ihnen drehte und sie im Tanz verliebt nah und näher an sich zog.

Das Fest ging oben schon auf den zweiten Abend. Man hatte alle Fenster fest zugemacht, damit die Musik nicht in die Weite klang und horchende Späher anlockte. Durch die Abgeschlossenheit von der Luft draußen schwelte eine drückende Hitze im Haus und feuerte verliebtes junges Blut noch feuriger an. Bückler tanzte wie ein Besessener, und die Julie war Meisterin in der Kunst. Sie waren beide halb trunken, und alle anderen waren es mehr oder minder auch. Selbst die Mädchen hatten zu tief ins Glas geguckt, zu hastig in durstigen Zügen getrunken; sie saßen auf dem Schoß ihrer Burschen, die mit den Räubern Brüderschaft tranken. Die ganze Bande war innen im Haus, selbst die Wachen

waren eingezogen, man gab nicht mehr Obacht: wozu denn auch, es kam ja doch niemand.

Das Haus lag im Märzendämmer, von weitem gesehen klein und unscheinbar auf der Felsenhöhe, und so ruhig, so friedlich, durch tiefe schwarze Tannenschluchten von aller Welt abgeschnitten, gleichsam wie eine Einsiedelei in frommer Beschaulichkeit.

Ein Weiblein kroch den Felsweg hinan. Es blieb oft stehen, wischte sich über die Stirn und seufzte. Man hatte ihm richtig den Weg gewiesen im Dorf Hahnenbach. Aber ob sie vor den Bückler kommen würde, das sei fraglich, hatten die Leute gesagt. Woher sie denn komme? Oh, von weiter her. Und was sie denn wolle? Das sagte sie nicht. Die wollte den Bückler sicherlich anbetteln, sie sah ganz danach aus; ihr Kleid hatte viele Risse, die freilich gestopft waren, aber die bittere Armut guckte doch durch. In alten Männerstiefeln, die ihr viel zu weit waren, ging die Frau mühselig. Sie hatte die grauen Haare glatt unter eine schwarze Haube gestrichen, tief bekümmert blickten ihre Augen, die einstmals schön gewesen sein mußten, man sah es noch an dem tiefen Blau.

Je näher sie dem Hof kam, desto mehr eilte sie, es war, als ob sie etwas voran triebe.

Die Wachen standen nicht am schmalen Felsenpaß, ohne Aufenthalt kam sie durch. Und nun hörte sie ein Stampfen und Juchzen, ein Fiedeln und Dröhnen; das drang aus dem Haus, trotzdem Tür und Fenster verschlossen waren. Ein Lärm war's wie zur Kirmes auf Dörfern. Im Stall blökte das Vieh und riß an der Kette vor Schrecken, auch die Frau erschrak. Sie faltete

ihre Hände: Jesus, war die Hölle hier los? Ihre Hand hob den Klopfer, aber drinnen war zu wüstes Geschrei, man hörte sie nicht. Kein Riegel war vorgelegt, da machte sie sich die Tür selber auf.

„Der Hannes soll leben! Vivat, juchhe! Und das Julchen daneben!" Alle schrien es. Die Musikanten bliesen schmetternd einen Tusch. Bückler hob die Julie auf seinen Armen hoch in die Höhe — er war ein kräftiger Mensch trotz aller Schlankheit — und sie kreischte dabei und strampelte mit den Beinen.

Plötzlich gab's eine Stille, auf das lachende Gesicht des Bückler war jäh ein Erblassen gekommen. Was war dem Hauptmann? Alle schauten nach ihm. Er hatte die Julie hastig zu Boden gelassen, starr guckte er nach der Stubentür. Da stand ein altes Weib auf der Schwelle und streckte die Hände nach ihm.

Wer war die Unverschämte, was wollte die? Gleich waren fünf, sechs von der Bande bei ihr und umringten sie.

„Ech will zum Johannes Bückler," sagte die Alte. „Laßt los!" Sie stieß den schwarzen Peter, der sie unsanft gepackt hielt, unwillig zur Seite: „Ech muß bei meinen Sohn!" Und sie machte rasche Schritte auf Bückler zu.

Der stand wie angedonnert. Den Kopf zog er zwischen die Schultern wie ein Knabe, dem die Hand der Mutter droht. „Ihr seid et?" sagte er kleinlaut. „Schweigt still!" fuhr er wütend ein paar Musikanten an, die noch weiter parpten. Jähe Röte jagte über sein Gesicht und wechselte mit Bläße. Seine Mutter — seine Mutter!

Jahre schon hatte er sie nicht mehr gesehen, sich nicht mehr zu ihr getraut, seit er beim Schinder als Jungknecht den ersten Diebstahl begangen hatte: drei Kalbfelle und eine Kuhhaut. Er war dafür verurteilt worden zu fünfundzwanzig Prügel, und die öffentlich.

So also sah jetzt seine Mutter aus? Was hatte die für viele Runzeln! Ein Gefühl wallte in ihm auf, das stärker war als Unwille und Verlegenheit über ihr plötzliches Erscheinen. Er dachte nicht mehr daran, daß viele herumstanden und mit offenen Mäulern gafften — es hatte sich ein Kreis geschlossen, neugierig um ihn und die Frau —, er hielt seiner Mutter die Hand hin: „Grüß Euch Gott!"

Sie nahm die gebotene Hand nicht. Obgleich es in ihrem Gesicht zuckte, als wollte sie weinen, sprach sie streng: „S o finden ech dich? Dau elender Biwak! Ech han't nit glauben wollen, wat se über dich saon. Ech muß et wohl glauben eweil. Überall bist du als Räuber bekannt. Ech han mich aufgemacht, als ich hört, du bist auf der Näh. Hannes" — nun nahm sie doch seine Hand, und die Tränen liefen ihr auf einmal übers Gesicht —, „Hannes, ech bitten dich, bei deiner Seligkeit, Hannes, ech bitten dich, mach dich wieder ehrlich!" Ihre Stimme war zitternd geworden, sie stieß unter Schluchzen ihre Bitten hervor.

Der Sohn biß sich auf die Lippen, verstört und jetzt wieder ganz blaß, sah er unter sich.

Die Julie wollte sich einmengen: was kam dies elendige alte Weib und störte hier das Vergnügen? „Laßt den Hannes doch in Ruh," sagte sie unwillig, „wat schwätzt Ihr eso dumm!"

Da schlug ihr Liebster ihr so derb auf den Mund, daß ihr das Blut aus Lippen und Zahnfleisch spritzte: „Halt's Maul!" Und zur Mutter sprach er, wie einer, der sich entschuldigen will: „Ihr müßt nit glauben, wat alles erzählt wird — dat mehrste is nit wahr. Und Armen han ich nie nix Übles getan. Oh, andere, der Leyendecker aus Lauschied, der Seibert aus Liebshausen, der Peter Zughetto und Fink der Rotkopf sind hundertmal schlimmer als ich. Ich hab' noch nie einen umgebracht."

„Entschuldig dich nit!" Jetzt hatte die Frau sich wieder in der Gewalt, sie sprach ohne Tränen, fast wie der Richter in einem Verhör: „Mit Kalbfellen und der Kuhhaut haste angefangen, dann haste Peerd gestohlen —"

„Et waren ja französche Peerd," fiel Bückler ein.

„Peerd gestohlen." Die Frau beachtete seine Beschönigung nicht. „Dann biste auf Straßenraub ausgegangen. Haste den Sender von Weyerbach und den Herz Göttschlick nit ausgeraubt — ja oder nein?"

„Ja."

„Haste nit Türen eingebrochen, biste eingestiegen, hast die Leut festgebunden, hast ihnen den Mund verstoppt, dat se nit schreien konnten, hast alles weggeholt, wat ihnen gehört hat?"

„Ja."

„O dau Dieb, miserabliger!" Die Unglückliche hämmerte sich mit beiden Fäusten gegen die Stirn. „Wärste nie nit auf die Welt gekommen, verflucht sei der Tag!"

„Hört auf!" Er wollte der Frau die Hand festhalten, aber sie achtete seiner nicht.

Wie eine, die von Sinnen gekommen, fuhr ſie faſt ſchreiend fort: „Straßenraub, Straßenraub, Straßenraub — Einbruch, Einbruch, Einbruch. Zu Hottenbach, auf dem Baldenauer Hof, auf der Kratzmühl', beim Stumm auf der Asbacher Eiſenhütt' — Jeſus, ich weiß nit, wie die Leut all tun heißen! Willſte 't noch leugnen?" Sie packte ihn bei den Aufſchlägen des feinen Rockes und ſchüttelte ihn. „Und ſag mir, he du! —" ſie ſchüttelte ihn noch ſtärker —, „wer hat den Schandarm, den Andrees, vom Peerd geſchoſſen?"

„Ich nit. Bei Gott, ich war't nit, der ſchoß. Und als der Andrees unten lag, hab' ich et nit zugegeben, dat einer ihn abtut." Der Sohn war froh, ſich reinwaſchen zu können; er ſchüttelte die Mutter ab: „Hört auf, wat wollt Ihr dann von mir?"

„Wohin ich ſeh, wohin ich hör, nix als Sünd, nix als Schand. Jeſus Maria, Hannes, mein Hannes!" Sie ſank plötzlich vor ihm auf die Knie und drückte ihr verzerrtes Geſicht in ſeine Kleider: „Kehr um, noch is et Zeit, du biſt ja noch jung, kannſt noch anders werden. Erbarm dich, um deiner Ruh auf Erden und um meiner himmliſchen Seligkeit willen!"

Finſter ſtand der Räuber und nagte an ſeinen Fingernägeln, er wußte nicht, was er ſagen ſollte. Es würgte ihn in der Kehle, das arme Weib tat ihm ſo leid. Die hatte wahrhaftig wenig Freude auf Erden gehabt — ſein Vater, der alte Hannes, war auch nicht viel wert, der hatte auch ſchon einmal geſeſſen —, ehrlich geblieben war nur ſie allein. Und nun ſtand ſie ſchon nahe dem Grab, lange machte ſie es wohl nicht mehr,

war ja Haut nur und Knochen. Er hielt nicht mehr an ſich, einer Schwäche, die ihn übermannte, nachgebend, bückte er ſich auf ihr an ihm niedergeſunkenes Haupt. Seine Tränen fielen auf ihre ſchwarze Haube, er heulte laut.

Die Zuſchauer ſtanden regungslos. Der ſchwarze Peter, der wildeſte von allen, ſchneuzte ſich: ſeine Mutter, die lebte auch noch. Von den Mädchen dachte manch eine: war der Räuber edel, jetzt weinte er gar! Alle hielten den Atem an, man hörte für Minuten nichts als das Schluchzen des Bückler.

Da ſchob ſich der Julie Arm in den ſeinen und drückte den feſt. „Gib ihr wat", raunte die Dirne. „Du machſt dich ja lächerlich. Gib ihr wat, dat ſe nu geht!"

Geben, ja geben, das wollte er gern! Sie ſollte nicht mehr ſo elend in Armut leben! Er fuhr in die Taſche, er brachte die Hand ganz voll Gulden heraus. „Frau Mutter, da, nehmt, kauft, wat Euch not tut. Ich ſchick Euch auch en Schwein, en Kuh, alles, wat Ihr wollt!" Er wollte ihr das Geld in die Hände drücken, ſie aber ſpreizte die Finger entſetzt und ließ alles fallen.

„Ich nehm kein Geld — ich will auch kein Kuh — von dir nehm ich nix — is ja geſtohlen, pfui!" Sie ſpie aus.

Julie drängte die Frau weg: „So geht doch, geht, wat wollt Ihr noch hier? Ihr macht den Hannes nur bös, paßt auf, wenn der toll wird!" Verſtohlen winkte ſie dem Placken-Klas und dem Iltis-Jakob.

Die verſtanden ſie gleich, faßten die Frau rechts und links an den Armen und führten ſie ab. Sie grinſten

roh: war das ein Gefaſel, ihnen war's längſt ſchon zuviel.

Das alte Weib ließ ſich wegführen, ganz ohne Widerſtand; es war gebrochen. Der Sohn, der Sohn ließ die Mutter ſo gehen?! Er kam ihr nicht nach, er rief auch nicht einmal noch: „Mutter?!" Wie eine, die ein Kreuz trägt, wankte die Frau zu Tal.

VII

u Lutzerath oben ſaß der Friedensrichter am Schreibtiſch in ſeinem Arbeitszimmer. Es war ſehr ſtill um ihn und ſehr einſam. Gott ſei Dank, daß der Winter vorbei war und die Diligencen die Poſtſtraße Koblenz-Trier wieder paſſieren konnten! Der Schnee hatte manchen Tag jeden Verkehr in der Eifel unmöglich gemacht. Er hatte zwar Leute zum Schaufeln befohlen, und die Bauern hatten Pferde herleihen müſſen, aber es war alles umſonſt geweſen. Der jäh ſteigende, ſteinige Weg im Martertal war ſelbſt zur guten Jahreszeit nur mit Vorſpann möglich, jetzt ſchaffte es ſelbſt kein Sechsgeſpann. Umgeſtürzt war der Poſtwagen am letzten März noch.

Zwei Juden hatten darin geſeſſen, die hatten mächtig geſchrien. Sie kamen von Trier, hatten da Ware erhandelt und wollten nun heimwärts. Moyſes Mohnſam aus Bridel und Herz Roſenblatt aus Reil. Ihre Packen lagen im Schnee. Sie waren untröſtlich: wie ſollten ſie nun kommen herunter an die Moſel mit all ihrem Gepäck? Herz Roſenblatt war beſcheiden, Moyſes Mohnſam aber ſtreitbar; der räſonierte: wie ſollte ein

armer Handelsmann sein Geschäft betreiben, wenn er nicht einmal fahren konnte sicher mit der Post!

Der Posthalter, ein bäuerlich ungelenker Mann, wurde nicht fertig mit Mohnsam, der war zu redegewandt und forderte Schadenersatz. Bitten, Beschwörungen, Klagen, Verwünschungen ergossen sich über den Posthalter; er wußte sich keinen Rat mehr, er hatte den Friedensrichter zu Hilfe gerufen.

In den Schnee war Mohnsam geschossen, mit dem Kopf zuerst, als er sich aus dem Fenster der Diligence beugte, um zu sehen, was los war. Seine Beine, die ein Stück aus dem Schnee ragten, zeigten nur an, wo er lag; „Zu Hilfe!" hatte er nicht schreien können, vom weißen Bett war er halb erstickt gewesen.

Rosenblatt hatte den Fuß verstaucht; er hockte jetzt beim Posthalter auf der Ofenbank und hielt sich den schmerzenden Knöchel. Zu allen Beschwerden, die sein Freund Moyses vorbrachte, nickte er nur bekräftigend.

Adami war ärgerlich: was hatten sie denn auch zu suchen auf der Landstraße bei solchem Wetter? „Hättet Ihr nicht warten können, bis der Schnee ganz vorbei ist?"

Das dünkte den Mohnsam schier lachbar; warten, warten, wenn man Hasenfelle zusammengeschleppt hat den ganzen Winter, und nun noch zwei schöne Kalbshäute dazu?! Mit der ersten Sonne kommen Motten und Maden, sie mußten zum Gerber und zum Kürschner; feine Winterfellchen, die brachten Geld ein. „Weiß der Herr nit, was h a n d e l n heißt? E schweres Geschäft, e sauer Stückle Brot!"

Was Mohnſam ſonſt noch an Handel zu machen gehabt hatte in Trier, das erzählte er aber nicht. Pulver und Blei wurden immer bei ihm verlangt; wenn der Frühling kommt und die Wälder dicht werden, dann noch einmal ſoviel. Der franzöſiſche Kapitän, der ihn immer verſorgte mit Munition, hatte wieder einen ordentlichen Batzen dafür in ſeinen Säckel geſteckt. Wenn das Pulver nur jetzt nicht naß geworden war vom durchdringenden Schnee! Von dieſem Gedanken entſetzt, ſchrie Mohnſam den Roſenblatt an: „Hätt' ich nur auf dich nit gewartet, du Schaute mit deinen Mazzes! Vorm letzten Schneefall wär' ich dann ſchon derheim in Bridel geweſen. Nie geh ich mehr mit dir, du Schnorrer, bei mein Geſund, nie mehr!"

Das empörte den Roſenblatt, der bis dahin ſtill und traurig geweſen. Er wäre ſchuld? Die Mazzes für Paſſah hatte er ſich eingetauſcht gleich am erſten Tag gegen das Mehl, das er brachte. Er hatte lange nicht ſoviel Zeit für geheime Geſchäfte gebraucht wie der Moyſes, ſein Handel war nicht ſo bedeutend. Aber „Schnorrer" brauchte ihn der Moyſes deswegen noch lange nicht zu ſchimpfen! Empört fuhr er von der Ofenbank auf trotz ſeines ſchmerzenden Fußes. Sie belferten einander an, gereizt durch ihr Mißgeſchick und erregt durch die Angſt, hier oben ſteckenzubleiben. Roſenblatt fühlte ſich ganz als ehrlicher Mann: ei, wenn er erzählen wollte vom Mohnſam! In ſeiner Empörung über den „Schnorrer" und gepeinigt von Schmerzen vergaß Roſenblatt all ſeine ſonſtige Klugheit. Er ſagte heut mehr von Mohnſams Geſchäften, als er ſagen durfte.

Auf des Friedensrichters Rat mieteten die beiden mitsammen dann einen Schlitten, ein Bauer hatte sich bereit erklärt, sie hinunterzufahren. So teuer! Sie jammerten sehr. Mit dem Rosenblatt fühlte Adami Mitleid: der schien wirklich arm. Und schon ein alternder Mann, für den war's wahrhaftig nicht leicht, jahraus, jahrein mit dem Packen zu laufen. Er zog den erbärmlich Hinkenden auf die Seite und drückte ihm einen Reichstaler in die Hand.

Der gebückte Mann mit den dunklen traurigen Augen sah ihn ganz fassungslos an: ihm schenkte der Herr einen Taler, ihm, dem Herz Rosenblatt? Wußte der Herr denn, wie's einem armen Juden zumut ist? Verachtet, verspottet, schon die kleinen Kinder werden auf ihn gehetzt; und das alles, sagen sie, nur darum, weil die Juden Jesum gekreuzigt haben. Wer's glaubt! Eine große Bitterkeit war in des Rosenblatt Stimme: „Lieber Herr, gnäd'ger Herr, der Herr darf's glauben, darum wird der Jud nit mit Steiner geschmissen."

Adami winkte ab; er fühlte, der Jude hatte recht, und doch mochte er's nicht gern hören. „Vielleicht, wenn andere Zeiten kommen, bessere, dann geht's eurem Volk auch einmal besser."

Herz Rosenblatt zog die Achseln hoch und wiegte den Kopf hin und her; er schien's nicht zu glauben. Aber dann, sich scheu umsehend, ob Mohnsam auch nichts erlausche, trat er Adami näher, so nahe, daß dieser den Duft von Knoblauch und Armut spürte, und flüsterte: „Der Bückler ist hier herum, er ist nit mehr auf dem Hunsrück. Und gebt auch Obacht auf Eure Näh — auf E u r e N ä h!"

Was ſollte das heißen, dieſes dringende „Obacht auf Eure Näh“?! War der Bückler ſo nah ſchon? Adami wollte fragen. Da hatte der Jude das Zeichen des Schweigens gemacht, den Finger an die Lippen gelegt und ängſtlich nach Mohnſam herumgeſchielt. —

Der Jude ſchien damals doch Geſpenſter geſehen zu haben. Das war am Ausgang des Winters geweſen, und jetzt blühten an der Moſel die Obſtbäume längſt, und auch hier oben ſproßte junges Gras, und der Wald wagte es, ſich zu begrünen. Von dem Hunsrück und von der Moſel war keine neue Schandtat gemeldet worden. Sollte es dem Generalkommiſſar Jollivet, der ein Kriegsgericht eingeſetzt hatte, das jeden Einbruch mit Todesſtrafe bedrohte, wirklich gelingen, durch Furcht die Räuber zu beſiegen? Der Friedensrichter ſchüttelte den Kopf, er bezweifelte das. Die hatten keine Furcht, die wurden zu gut unterſtützt von den Kohlenbrennern, von herumziehenden Hauſierern und von den Bewohnern der einſamen Höfe und Mühlen.

Die Müller waren nicht alle ſo ſicher wie der Ußmüller unten bei Bertrich. Das waren prächtige Menſchen, die in der Ußmühle; die Söhne Kerle wie Rieſen und den Eltern doch untertan. Ein Familienleben, das jetzt doppelt wohltuend berührte. War es in dieſer Zeit, die ſo wüſt war, ein wildes Durcheinander, nicht das einzige, ſich eine Familie zu gründen, in der man Ablenkung fand vom Beruf und ſeinem Ärger, und auch die Erheiterung, die man bei dem allgemeinen Geldmangel nicht in Bällen, Theater und öffentlichen Luſtbarkeiten ſuchen konnte? Eine ganz tolle Zeit! Un-

berechenbar, ungebärdig wie ein heimtückischer Krippensetzer — wer konnte den reiten?

Mit einer Gebärde des Unmuts stützte der noch junge Mann den Kopf in die Hand. In einer hochgekämmten, leicht gepuderten Tolle stand ihm das volle Haar über der Stirn, unter vorspringenden Brauen blickten seine Augen klug. Er seufzte. In Koblenz beim Obertribunal war's auch nicht angenehm gewesen und schwierig unter französischer Kontrolle zu arbeiten, aber man hatte wenigstens die Kollegen gehabt, Menschen, mit denen man abends eine Stunde beim Schoppen ein Wort wechseln konnte. Hier oben war niemand. Es war wirklich Zeit, daß er jetzt Hochzeit machte. Er war über dreißig, die Demoiselle Braut wurde demnächst zwanzig — worauf noch warten? Es war ja nur mädchenhafte Ziererei von Suschen, daß sie noch immer nichts vom Heiraten wissen wollte. Damals, als er noch in Trier beim Zivilgericht gewesen, war sie stets so liebevoll und entgegenkommend, daß er sich wohl einen glücklichen Bräutigam nennen durfte — aber jetzt? Sie hatten sich zu lange nicht gesehen — das war's! So bald als möglich mußte er sie besuchen, und dann wurde gleich der Hochzeitstag festgesetzt! Er verlor sich in einer angenehmen Träumerei.

Wie schön würde es sein, wenn eine junge Frau in diesen jetzt so einsamen Stuben herumging! Das Haus an sich war gar nicht so übel, kein gewöhnliches Dorfhaus wie die Posthalterei und die Gastwirtschaft, es war ein Herrenhaus, weitläufig, mit großer Küche und Kellerei und fest gebaut. Das war auch nötig, die Winde bliesen oft gewaltig, selbst im Sommer war hier

auf dem Eifelplateau immer ein leiſes Wehen. Aber welche Luft! Eine Reinheit, eine Friſche, wie man ſie nirgendwo anders fand. Ihm war es bis ins Innerſte belebend, an einem frühen Morgen, ehe die Sonne ſcheitelrecht ſtand, über die betaute Flur zu gehen. Man vermißte es nicht, daß hier oben wenig Bäume ſchatteten; es lag etwas Unbegrenztes, Freies, Schrankenloſes über dieſem Hochland, das empfangens-ſehnſüchtig ſein Antlitz dem Kuß des Himmels entgegenhob. Abwärts lagen Wälder genug, dunkel und undurchdringlich, geheimnisvolle Wildniſſe, und von Schluchten ein Meer, ſo tief und verſunken, als ginge nie ein Menſchenfuß dort.

Friedrich Adami ſtand oft in Gedanken und ſtarrte hinab in dieſes Meer: wer irrte da unten? Was ging da alles vor? Schlupfwinkel über Schlupfwinkel. Wer in jenen Schluchten, in jenen Wäldern Beſcheid wußte, dem war es leicht möglich zu entfliehen, wenn ihm auch Jäger und Hund auf den Ferſen waren. Als Beamter der Juſtiz verwünſchte er dieſe Waldeinſamkeiten, dieſes Gewirr von Schluchten; hinter jeder neuen Bergkuliſſe kam eine neue Schlucht und ſo immer wieder eine und wieder eine, bis alles von tiefem Blau, in dem als lichterer Streif der Lauf der Moſel dämmerte, verſchlungen ward. Aber als Menſch liebte Adami dieſe Landſchaft; er hatte ſich ſo in ſie hineingeſehen, daß er ſich nichts Schöneres wußte. Wenn er nur erſt ſeiner jungen Frau dies alles zeigen konnte! Wenn ſie hier war, würde er ſie in tauender Frühe ſchon hinausführen, wenn die Lerche ſich eben vom Ackerrain erhebt und alles, was Odem hat: Menſch, Tier, Gras und Blume, das

Wunder der Neuſchöpfung allmorgendlich wieder erlebt. Ihre Hand würde er faſſen, ſie würden der Sonne entgegengehen, der Sonne des Himmels und ihres Glücks. Und am Abend würde er ſie wiederum führen, wieder denſelben Weg zwiſchen Ackerrainen und Ebereſchen — verwachſene Bäumchen, die den Streifen der Landſtraße ſchüchtern ſäumen —, ſie würden ſtillſtehen am Plateaurand, ſelber noch im Licht, aber unten webte ſchon Dämmerung. Blaudunkle Schatten in träumenden Gründen, Wildwaſſerrauſchen, Grillengeſang, ferner Raubvogelſchrei. Sie würde ſich an ihn lehnen, die liebe Frau — wie herrlich war es doch, in ſolcher Stunde zu zweien zu ſein!

Der einſame Mann in dem etwas unwirtlichen Amtszimmer fühlte plötzlich eine große Sehnſucht. Es drängte ihn, an ſie zu ſchreiben. Mit der nächſten Poſt konnte der Brief dann abgehen. Sie hatte ihm zwar auf ſeinen letzten Brief noch nicht geantwortet — ach, leider! Sie ſchrieb überhaupt ſelten. Wurde es nicht immer ſeltener? Im Anfang ihrer Verlobungszeit war das anders geweſen. Da hatte er ſo zärtliche Briefe von ihr bekommen, daß es ihn jetzt noch überlief, wenn er daran dachte. Er mußte dieſe erſten Briefe doch einmal wieder leſen; er fühlte eine ſchmerzliche Luſt nach Liebe und Zärtlichkeit.

Mit Haſt, und doch war eine gewiſſe Scheu in ihm, ſchloß er jetzt ein geheimes Fach in ſeinem Schreibtiſch auf und holte ein Bündelchen Briefe hervor. Mit einem zartroſa Band waren ſie umbunden. Dieſes Band hatte er ihr geraubt in erſter Verliebtheit, ſie hatte es um die Locken getragen.

„Mein teurer Verlobter, du unendlich Vermißter“ — jetzt ſchrieb ſie kurzweg: „Lieber Friedrich!“ Das war doch ſeltſam. War ſie ſo raſch nüchtern und weniger empfindſam geworden? Aber die Anrede macht's ja nicht. Er überwand ein flüchtiges Unbehagen, las ihre erſten Briefe und auch ihre letzten und warf ſie dann plötzlich alle mitſammen ins Fach zurück. Ja, ſie war ſehr verwandelt! So töricht verliebt war er, ein reifer Mann, nicht mehr, daß er das nicht gemerkt hätte.

Und er ſchrieb: „Werte Demoiſelle, mein vielliebes Bräutchen!“

War das nicht etwas zu entgegenkommend? Er wollte ſich nichts vergeben. Und er beherrſchte ſich und ſchrieb geſetzt und vernünftig, obgleich ihm eine zärtliche Ungeduld im Blut pochte und ſein Herz nach Liebe ſchrie. Schrieb ganz, wie es die Sitte von einem wohlerzogenen Bewerber verlangt, der an ſein ehr- und tugendſames Fräulein Braut ſchreibt. Aber wer Augen hatte zu leſen und ein Herz zu verſtehen, der merkte doch, was zwiſchen den Zeilen ſtand: wann iſt die Hochzeit? Soll ich denn ewig hier allein ſein, geliebtes Mädchen, verlangt es dich nicht ebenſo nach mir wie mich nach dir?

Der Federkiel flog übers Papier, man hörte nichts in der ſtillen Stube, zu der kein Geräuſch des Ortes drang, als das Kritzeln und ab und zu einen tiefen Atemzug. Die ganze Seele des einſamen Mannes flog der Fernen zu. Und doch wieder grub ſich eine Falte zwiſchen ſeine Brauen: würde es ihr auch behagen hier oben? Sie war jung und lebensluſtig; er hatte ihr nichts

zu bieten als eine geachtete Stellung und ſeine treue Liebe.

„Laß mich nun nicht länger warten, mein liebes Suschen, ſchreibe mir, wie dein verehrter Herr Vater und deine hochwerte Frau Mutter denken über die Feſtſetzung unſerer Hochzeit am —“ er wollte gerade ſchreiben: „am dritten Fruktidor, an deinem Geburtstag“, als die Tür aufgeriſſen wurde.

Die Lies, die alte Wirtſchafterin, ſtürzte herein. Die war ſonſt ſehr reſpektvoll, heute aber ſchrie ſie, ohne erſt gefragt zu werden: „Herr Friedensrichter, Herr Friedensrichter, die Poſt is da — aber ausgeraubt. Der Matthes, der Poſtilljon, ſieht aus wie der Tod, die Zähn' klappern ihm. Er hat ſich noch gerett', auf die Peerd gehauen. Et waren ihrer zehn oder zwölf, er konnt ſie gar nit all zählen!“

„Es werden ihrer wohl nur zwei geweſen ſein, der Kerl iſt ein Feigling!“ Zornig war Adami aufgeſprungen. Dieſe Frechheit, ihm faſt unter den Augen! Es zuckte ihm in den Fingern: da an der Wand im Schrank hing ſeine Büchſe.

„Schwarz waren ſe im Geſicht, dat Kinn hatten ſe ſich verbunden; der Matthes ſagt, mer konnt keinen nit erkennen. En Geſchrei han ſe gemacht, dat die Peerd ſcheu wurden.

„Ruft mir den Poſtillion, ich will ihn gleich ſprechen.“

Es war ſo, wie die Alte erzählte; nur zehn oder zwölf waren es nicht. Zufällig waren keine Paſſagiere im Wagen geweſen, auch der Hilfsſchaffner, der ſonſt immer neben dem Kutſcher ſaß, war diesmal nicht mit,

der Postillion, so ganz allein, hatte sich nicht wehren können. Aus dem Gebüsch waren zwei gesprungen, mit furchtbarem: „Halt, halt!“ den Pferden in die Zügel gefallen. Es nutzte nichts, daß der Erschrockene auf die Tiere lospeitschte. Einer schwang ein Brecheisen, stemmte hinten den Wagenkasten auf und warf alles heraus auf die Straße — ein anderer kletterte oben aufs Verdeck: Körbe, Kisten, Packen, alles herunter —, und ein dritter stand mitten auf dem Weg, die Pistole im Anschlag, und bedrohte den Postillion. Ein Glück, daß die Pferde, vom Geschrei entsetzt, scheuten und durchgingen. —

Dies war das einzige Räuberstück nicht. Adami hatte sich noch nicht über die Frechheit des Postüberfalls beruhigt, als noch eine alarmierende Nachricht nach Lutzerath kam; von der Mosel herauf. Auch da war der Bückler am Werke gewesen, fast zur gleichen Zeit.

Der Brief an die Demoiselle Braut blieb einstweilen unvollendet liegen, der eifrige Beamte verschickte ein eiliges Umschreiben an die Kollegen sämtlicher Kantone; nach Oberstein, Herrstein, Wildenburg, Tronecken, Kirchberg, Gmünden, Rhaunen, Simmern, Stromberg, Trarbach, Daun, Wittlich, Kirn, Kochem, Zell, Kastellaun, Birkenfeld und so weiter. An den Rhein, an die Nahe, links und rechts der Mosel, nach Trier und Koblenz, bis nach Mainz hin flog der Alarmruf. Schnell, schnell! Es mußte den Verbrechern durch die Schnelligkeit der verschärften Kontrolle unmöglich gemacht werden, auch nur über eine einzige der vielen Grenzen zu entkommen. Wer weiß, ob Hessen und Preußen überhaupt auslieferten?

Eine besondere Polizeigarde sollte in jedem Kanton errichtet werden, die Tag und Nacht streifte und alles aufgriff und unverzüglich vor den Friedensrichter führte, was ohne Paß und ohne Nachweis eines festen Wohnsitzes herumstrolchte. Nicht alle Wohnungslosen oder aus dem Heeresdienst Entlassenen, nicht alle Bänkelspieler und Tabulettkrämer, die mit Seife, Band und Tabak herumzogen, waren Verbrecher, aber unter ihnen befanden sich jedenfalls viele, die den Räubern untereinander Botschaft vermittelten und sich auch zum Ausbaldowern hergaben.

Der Friedensrichter von Lutzerath brannte vor Ungeduld, er konnte nachts nicht schlafen; er hatte auch zu einer dringenden Konferenz aufgefordert — ganz gleich „wo", er würde sich überall einfinden —, aber die zustimmende Antwort der Kollegen blieb noch immer aus. Endlich kam von Oberstein zögernder Bescheid: in der Tat, der Zustand der allgemeinen Unsicherheit war sehr bedauerlich, ihm müßte unbedingt ein Ende gemacht werden, aber es waren zuwenig Mittel vorhanden. Der Kanton war nicht in der Lage, noch mehr Abgaben zu leisten, die die kostspielige Erhaltung einer ständigen Polizeigarde erfordern würde. Nun, dann mußte Oberstein sich eben unbehütet ausplündern lassen! Noch bewahrte Adami seinen Gleichmut. Als ihm in einer anderen Antwort seine stürmische Jugend, die alles im Hui erreichen wollte, was sich nicht so leicht erreichen ließ, gewissermaßen zum Vorwurf gemacht wurde, lachte er sogar. Aber als ihm in einem dritten Schreiben der freundliche Rat zuteil wurde, sich nicht um Sachen aufzuregen, die, solange die Welt steht, noch jedesmal nach

Kriegsläuften ſich eingeſtellt hatten und ſich auch nach Jahrhunderten noch einſtellen würden, fluchte er. Alſo ohnmächtig ſollte man Banditen gegenüber ſein? Es antworteten noch ein paar Kollegen, die dringende Geſchäfte vorſchützten, die übrigen antworteten gar nicht.

Faul, indolent, zu bequem oder zu abgeſtumpft! Der Richter von Lutzerath beſchloß, auf eigene Fauſt zu handeln. In ſeinem Kanton wenigſtens ſollten Bürger und Bauer ruhig ſchlafen; und auch der Jude.

Es war zu Reil an der Moſel geſchehen in der Nacht des ſiebenten Prairial. Die Frühſommernacht ging auf leiſen Sohlen, der Himmel war dunkel, verſtohlen blinzelte nur da und dort ein Stern; es war, als wollte es regnen. Eine ungeheure Weichheit lag in der Luft, eine ſanfte Mattigkeit. Die ſchmalen Grasraine, die den Fluß ſäumten, ſich zwiſchen ihn und die kleinen Häuſer des Dorfes zwängten, dufteten ſtark, jedes Hälmchen atmete Wohlgeruch. Finſter ragten die Moſelberge, man ſah nicht ihren Fuß und auch nicht ihren Scheitel; alles ſchwarz, ſchwarz. Einzig das Häuschen auf dem Reiler Hals, das winzige Kapellchen, das nichts hat als vier fenſterloſe nackte Mauern, ein Heiligenbild hinter verroſtetem Gitter und davor ein Betbänkchen, zeigte durch ſeine geöffnete Tür ein wenig Geflinzel. Da brannte die ewige Lampe und warf ihren rötlichen Schein auf die Paßſtraße, die alle paſſieren müſſen, die Moſel auf, Moſel ab wollen. Schmal iſt hier die Straße, ein Felskamm, den auf der einen Seite der hohe Kondelwald mit ſeinen Baumrieſen bedräut, deſſen andere Seite abfällt zum Fluß, ſo ſteil, daß die Häuſer von Reil faſt

ſenkrecht unterm Berggrat liegen. Der Wanderer geht hier nicht gern, er betet ſelbſt am Tag nur ein haſtiges Ave und ſieht ſich ſcheu um. Links ein Abſturz, rechts ein Abſturz, ein Ausweichen gibt es nicht am Reiler Hals, und man hört es unten zu Reil nicht, wenn einer hier oben Hilfe ruft.

In der nächtlichen Einſamkeit gluckſten leiſe die Moſelwellen an den Steinen. Sie floſſen ſo ſanft, ſo zärtlich, als küßten ſie behutſam das ſchlafende Uferland. In einem unendlichen Frieden Berg und Fluß, Dorf und Wald. Doch jetzt ein Käutzchenruf. Klagend kam er aus den Büſchen dicht bei den Häuſern. Nun antwortete ein zweites Käuzchen.

An der Tür des Herz Roſenblatt wurde geklopft. Es war zwölf Uhr, Roſenblatt und ſein Weib lagen ſchon drei Stunden zu Bett. Denn trotz der langen Helle des ſommerlichen Abends waren der kleine Laden und die fenſterloſe Stube dahinter ſo früh dunkel, daß man ins Bett kroch, um das Öl zu ſparen.

Das Nagen einer Maus am Fuß der Bettſtatt ſtörte ſie nicht. Der Mann ſchnarchte raſſelnd, und auch die Frau atmete ſchwer. Der Schlaf war hier nur wie Betäubung, denn die Luft war verbraucht und drückend im Raum, in den kein Windchen des Himmels wehte. Von der Tür, die nach dem Laden zu offen ſtand, fiel ein matter Schimmer auf Roſenblatts Geſicht; es lag da wie ein fahler Fleck, flach und regungslos in der Dunkelheit. Die Frau hielt im Schlaf die Hand ihres Mannes gefaßt; nun waren ſie ſchon zwanzig Jahre Eheleute, aber ſie hatte ihn noch immer ſehr lieb. Beckchen, des Itzig Rudel Tochter aus Simmern, hatte Herz

Rosenblatt mehr zugebracht, als der Schabchen ihm versprochen: ein gehorsames Herz und eine demütige Liebe. Sie hungerte mit ihm, sie fror mit ihm, sie sparte mit ihm, und sie hatte ihm sechs Kinder geboren. Blümchen, die älteste, war ein Stolz und eine Hoffnung und ein „Köppchen", wie's kein zweites gab.

Die Eltern hatten am Abend im Bett noch lange mitsammen geschwatzt. Die Mutter hatte das Leinen für Blümchen jetzt alles beisammen, und dem Vater fehlte auch nicht mehr viel an der Mitgift in bar; nun konnte man bald einen Schabchen beauftragen, daß er dem Blümchen etwas Feines aussuchte — vielleicht gar verschaffte er ihr einen in Trier. Glückliche Zukunftspläne für die Alten: dann hatten sie nicht umsonst gedarbt und sich's sauer werden lassen, Sechsbätzner bei Sechsbätzner und Heller auf Heller gelegt — wenn Blümchen vielleicht gar käme in ein großes Kaufmannsgewölbe zu Trier!

Jetzt schliefen sie so fest, so regungslos wie die Steine, sie hörten nicht, wie das Blümchen, das mit den Geschwistern oben auf dem Speicher nächtigte, herunterschrie. Nun wieder: „Vaterleben, es kloppt!" Und nun wieder: „Vaterleben!" Das klang ängstlich.

Rosenblatt fuhr aus dem Bett. Da sah er auch schon durch die Ritzen des vorgelegten Holzladens außen eine große Helle — Fackellicht —, und ein starker Stoß erschütterte seine Haustür.

„Ouvrez tout de suite!"

Die Frau klammerte sich aufgeschreckt an ihren Mann, von oben herab tönte das Geschrei der Kinder. „Mach nit auf, Herzchen, mach nit auf!"

Noch hielt die Tür, sie war schwer aus Eichenholz und hatte eiserne Riegel,

„Formez - vous! Rangez - vous! En avant, marche!“

Franzosen! Marodeure! Oder vielleicht gar dieselben Husaren, die letzthin ganz Aldegund ausgeraubt hatten! Beckchen warf sich zu Boden, sie umschlang die Knie ihres Mannes und schrie laut zum Gott ihrer Väter.

Auch Rosenblatt zitterte. Er war ein ehrlicher Mann, hatte nicht viel verborgene Schätze, und doch zitterte er. Wenn die Tür nur noch hielt, bis das Geschrei der Kinder oben die Nachbarn aufmerksam gemacht hatte! Die mußten's doch hören. Laut gellte jetzt Blümchens Stimme aus der Dachluke: „Zu Hilf, zu Hilf!“

Draußen ein Fluch und dann wieder ein Stoß, unter dem das ganze Häuschen erbebte: „Jud, verfluchter, mach auf, sonst schneiden wir deiner Schickse den Hals durch!“

Herz Rosenblatt riß sich los von dem Weib, das ihn festhielt: sein Blümchen, sein Blümchen, sein Augentrost! Im bloßen Hemd sprang er hin, um zu öffnen, da fiel die Tür auch schon in den Hausflur hinein mit furchtbarem Krachen. Sie hatten sie eingerannt mit einem schweren Balken; die Bande strömte ins Haus.

Einer hielt den Rosenblatt am Hemde gepackt: „Jud, dein Geld!“ Und sie zerrten ihn in den Verkaufsraum. Andere stürmten in die Stube dahinter. Brennende Kienspäne schwelten, sie leuchteten überall mit ihnen hin; das dunkle Haus war auf einmal hell.

Das Weib war zu Boden gefallen, ohnmächtig vor Schreck. Rosenblatt mußte alles aufschließen, Kisten

und Kaſten und Truhen; wenn ſeine zitternden Hände nicht gleich öffnen konnten, half ein krachender Axthieb nach. Blümchens Mitgift war willkommene Beute, ihr Leinen wurde auf den Buckel geladen, ihre Louisdors in den Säckel geſteckt. Auf den Boden geſchüttet, zertrampelt, was ihnen nicht wert genug war. Das Federbett ſchlitzte der ſchwarze Peter mit dem Dolchmeſſer auf: „Et ſchniet*, et ſchniet!“ Unter wildem Gelächter ließ er die Federn herumfliegen.

Es wurde alles zunichte gemacht. Die Räuber mit den geſchwärzten Geſichtern, den Hut tief in die Augen gedrückt, taten gründliche Arbeit. In ohnmächtiger Wut, in zitterndem Schmerz ſah Herz Roſenblatt das bißchen, das er beſaß, den Gewinn langer Mühſal verloren. Es war alles hin. Aber wenn ſie nur die Kinder verſchonen wollten! Oben war Blümchen verſtummt, ſie ſchrie nicht mehr nach den Nachbarn. Einer von der Bande hatte die Falltür zum Speicher gefunden — war er hinaufgeklettert zu ihr? Gewalt! Mit einem einzigen Satz war der Vater an der Leiter. Da kam von außen ein Ruf.

Der Junge, der draußen vor der Tür Poſten ſtand, ſchrie auf einmal mit heller Weiberſtimme: „Die Schickſe läuft weg! Da läuft ſe! Haltet ſe, haltet ſe!“

Der Jude ſah im Fackellicht ſeine Tochter laufen, ihre langen Zöpfe peitſchten den Rücken, das Hemd flatterte ihr um die nackten Beine, ſie ſchoß dahin wie ein Pfeil. Gott der Gerechte, was konnte die rennen, die ließ ſich nicht fangen. „Lauf, lauf!“

* ſchneit.

Der wilde Schwarze ſchlug an auf ſie, der Vater warf ſich auf den; ſie ſtürzten beide zu Boden, der Starke und der Schwache. Aber Herz Roſenblatt war heute auch ſtark, und während er den Räuber, der unter ihm lag, zu würgen verſuchte — ſeine mageren Hände krallte er in die behaarte Kehle — flatterten Gedanken durch ſeinen verwirrten Sinn, Nachtvögeln gleich, die man aufgeſcheucht hatte. Er mußte der Bande angegeben worden ſein, als Spitzel verdächtigt — hatte er zuviel geſagt oben zu Lutzerath? O weh, Moyſes Mohnſam! Eine jähe Erkenntnis. Sie lähmte ihn, ſeine ſich einkrallenden Finger wurden ſchwach. Moyſes Mohnſam hatte gelauſcht, nun nahmen die Rache, Rache für jedes einzige Wort, das ſie verraten könnte!

Bereits hatte der Räuber die Oberhand; Roſenblatt lag unter ihm, entſetzt ſtarrte er in das bärtige ſchwarze Geſicht über ſich. Das grinſte; ein blankes Meſſer fuhr ihm vor den Augen herum, ſchaudernd kniff er ſie zu: ſein letzter Augenblick war gekommen.

„Nit totmachen, nur angſt machen", befahl plötzlich eine Stimme.

Der Schwarze knurrte, aber er zog das Meſſer zurück, das dem Juden ſchon die Kehle geritzt hatte. Und dann kamen lachend noch zwei, drei andere hinzu, mitſammen riſſen ſie den Armen auf. Sie mißhandelten ihn mit Fußtritten, mit unmenſchlichen Schlägen, ſie zerſchlugen einen Knüppel auf ihm, daß er aus Naſe und Mund blutend zu Boden ſank. Und ſie traten auf ihm herum, bis ſie es müde waren. —

Es war nicht Sturm geläutet worden zu Reil, wie ſonſt in den Dörfern, wenn Überfall drohte. Das

Schlüsselloch der Kirche war zwar nicht mit Kieseln verstopft gewesen, man hätte gut aufschließen und hinauf können in den Turm, aber man läutete nur für Christen. „Zu Hilfe!“ hatte Blümchen geschrien, man hatte das gellende Schreien wohl gehört, aber man hatte sich 's Deckbett bis über die Ohren gezogen: wozu sich in Gefahr begeben um einen Jud?!

An den Friedensrichter Adami zu Lutzerath gelangte vier Wochen später folgendes Schreiben:

„Au citoyen le juge de paix à Lutzerath!

Bürger Friedensrichter, ich muß Ihnen mitteilen, daß gestern kam der Grumbieren-Klas aus Hellenthal bei Reil in unseren Laden, wo war schon am Morgen schicker*. Als wir ihm fragten, ob er nichts näher gehört hat von dem Unglück, wo ist zugestoßen Herzchen Rosenblatt, wollte er nichts davon wissen. Wollte Kleider verkaufen, die waren schäbig. Nachher lacht er und sagt, das sei dem Rosenblatt recht geschehen. Ansonsten war ihm aber nichts bewußt. Er sei an selbigem Tag nicht vor seine Türe gekommen. Lieber und bester Bürger Friedensrichter, das ist ein wahrer Beweis, daß er ist mit der Bande unter einer Decke. Die Kleider rochen nicht nach Bauer, sie rochen nach einem von unsere Leut. Er hat auch noch gesprochen von einem, wo wohnt oben in der Eifel, der hat einen Schrank, wann selbiger tritt da hinein, wird er unsichtbar. Selbiger kann auch machen andere unsichtbar. Wir bitten aber, nicht nur wegen

* betrunken.

unſerer Verluſte etwan, ſondern da wir wiſſen, wie nahe Ihnen die Sicherheit der ganzen Gegend geht, dieſe Rettung bald in Vollziehung zu bringen.

Mit wahrer Hochachtung und vieler Dankſagung und ewiger Verpflichtung.

Afrom May, Alf. a. d. Moſel
Leib Süßkind, ebenda."

Die Juden ſchienen ja große Angſt zu haben, und ſo mochte es doch wohl wahr ſein, was man ſich erzählte, daß ſie dem Bückler angeboten hätten, ihm eine Steuer zu zahlen, damit er ſie ungeſchoren ließe, wenn ſie auf die Märkte zogen. Es taten ſich ohnehin immer ihrer mehrere jetzt zuſammen. Eine allgemeine Panik hatte um ſich gegriffen, nicht nur bei den Juden, auch bei den Chriſten. Wie war dieſer zu ſteuern?

Nachdenklich ſaß der Friedensrichter an ſeinem Schreibtiſch. Ob die Fama nicht doch übertrieb? Geſtern ſollte der Bückler einem Metzger auf der offenen Landſtraße, nicht weit von Moſelkern, dreihundert Gulden abgenommen haben. Am gleichen Tag aber wurde aus dem Birkenfeldſchen gemeldet, daß er dort in eine Ziegelei eingebrochen war. Er hatte den Mann in den Keller geſperrt, nachdem der blutig geſchlagen worden, die Frau, die ſich wehrte, im Bett feſtgebunden und alles mitgenommen, was nicht niet- und nagelfeſt war. Faſt zu gleicher Zeit aber hatte er auch hier oben in der Eifel, gar nicht weit ab, einem reichen Hofbauern einen Beſuch abgeſtattet, die Töchter, die ſchreien wollten, mit dem Tode bedroht, falls ſie ſeiner Bande

nicht zu Willen waren, Geld, Taschenuhr und alle anderen Wertsachen mit sich genommen. Überall spukte er. Aber es war unmöglich, daß immer nur der Bückler mit seiner Bande der Täter war — konnte sich der denn verdoppeln?

Adami fuhr zusammen — es blickte einer zum Fenster herein. Ein paar große dunkle Augen sahen ihn scharf an. Er erschrak, unwillkürlich sah er hinüber zum Büchsenschrank. Da klopfte es auch schon.

Auf sein „Entrez!" war einer eingetreten; es war der Mann vom Fenster mit den auffallend großen dunklen Augen, die etwas Zwingendes hatten. Die beiden Männer maßen sich mit den Blicken. Unwillkürlich war der Friedensrichter aufgestanden: der sah nicht aus wie ein gewöhnlicher Bauer trotz des blauen Leinenkittels. Den roten Perpel* trug er unterm Arm, ganz wie ein Bauer, aber er hatte etwas Herrisches.

„Ich bin Hans Bast Nikolai von Krinkhof."

Aha, der Schmied von Krinkhof! Adami hatte genug von dem Mann gehört; die Bauern holten ihn zum kranken Vieh und auch für sich selber. Sogar seine Wirtschafterin, die alte Lies, war neulich hingepilgert, um sich das Zahnweh besprechen zu lassen. Es plagte sie nicht mehr seitdem.

„Was will Er?" Adami reckte sich. Nun waren sie beide gleich groß. Dann setzte er sich wieder an den Schreibtisch, er bot dem großen Mann auch keinen Stuhl an, er fühlte sich unfreundlich werden, dieses herrische Auftreten paßte ihm nicht.

* parapluie = Regenschirm.

Hans Baſt ſchien die Zurückhaltung des anderen nicht zu bemerken, oder er wollte ſie nicht bemerken; er wurde geſchmeidiger. Seine hohe Geſtalt beugend, trat er dicht an den Tiſch. „Ich möchte Euch auf ebbes aufmerkſam machen, Bürger Friedensrichter. Wollt Ihr et hören?“

„Nun ja, was denn?“ Der Beamte ſchnitzte an ſeinem Federkiel: warum tat der denn ſo geheimnisvoll?

„Bei mir kommen viele vorbei, laſſen Peerd beſchlagen — herauf auf die Eifel, herunter an die Moſel — die Durchgangsſtraß. Et wird viel verſchoben. Bürger Friedensrichter.“

„Das weiß ich.“ Der ſagte das ja ſo mit Bedeutung, warum?! Adami ſah den Mann gar nicht an, ihn faßte plötzlich ein Widerwille gegen dieſen großen und ſchönen Menſchen: wollte der den Angeber ſpielen? Aber die Erkenntnis, ihn am Ende brauchen zu können, in ihm ſich vielleicht eine größere Stütze zu erwerben als in hundert Rundſchreiben, hieß ihn klug ſein. Er lächelte fein. „Ich ſehe, Er kennt die ſchwierige Lage der Juſtiz! Bald iſt der Bückler hier, bald da, die Überfälle liegen nur wenig in der Zeit voneinander, oft geſchehen ſie ſogar zu gleicher Zeit. Ich glaube, es kommt nicht alles auf das Konto des Johannes Durchdenwald; es ſind noch andere am Werke.“

Der Mann nickte ernſthaft: „So is et. Wenn der Bürger Friedensrichter mir Strafloſigkeit zuſichern würd —“ er machte eine Pauſe und ſah den Beamten lauernd an.

„Gewiß, gewiß“, verſicherte Adami haſtig; er war im Jagdeifer.

„Dann würd ich dem Bürger Friedensrichter jedesmal en Wink geben, dat heißt" — er schränkte ein —, „jedesmal kann ich dat natürlich nit, da sind ihrer zu viele und zu weit herum. Aber wenn't hier auf der Näh is, dann sag ich Bescheid. Dann faßt sie," — er lachte — „wenn Ihr könnt."

Adami fühlte den Drang, den Angeber zu schütteln: Du, Halunke, du bist auch dabei, woher kannst du es sonst wissen? Aber er biß die Zähne zusammen: kein Wort, keine Frage, sonst wäre der ja verscheucht. Er mußte sich bezwingen, der Sache halber. Aber es wurde ihm schwer, seine Hand nun in die bieder ausgestreckte Rechte des Schmieds zu legen, die hart war wie Eisen.

„Also Straflosigkeit für mich, Bürger, in jedem Fall?" Es flammte auf in den dunklen Augen.

„Ich pflege mein Wort zu halten," sagte Adami trocken. Und dann fiel ihm plötzlich ein: „Da Ihr, wie es scheint, gut unterrichtet seid, so sagt mir doch: Wer hat bei dem Juden Rosenblatt in Reil eingebrochen? Der arme Kerl! Es war Bedauern in des Richters Ton, Herz Rosenblatt mit den traurigen Augen, dieser demütige, verängstigte Mensch, an den er sich sehr gut erinnerte, stand plötzlich vor ihm. Hatte der ehrliche Mensch ihn nicht noch hastig, dringend gewarnt: „Hütet Euch — in Eurer Nähe, in Eurer Nähe" — ?! Ein heftiger Unwille überkam ihn, was hatte dieser arme Kerl den Räubern getan? Um seiner Schätze willen war er sicher nicht überfallen worden. „Wer hat den Frevel begangen, noch dazu den Mann halb zuschanden malträtiert?"

Hans Bast, schon im Gehen, wandte sich knapp nur um, er zuckte die Achseln: „Weiß nit."

„Der das getan hat, den lasse ich hängen!"

„Tut das, Bürger Friedensrichter."

Adami sah nicht das höhnische Lächeln, das plötzlich das schöne Gesicht des sich wieder zur Tür Kehrenden verzerrte.

Adami blieb in schlechter Stimmung zurück, als der Schmied von Krinkhof gegangen war. Hatte er sich da mit einem eingelassen, der nicht sauber war, nicht viel sauberer als der Bückler und seine Genossen?! Er trat ans Fenster; nachdenklich sah er dem Davonschreitenden nach. Der Mann ging bedächtig und doch mit weit ausholenden Schritten, im Leinenkittel, den Regenschirm unterm Arm, so wie ein echter Bauer immer geht, und war doch sicherlich keiner. Wie war der Mensch hierherverschlagen worden? Und ob man wenigstens seiner Ehrlichkeit in der Unehrenhaftigkeit trauen konnte? Spießgesellen verraten —? Aber er war wohl nur der Hehler, vielleicht auch hatte er nur ihre Verabredungen belauscht. Dieser Nikolai hielt sich stolz, sah aus wie ein Biedermann, durchaus nicht wie der Genosse von Dieben.

Der Friedensrichter runzelte die Stirn und seufzte tief auf: war es nicht trostlos, daß zu dieser Zeit und in diesem Lande, das halb französisch war und halb deutsch, die Gerechtigkeit hin und her gerissen wurde wie ein Hampelmann? Was heute Gesetz war, wurde morgen wieder umgestoßen. Verbesserungen?! Er lachte bitter. Und wie konnte eine Justiz durchgreifen, die in jedem

Kanton eine andere war, dazu noch abhängig von der Laune des jeweiligen Oberſtkommandierenden. Gleiche Gerechtigkeit für alle — ſo hieß es —, in den Wäldern knallten die franzöſiſchen Herren das Wild herunter, aber der arme Bauer, der ſich, getrieben vom Hunger, ein Häslein in der Schlinge fing, wurde gleich in Ketten gelegt. Das ſchaffte Erbitterung, und aus der Erbitterung wuchs der Trotz: Jetzt nehm' ich mir auch, was ich kann, und wo ich kann. Was war weiter dabei: Ketten, Kopf ab — man hatte nicht mehr die althergebrachte Furcht vor dem Tode. Deutſches Zuchthaus, franzöſiſches Fallbeil, das Kommando „Feuer!" hinter der Stadtmauer, das war jetzt alles eins. Und aus dieſer Geringſchätzung des Todes erwuchs die allgemeine Zügelloſigkeit. Genießen, raſch noch das Beſte vom Tag ſich nehmen, plündern, wo es etwas zu plündern gab! Die Schule des Raubens war der Krieg geweſen. Oh, es war jetzt eine Zeit, die einen Menſchen, der die Ordnung liebte und die Geſittung, verrückt machen konnte!

Der Friedensrichter fuhr ſich über die Stirn, Schweiß war auf ſie getreten. Und daß man ſelber ſo ohnmächtig war, wie ein einſamer Baum daſtand und ſich an einen Pfahl ſtützen mußte, der faul war. Denn faul war dieſer Hans Baſt, faul! Der gleiche Argwohn ſtieg wieder in Adami auf. Hätte er den Mann nicht lieber hinauswerfen ſollen oder ihn in einem eingehenden Verhör feſthalten? Jetzt machte er ſich Vorwürfe. Wie widrig war es doch für ihn, den Mann der Juſtiz, ſich mit einer ſolchen zweideutigen Perſönlichkeit einzulaſſen. Aber freilich, der Richter, der etwas herausbringen will und

muß, darf nicht zu wähleriſch ſein. Dem Richter kam plötzlich der ganze Beruf, den er doch liebte, charakterverderbend vor. Oder ſollte — wie eine Befreiung kam ihm der abenteuerliche Gedanke —, ſollte es wahr ſein, was die Leute der ganzen Gegend ſich erzählten? Dieſer Mann, der Schmied oben zu Krinkhof, ſah und hörte in Mondlicht, Herdrauch und Windeswehen Dinge, die ſtumm und leblos waren für anderer Leute Augen und Ohren. Aberglaube! Lächerlicher Altweibertratſch in aufgeklärteren Zeiten!

Es war nicht gerade die geeignete Verfaſſung, in der ſich Adami jetzt daran machte, endlich den Brief an ſeine Braut fertig zu ſchreiben, den der Poſtüberfall damals jählings unterbrochen hatte. Immer noch war er unvollendet, an Zeit hätte es wohl nicht gefehlt, aber an der Luſt dazu. Wenn man ſo ins Blaue hineinſchreibt, der Antwort wenig gewiß iſt und ſo wenig weiß, wie die Antwort ausfällt, war es dann wirklich noch am Platze, ihr die Hochzeit für den dritten Fruktidor vorzuſchlagen? Sie mußte ihn vergeſſen haben; ſeit vielen Wochen hatte er kein Schreiben von Suschen bekommen. Wenn ſie krank wäre, dann hätten ihre Eltern es ihn doch wiſſen laſſen. Aber Trier war ja nicht aus der Welt, er konnte das geliebte Mädchen mit Extrapoſt in zwölf Stunden erreichen jetzt zur guten Jahreszeit. Es war eine Torheit von ihm, daß er ſich mit dieſer Schreiberei, dieſer nutzloſen, plagte. Längſt hätte er ſtatt deſſen perſönlich mit ihr ſprechen ſollen. Die „werte Demoiſelle", das „vielliebe Bräutchen", der ganze Brief wurde in Stücke geriſſen, in den Papierkorb geworfen; ſich an den Entſchluß haltend,

den er, wie er ſich jetzt vorwarf, längſt hätte haben müſſen, rief Adami nach ſeiner Wirtſchafterin: Mantelſack packen, Extrapoſt beſtellen!

Diesmal mußte der Beruf doch der Braut nachſtehen. Sowie am nächſten Morgen die Sonne aufging, fuhr der Friedensrichter nach Trier.

VIII

Adami hob den Klopfer am Patrizierhaus in der Simeonſtraße. Weiß und ſtattlich ſtand das in der Reihe der niedrigeren Häuſer. An den Fenſtern des Erdgeſchoſſes bauchten ſich ſtarke Eiſengitter, durch ſchön geſchmiedete Roſengirlanden verbunden; die ſchwere eichene Eingangstür zeigte den gleichen Schmuck in kunſtvoller Schnitzerei. Laut dröhnte das Anſchlagen des Klopfers innen im weiten hallenden Steinflur nach. Die Madonna in der kleinen Niſche über der Haustür ſchaute lächelnd auf den Ungeduldigen nieder. Jetzt hob er noch einmal den Klopfer: Herr des Himmels, dauerte das lange, bis man aufmachte!

Geſtern war es zu ſpät geweſen, die Fahrt hatte doch länger gedauert, denn die Straßen, nur für Holzabfuhren mit Ochſengeſpanne geeignet, und die Weinbergwege über ſchiefrige Platten waren geradezu miſerabel; lange nach Mitternacht war Adami erſt in der Stadt eingetroffen. Aber nun, kaum ausgeſchlafen, war er hergeeilt.

Ob Suschen noch ſchlief? Der kleine Faulpelz! Früher, wenn er um dieſe Morgenſtunde zum Amt vor-

beigegangen war, hatte ihr schönes Köpfchen sich schon über die Blumentöpfe des Fensterbretts geneigt, und sie hatte ihm errötend zugeblinzelt. Eine plötzliche Ungewißheit überfiel den Mann: wenn sie jetzt am Ende gar nicht in Trier wäre! Im Kloster, in dem sie erzogen worden, war sie noch dann und wann zu Gast. Das wäre aber ein Mißgeschick! Eine Sehnsucht, wie er sie vorher in allen Berufsgeschäften gar nicht so stark empfunden hatte, überkam ihn nun, der Geliebten so nahe. Er hätte die Tür einstoßen mögen, sie in die Arme reißen: Geliebtes Mädchen, nun lasse ich dich nie, nie mehr!

Endlich schlorrte drinnen im Flur ein Schritt, der Riegel wurde zurückgeschoben.

„Jesses, der Herr Friedensrichter!" Die alte Christine schien mehr erschrocken als erfreut.

„Ist der Maire zu Haus? Die Demoiselle? Wo ist Suschen?" Er wollte schon an der Magd vorbeieilen, die breite Treppe hinauf; ihm, dem Bräutigam, war es ja erlaubt, zu so früher Stunde einzutreten. Da sagte die Alte verlegen:

„Excusez, ich muß et erst unserm Herrn melden." Und dann noch verlegener: „Uns' Fräulein leit noch im Bett, ich will rasch bei se gehen." Und fort war sie und ließ den Besucher stehen.

Das war ja gerade kein vielversprechender Empfang. Adami fühlte eine seltsame Beklommenheit. Er hatte geglaubt, das Ohr der Liebe würde sofort seine Stimme erkennen, Suschen würde die Treppe heruntereilen und, wenn auch noch im Negligé, in holder Verschämtheit

in seine Arme fliegen. Ein paar Minuten verstrichen, sie wurden ihm lang. Endlich oben Türknarren.

Der Maire stand an der Treppe und streckte ihm beide Hände entgegen: „Adami, welche Surprise! Seien Sie willkommen! Wie geht es Ihnen? Meine Frau wird sich auch sehr freuen."

War das wirklich der Ton aufrichtiger, freudiger Überraschung? Adamis Ohr fing einen Unterton auf. Enttäuscht folgte er dem Maire in sein Studierzimmer und ließ sich willenlos in die Ecke des Kanapees drücken. Ein Schwall von Worten floß über ihn her: wie er gereist sei, ob er auch keine Unannehmlichkeiten gehabt habe unterwegs, wie das werte Befinden sei — immer noch so munter und frisch, ein Jüngling mit dreißig —, ob es wahr sei, was man gehört, daß Adami sich ganz besonders auszeichne in dem rühmlichen Eifer, der Unsicherheit in diesen Landen baldmöglichst ein Ende zu bereiten. Und so weiter.

Früher war der Maire nie so schwatzhaft gewesen. Da hatte er langsam gesprochen und bedächtig, jetzt flogen die Worte dahin, wie von einer inneren Unruhe herausgestöbert. Und von Suschen kein Wort.

Es legte sich auf den Freier wie ein Bann. „Wie geht es der werten Frau Gemahlin?" Es war ihm ja so gleichgültig, wie es der Bürgermeisterin ging. Suschen, was ist mit Suschen? schrie es in ihm.

„Danke der gütigen Nachfrage, es geht meiner Frau den Umständen nach — Sorgen — wer hätte die nicht zu jetziger Zeit?" Das war der erste echte Ton.

Jetzt fiel auch die Frage: „Und Suschen? Was macht meine Braut?"

Ein eisiges Stillschweigen. Der Maire faßte sich an die Stirn, sein frischrotes Gesicht, ein wenig Lebemannsgesicht, wurde blaß, er zog wie im Schmerz die Brauen zusammen, und dann streckte er die Hand nach Adami aus. „Mein Freund — Herr Friedensrichter — mein lieber junger Freund, machen Sie sich keine Hoffnungen mehr," — er stockte und stotterte — „es wird mir unendlich schwer, es Ihnen zu sagen: Sie müssen meine Tochter aufgeben."

„Warum?" Der andere sagte es ganz leise.

„Susette will ins Kloster gehen."

Suschen ins Kloster, diese Junge, Lebenslustige ins Kloster? Das war nicht möglich. Eine Ausrede, eine Lüge! Heiß wallte es in dem Hintergangenen auf. „Das glaube ich nicht. Das werde ich nie glauben. Reden Sie das einem anderen vor, aber nicht mir!" Er sprang auf. „Sie hat einen anderen mir vorgezogen — darum schrieb sie so selten, zuletzt gar nicht. Konnten Sie mir das nicht längst mitteilen? Sie mußten mir das mitteilen, es war Ihre Pflicht!" Erregt schrie er den Vater an.

Der sah tieftraurig aus. „Es ist nicht so, wie Sie denken, Adami! Meine Tochter — meine Tochter —" es zuckte plötzlich in seinem Gesicht, mit einem Stöhnen ließ er sich auf den nächsten Stuhl fallen und barg das Gesicht in die Hand. „Es ist furchtbar schwer für einen Vater, wenn er sagen muß: seine Tochter — seine Tochter ist der Ehre nicht mehr wert, von einem ehrsamen Freier geheiratet zu werden." Es war heraus. Gott sei Dank, Gott sei Dank! Dem Bürgermeister

liefen hinter der vorgehaltenen Hand die Tränen aus den Augen, und der Schweiß rann ihm über die Stirn. Vor dieser Stunde, die doch einmal kommen würde, kommen mußte, hatte er sich gegraust wie vor nichts anderem. Was würde Adami jetzt fragen, was jetzt tun? Der blieb ganz still. Da sagte der Vater kläglich: „Verzeihen Sie uns, wir sind nicht schuld, wir hatten keine Ahnung. Verzeihen Sie auch dem unglücklichen Kind, es ist auch nicht so schuld — die Zeit, die Zeit ist am meisten schuld."

„Und der Verführer, wer ist es? Wo ist er?"

Ah, der hatte also alles sofort begriffen, Zorn blitzte aus Adamis Augen, seine Stimme klang rauh. Oh, wie gern hätte der Maire diesen Mann zum Schwiegersohn gehabt! Der ganze Verlust wurde ihm erst so recht klar. Nach der Hand des Mannes haschend, stammelte der unglückliche Vater: „Aber keinen Eklat, ich bitte Sie, keinen Eklat — um meines Kindes willen. Es ist der französische Kapitän d'Aubry hier von der Besatzung; Susette hat mir's eingestanden, ich bin unablässig in sie gedrungen. Er denkt gar nicht daran, sie zu ehelichen, sie will das auch gar nicht, sie verachtet ihn jetzt. Sie will ins Kloster Sancta virgo immaculata eintreten. So oder so, wir haben unser Kind verloren — unser einziges Kind!" Er weinte laut. —

Wie Adami aus dem Hause gekommen, wußte er nicht. Er hatte nach nichts Näherem gefragt; er wußte genug, was sollte er noch weiter fragen. Er hatte auch die Bürgermeisterin nicht gesehen — ängstlich hatte die hinter der Tür gelauert —, er hatte nur stumm dem Vater die Hand gereicht und war dann die breite Treppe

hinuntergeschritten und durch den hallenden Flur, wie einer, der es eilig hat.

Die alte Magd, die frühere Amme Suschens, die er in glücklicheren Tagen oftmals geneckt hatte, versuchte seine Hand zu küssen: „Das arme Kind — Herr Friedensrichter!"

Er hörte ihre stammelnde Bitte gar nicht, übersah ihre Bewegung, er hatte nur das einzige Verlangen, den alleinigen Trieb noch: den Halunken fordern, totschießen. Er war sich seiner sicheren Hand bewußt.

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Als Kapitän d'Aubry die Herausforderung des Juge de paix Friedrich Adami im Kanton Lutzerath erhielt, hatte er infam gelächelt. Zwei angesehene Bürger Triers hatten sie ihm überbracht. Die Herren bekamen rote Köpfe. Dieser unverschämte Kerl! So benahm sich eigentlich kein feiner Franzose, der hat mehr savoir vivre.

Die Herausforderung war scharf: auf Pistolen, zehn Schritt Distanz, Kugelwechsel bis zur völligen Kampfunfähigkeit. D'Aubry überlegte: wen sollte er ersuchen, ihm zu sekundieren? Er wußte es nicht; er stand sich schlecht mit den Kameraden. Sollten die Mißtrauen gegen ihn hegen? Es war ihm schon mehr als einmal vorgekommen, als flüsterten sie hinter ihm. Aber nicht wegen der Bürgermeisterstochter, der dummen Gans; jeder von ihnen hatte mehr oder weniger Liaisons in der Stadt. Und warum hatte ihn der neue Befehlshaber so durchbohrend angesehen, sich den Kapitän d'Aubry noch einmal ganz besonders vorgenommen, ihn so eingehend

nach seinen Personalien gefragt? D'Aubry war unruhig: was sollte das?!

In den Nächten hatte er böse Träume, selbst in den Armen der kleinen Coiffeuse von der Fleischgasse wurde er die nicht los. Mit der blonden Minette hatte er längst gebrochen, das heißt, *sie* hatte mit ihm gebrochen, sie war durch das Geschick ihrer Freundin klug geworden, hatte einen Fabrikanten aus Mettlach geheiratet, ohne viel Besinnen. Es konnte d'Aubry geschehen, daß er mitten in der Nacht auffuhr mit jähem Schrecken. War es *doch* die schwarze Susette, die ihn quälte? Er hatte gar nicht soviel Gewicht auf ihre Tränen gelegt — Mädchen in solcher Lage weinen immer —, es hatte ihn auch weiter gar nicht berührt, daß die Zusammengesunkene, als er die Achseln zuckte, sich plötzlich in eine beleidigte Königin verwandelte, die es ihm zuschleuderte: „Heiraten will ich dich auch gar nicht, du bist mir viel zu schlecht. Ich nehm' meine Schande auf mich!" Da kenne sich einer aus auf Weibspersonen — pah, die große Geste, selbst so eine aus so einem pauvren Land hat die! Nein, an *dieses* Opfer dachte Kapitän d'Aubry nicht, wenn er aufschreckte.

Als Adamis Sekundanten gegangen waren, stand er im Stall bei seinen Pferden und pfiff durch die Zähne. Sapristi, das war eine dumme Sache! Morgen früh hinterm Kirchhof in St. Paulin, schon um sechs. Da hatte die kleine Gans also doch einen Ritter gefunden. Kugelwechsel bis zur völligen Kampfunfähigkeit — der Kerl war sicher ein guter Schütze! d'Aubry fluchte laut: daß er sich auch so etwas auf den Hals geladen hatte! Wie hilfesuchend blickte er auf seine

Pferde; die hatte er ſich erſt vor wenigen Wochen neu angeſchafft, ein paar feingliedrige junge Vollblüter, vielleicht die ſchönſten Tiere in der ganzen Armee. Sie hatten einem Marquis de la Ferrière gehört, der ſie abgeben mußte aus Geldbedrängnis. Ein plötzlicher Einfall kam ihm: wenn er nun als Marquis de la Ferrière das Weite ſuchte?! Mochten die morgen in St. Paulin hinterm Kirchhof auf ihn warten in aller Frühe, dann war er ſchon durch eine Nacht von ihnen geſchieden, war ein ganz beträchtliches Stück bereits von ihnen fort. Er mußte lachen, wenn er ſich vorſtellte, wie ſie da im betauten Gras umeinander treten würden und ungeduldig nach der Straße hinſehen, die am alten römiſchen Stadttor mündet. Fort, ſo ſchnell wie möglich fort! Es konnte keiner etwas dabei finden, wenn er heute mit ſeinem Burſchen noch einen Ausritt machte. Von dem Duell war zudem wohl noch nichts ruchbar geworden.

Der Burſche Jean-Claude kam gerade in den Stall mit Pferdeſtriegel und Waſſereimer. Sein Offizier empfing ihn gnädiger als ſonſt. Er wußte, der Bauernlümmel empfand es täglich ſchmerzlicher, der Lockung des Werbers nicht widerſtanden zu haben und Soldat ſein zu müſſen. „Écoute, mon garçon", ſagte d'Aubry und zog ihn am Stallkittel zu ſich zwiſchen die Pferde. „Was würdeſt du ſagen, wenn du auf einmal nicht mehr Soldat ſein müßteſt, ſondern wegreiten könnteſt als dein freier Herr?"

Mit einem ganz einfältigen Geſicht ſah der Burſche drein: freier Herr — wegreiten —?! Das verſtand er kaum mehr.

„Nun?“ Sein Hauptmann ſchlug ihm freundſchaftlich auf den breiten Buckel. „Was würdeſt du tun?“

„Nach Haus reiten.“ Der Burſche lachte breit in dem bloßen Gedanken.

„Das ſollſt du auch, mon garçon, nach Haus, nach Haus reiten. Vorerſt mußt du mich aber noch begleiten bis zur Grenze — ins Heſſiſche —, ich gehe in geheimem Auftrag.“ D'Aubry legte den Finger an die Lippen: „Du mußt klug ſein, mon garçon, keinem Menſchen etwas davon verraten. Wenn du's verrätſt, kommſt du nie nach Haus. Nie!“ Er blitzte den Burſchen ſo drohend an aus ſeinen ſchwarzen Augen, daß er erſchrak.

Konnte dieſer Menſch tückiſch blitzen! Jean-Claude haßte ſeinen Vorgeſetzten, haßte ihn ſo ſehr, wie ſein gutmütiges Herz überhaupt haſſen konnte. Wieviel hatte er ſchon von dieſem d'Aubry erdulden müſſen: Fußtritte, Peitſchenhiebe, rohe Schimpfworte. Und wie manches hatte er mit angeſehen, von dem ihm ſein Inſtinkt ſagte: das war nicht recht. Und der wollte ein feiner Offizier ſein aus vornehmem Haus?! Selbſt Jean-Claudes Einfältigkeit glaubte das nicht mehr. Aber nun würde er dem ja doch gern gehorchen und aufs Wort folgen, er ſollte ja nach Haus kommen, zur Mutter an den Kamin — ſchon hörte er die Grillen zirpen. Oh, dafür tat er alles!

„Paſſ' gut auf!“ Der Kapitän zog ihn immer näher zu ſich heran. „Alſo ich bin der Marquis de la Ferrière und reite in geheimem Auftrag — wie heißt dein Herr? Wiederhole!“

Und Jean-Claude wiederholte: „Mein Herr iſt der

Marquis de la Ferrière und reitet in geheimem Auftrag." —

Am Nachmittag zog ein Gewitter auf, es donnerte und blitzte, und der Regensturz überschwemmte die Straßen, aber mitten im Unwetter ritten Kapitän d'Aubry und sein Bursche aus. Das waren einmal ein paar unternehmende Gesellen! Und junge Pferde ritten sie, die sollten wohl gleich an alles gewöhnt werden, sie scheuten bei jedem Blitz.

Die Reiter hatten sich in ihre Mäntel gehüllt, die Kragen hochgeschlagen, von ihren Kopfbedeckungen traufte der Regen. Aber sie achteten dessen nicht. D'Aubry trug unterm weiten Mantel verborgen das, was er des Mitnehmens für wert erachtete, und dem Jean-Claude klopfte unterm Mantel warm sein fröhlich verlangendes, heimatsehnsüchtiges Herz.

IX

ie Schmiede von Krinkhof lag abſeits von den übrigen Hütten. Geſtern war ein Gewitter auf ſie niedergepraſſelt, heut ſtand ſie in der vollen Sonne des Sommertages. Durch einen ausgehöhlten Baumſtamm floß eine Quelle, Maria Nikolai kniete daran und wuſch ihres Vaters Hemden.

Es war viel mehr Ordnung in Hans Baſts Hütte, ſeit die Tochter zu Haus war, wenn auch nicht mehr Fröhlichkeit. Wortkarg gingen Vater und Tochter nebeneinander her. Ernſt ſtand auch die hohe Tanne bei der Hütte, ihre Zweige waren ſchwarz und hingen tief nieder. Wenn der ſtarke Höhenwind ihre Äſte auseinander lüftete, dann ſah man eine ſchweigende Waldweite — ſonſt nichts. Noch war nicht viel ausgeforſtet. Wald, Wald, lauter Wald mit dem Rauch einſamer Kohlenmeiler; nur hie und da das ſamtene Grün eines Bachtales, wie ein ſchmales Band ſich zwiſchen die Wellen der Waldberge ſchlängelnd. Wenn man auf die Tanne hinaufkletterte, von ihr aus wie von einem Aſt Auslug hielt, dann ſah man viel. Sah den nackten Rücken der Eifel ſich wie die Schale einer Schildkröte wölben und

ſich ſpiegeln im Sonnenglanz. Sah auch ferne Dörfer mit nadelſpitzen Kirchtürmchen und ſah der anderen Seite zu, über ein ſich wieder und wieder erneuerndes Geſchiebe von Bergkuliſſen weg, ganz im Grund die blaue Schlucht, in der die Moſel fließt.

Oft ſtieg Maria hinauf in die Tanne; das hatte ſie ſchon als Kind getan, wie ein Eichhörnchen ſich von Aſt zu Aſt geſchwungen. Jetzt kletterte ſie behutſamer, aber doch noch behend genug. Sehnſüchtig ſah ſie in die Ferne: wie glücklich waren die Menſchen, die dort auf geſegneteren Fluren wohnten! Hier war das Leben hart, die Winter waren lang, und brachte der ſteinige Acker endlich die erſten Früchte, dann brach der Hirſch aus dem Wald, oder die Wildſau kam mit Gegrunze und wühlten ſie aus. Es war oft wenig zu eſſen in Krinkhof; dann kamen die Männer zum Vater, und er ſprach heimlich mit ihnen in der Stube, darin der große Schrank ſtand. In dem Schrank hingen nur des Vaters Kleider und einiges Angelgerät, drückte man aber gegen die Hinterwand, ſo ſchob die ſich beiſeite, und man ſtand in einem ganz kleinen Kämmerchen, gerade groß genug, daß ein Menſch drin ſtehen konnte. Außen merkte man von dem Kämmerchen nichts, auch wenn man um die Hütte herumging und ſpähte.

Maria ſelber hatte nie etwas davon gewußt, bis eines Abends ein Mann gekommen war, zerzauſt, Geſicht und Kleider von Dornen zerriſſen, ganz atemlos, den hatte der Vater in den Schrank geſchoben. Gleich darauf kamen Gendarmen. In letzter Zeit wurde öfter einer ſo verſteckt. „Schließ ihm den Schrank auf", ſagte dann kurz nur der Vater, und ſie ſchloß auf. Aber in die

Liebe, die sie zum Vater hatte, mischte sich jetzt eine Scheu. Warum gewährte er diesen Leuten Unterschlupf? Denn es waren nicht nur Bauern, die wegen Wilderei, Heu- und Kornhinterziehung bei den Requisitionen und wegen Schmuggels von den Gendarmen gejagt wurden, es waren Diebe, Pferdediebe, Einbrecher, Straßenräuber. Sie alle schienen mit dem Vater vertraut.

Was war ihr Vater? Oft wälzte sie das schwer in ihrem Sinn. Früher Soldat, jetzt Schmied — und was noch?! Sie mußte so viel darüber denken, daß ihr oft war, als ginge jeder Frohsinn darüber fort. Alles, was sie schon erlebt und erlitten hatte, mischte sich seltsam mit diesen schweren Gedanken: was war er, und warum hatte er sie zur Buzliese getan, der alten Hehlerin, bei der die Bande des Bückler aus und ein ging, bei der sie nur Schlechtes sah und Verderbtes lernen konnte? Sie legte die Hand an die Stirn und zernagte sich die Lippe — warum?! Sie konnte es nicht ausdenken. Und doch fühlte sie, der Vater hatte sie lieb; seine Hand strich zuweilen über ihren Scheitel, und er brachte ihr etwas mit, worüber sie sich freute. Freilich nur kurze Minuten freute, denn ihr war alsbald, als klebe an dem Schmuckstück, das er ihr in den Schoß warf, Sünde, als sei der seidige Stoff, den er ihr schenkte, Menschenhaut. Sie schauderte. Der Vater war auch so oft fort. Er sagte ihr nicht, wohin er ging, auch nicht, wie lange er wegblieb. Sie hatte nur immer da zu sein und auf ihn zu warten. In ihrer großen Einsamkeit gingen alle Türen in ihrem Innern auf und zu; sie taten sich auf in sehnsüchtigem Hoffen und schlugen jählings zu in einer ängstlichen Erkenntnis. Maria Nikolai war viel älter als

ihre Jahre; sie war auch kein einfältiges Landmädchen mehr.

Wenn der Vater sie nur hätte in Arbeit gehen lassen! Der Ußmüller unten im Tal hätte sie gern genommen. Ein paarmal schon war der Martin hier vorbeigegangen. Der gute Mensch! „Wir brauchen eine Hilfe, der Mutter wird's zuviel. Willst du uns helfen?" Sie hatte ihm antworten müssen: „Der Vater leidet's nit, ich soll nit bei fremde Leut gehn." Arbeiten, wenn sie doch arbeiten dürfte! Not litt sie nicht, zu essen war für sie da, und wenn's ihr ums Putzen zu tun gewesen wäre, in ihrer Truhe lag allerlei, aber sie mochte es nicht. Arbeiten, bis die Arme lahm wurden, bis sie abends so müde auf ihre Bettstatt sank, daß die schweren Gedanken nicht kamen, wohl aber sanfte Träume! —

Als Maria die Hemden des Vaters gewaschen hatte, breitete sie die in die Sonne auf den wilden Rosenstrauch, an den die Jungfrau Maria einst die Windeln des Jesuskindes gehangen hatte auf ihrer Flucht nach Ägypten. Daher der wunderliebliche Duft der dunkelgrünen Blättchen an den dornigen Ranken; es gab viele solch duftender Dornsträucher auf der Krinkhofer Höhe. Die Mutter hatte ihr die heilige Legende oftmals erzählt. Nun kauerte sich Maria bei dem Strauch nieder, legte die Arme um die Knie und schloß die Augen. Wenn sie doch wieder ein kleines Kind werden könnte, das noch von nichts wußte! Dann säße sie wieder bei der Mutter am Herd, auf dem Schemelchen neben dem Spinnrocken. Die Mutter spann und spann und sagte nicht viel. Maria erinnerte sich: oft liefen Tränen über das blasse Gesicht. Ob die gewußt hatte, was mit dem

Vater war? Oder ob er damals n u r Schmied gewesen war und nichts anderes?

Da war sie schon wieder bei dem Gedanken, der sie quälte. Die lachende Sonne erschien ihr auf einmal so warm nicht mehr, es blies hart um die Hütte. Sie rief lockend nach ihrer Katze; die kam jetzt heraus, mit gehobenem Schwanz stand sie auf der Schwelle, aber weiter wollte sie nicht; sie hatte drinnen eine Maus gefangen, die trug sie im Maul. Maria sah, wie die scharfen Zähne des Tieres das Mäuschen jetzt zerfleischten; das hatte sie hundertmal gesehen, aber heute durchschauerte es sie. So grausam, so grausam — ob ihr Vater auch grausam war? Nein, das nicht; grausam, niemals! Und sie stellte sich vor, daß er nur den Bedrückten half — warum kamen denn die Männer des Dorfes immer zu ihm? Er nahm nur den Reichen, um den Armen zu geben. O nein, der Vater, den sie liebte, der war nicht grausam, es war unrecht von ihr, nur das geringste Schlechte von ihm zu denken! Tief atmete sie auf und schüttelte sich, als schüttle sie so alle bösen Gedanken ab.

Sie setzte sich wie vordem beim Rosenbusch nieder und schloß die Augen. Die Sonne küßte ihren braunen Nacken, der Wind streichelte ihre nackten Arme; nun kamen ihr sanftere Gedanken. Gedanken, sanft und zärtlich gleich Seide; Gedanken, wie ein junges Mädchen sie wohl hat, das nicht wie Maria Nikolai durch den Schmutz gegangen ist, das nicht in einer Zeit lebt, die in Trümmer gegangen ist, das, allem fern, auf einem hohen Berg sitzt in reiner Luft und in einer Himmelsbläue sich sein Leben austräumt.

Maria dachte an den Müllersſohn. Was war der Martin doch für ein lieber Burſch! So hübſch war er freilich nicht wie der Johannes Bückler; der hatte ihr einſtmals ſehr gefallen, als ſie ihn ſah an jenem Abend bei der Buzlieſe, ſo gut gefallen, daß ſie ihn an die Hand genommen und mit ſich gezogen hatte, nur an ihn und ſeine Rettung denkend. Jetzt, hier oben in der Einſamkeit, weg aus dem Haus in der Eulenpütz, begriff ſie das kaum mehr, daß er ihr einſt hatte gefallen mögen. Er war ja ein Dieb; der Martin aber war ein braver Menſch. Sie wußte nicht viel von ihm, aber daß er brav war, das ſah ſie an ſeinen Augen, und das hatte ſie auch damals gefühlt, als er ſie führte auf jenem furchtbaren Weg. Jeſus Maria, wenn ſie noch daran dachte! Sie war ihm ſo dankbar, ſo dankbar; da hatte ſie in ihrer großen Not gefühlt: ſie ſind nicht alle bös, die Menſchen es gibt auch gute.

Es verging kein Abend, an dem das Mädchen nicht ſeine Hände faltete und für den Sohn in der Mühle betete: „Bewahr ihn in Gnaden, heilige Maria Mutter Gottes, daß ihm kein Schaden nit geſchieht, in Ewigkeit Amen.“ Die einſam Träumende blickte auf — etwas wie leiſer Flügelſchlag hatte ihren Scheitel geſtreift. Vor ihr ſtand der, an den ſie eben gedacht hatte. Und er hielt zwei flatternde ſchneeweiße Tauben mit roten Schnäbeln.

Der Martin vom Ußmüller hatte bis jetzt nicht nach Mädchen geſehen. Seit er Maria Nikolai damals im Walde getroffen und heimgeleitet hatte, war ein Gefühl in ihn eingezogen, das ihm wohltat und weh zugleich. Er war in den Jahren, um auf Mädchen auszugehen,

aber er hatte immer den Kopf verneinend geschüttelt, wenn seine älteren Brüder ihn auf diese oder jene hinwiesen. Nun aber hatte es ihn gepackt. Eine seltsame Wärme war von der kalten, zitternden Mädchenhand, die er stützend gehalten, in die seine geflossen, und als er die längst nicht mehr hielt, hatte er diese Hand doch noch immer gefühlt. Dieses vertrauensvoll Sich-auf-seine-Hand-Lehnen hatte ihn stolz gemacht — er fühlte sich ganz als Mann — und gerührt zugleich. Warum war dieses Mädchen unglücklich? Es hatte ihm den Kummer nicht verraten, aber daß der nicht klein war, kein gewöhnlicher Kummer, wie ihn leicht einmal die Dirnen haben um ein Band, einen versäumten Tanz, ein verfehltes Treffen mit dem Schatz — das sah er. Dieses Mädchen war anders. Martin sah die Maria mit besonderen Augen. Wie wacker sie geschritten war trotz aller Erschöpfung, wie tapfer sie die Tränen unterdrückt hatte. Ganz gegen ihren Willen waren ab und zu nur schwer ein paar Tropfen über die blassen Wangen geflossen. Das Mitleid hielt ihn noch Tage und Tage im Bann. Und aus dem Mitleid wuchs Liebe. Wo er ging, was er tat, immer sah er der Maria Gesicht. War das schön? In den Büchern war das Mädchen, das geliebt wurde, immer sehr schön — ihm war das Gesicht Marias sehr schön.

„Bei Gott," sagte die Mutter, „unser Martin hat sich eweil ganz gewiß überlesen. Er träumt ja mit wachen Augen. Et taugt doch nit, wann die Jungens esu lang in die Schul gehen." Sie meinte: in das Studium zu dem Herrn Pastor. Aber recht hatte sie, ihr Jüngster war so vertträumt, daß er stundenlang oben beim Tauben-

ſchlag ſaß und aus den Felswänden der Mühlſchlucht ſehnſüchtig hinaufſtarrte zu jener fernen Höhe, auf der Krinkhof lag. Um dieſe Höhe wob ſich allezeit ein blauer Duft. Und in dem blauen Duft ſtand die Maria, und aus ihren dunklen Augen tropften Tränen, von denen er nicht wußte, warum ſie geweint. Dieſe Tränen, ſchwere kriſtallene Tropfen, wie ſie gemalt ſind auf dem holdſeligen Madonnenantlitz des Altars, hatten's ihm angetan — oh, wie bitter, ſie fließen zu ſehen, aber wie ſüß, ſie trocknen zu können! Sie dünkten ihm geheimnisvoll, ſie hielten ihn mit übernatürlicher Gewalt feſter, als je ein Lächeln ihn hätte halten können. Den gleichen Schleier des Geheimniſſes, den der abergläubiſche Bauer dem Vater anhängte, den hing der Verliebte auch um die Tochter.

Daß er das Mädchen hinunterziehen könnte ins Haus, damit ſie den Eltern gefallen möchte, das war Martin noch nicht gelungen. Es grämte ihn ſehr. Nun ſtrich er oft in der Gegend von Krinkhof herum. Durch den Buchenwald, durch den nur wenige Pfade führen, eigentlich nur Rinnen, die die Wildbäche geriſſen, ſtieg er hinauf. Immer war's dämmerig hier, ſelbſt wenn die Sonne noch ſo hell glänzte. Die Bäume waren nicht alle hoch und auch nicht alle dick hier — ſie ſtanden auf lauter Felſengeklipp und hatten nicht Erde genug, um urkräftig Wurzeln zu faſſen — aber ſie hatten ſich ineinander veräſtelt und verworren, ſo daß ſie ein dunkelndes Dach bildeten, unter das niemand hineinſah. Hier ſuhlten die Sauen gern im nie trocknenden Moos des Rinnſals, und die Rehe kamen trinken in Rudeln. Wie aus lauſchiger Laube tauchte man auf zur Krink-

hofer Flur. Da aber ging der Wind und harfte in der maſthohen Tanne bei der Hütte des Schmieds. So oft der junge Mann auch hier vorbeigegangen war, er hatte die nicht geſehen, die ihn zu ſehen verlangte, er hatte nicht einmal ihre Stimme gehört. Die Tür ſtand nicht offen, das Fenſter auch nicht, das Schmiedefeuer brannte nicht. Ob der Alte nicht daheim war? Und ſie? Sie war ſicher im Haus. Aber er hatte nie den Mut gefunden, an die Tür zu klopfen.

Heut hatte er Glück. Wie gut, daß er wieder die Tauben mit heraufgebracht hatte, die er ihr ſchon ein paarmal hatte bringen wollen; ſie war ja ſo einſam, weiße Tauben, unſchuldig wie ſie, die würden ſie freuen!

„Willſt du ſie?“ Er hielt die Tauben der am Boden Sitzenden ſtrahlend hin.

„Mein ſollen die ſein?“ Ihr ſchwermütiges Geſicht, das die Überraſchung und ein leiſes Erſchrecken gerötet hatten, erhellte ſich; raſch ſprang ſie auf. Tauben, zahme, zutunliche Tauben, o ja, die hatte ſie gern! Ihm die Rechte zum Dank reichend, drückte ſie mit der anderen Hand beide Täubchen an ihr Geſicht und puſtete dann mit geſpitzten Lippen über das ein wenig unglatt gewordene Gefieder. Und die Tauben, als ob ſie wüßten: bei der iſt gut ſein, gurrten und flatterten Maria rechts und links auf die Schulter.

Martin ſtand verzaubert: das ſah zu lieb aus! Er wurde rot bis unter ſein blondes Haar, die Mütze drehte er verlegen zwiſchen den Händen. So hätte er ſtehen können und ſie immer anſehen bis zum Jüngſten Tag, es wäre ihm ſicher nicht lang geworden. Und wie war er froh, daß ſie ſich ſo freute.

Maria vergaß ganz alle ſchweren Gedanken, die ſie eben noch zur gleichen Stunde gehabt hatte. Tauben, Tauben, die waren ihr lieber als die grauſame Katze. Und der Martin, der war nun auch bei ihr! Sie hätte ihn gern ins Haus geladen, es beſchämte ſie, ihm nur den Platz am Boden zum Sitzen anbieten zu können. Aber der Vater hatte ihr ſtreng geboten: „Du läßt niemand ins Haus.“ Er wußte doch gleich: es war ein Fremder dageweſen, er las den Ungehorſam von ihrer Stirne.

Da fiel ihr die Tanne ein, in der war's am Ende doch beſſer für ihn als hier auf der Erde. Sie kletterten lachend beide hinauf. Die Tauben, die Freiheit fühlend, probten die Schwingen, flatterten, ſchwebten herauf, hernieder, wiegten ſich auf dem kleinſten Aſt, putzten ſich, pickten ſich und ließen ſich endlich nach zärtlichem Schnäbeln, aneinandergeſchmiegt, traulich nieder.

Nie hatte Maria ihre Jugend gefühlt — heut fühlte ſie die. Könnte es nicht immer wie heute ſein?! Sie faßte Martins Hand und drückte ſie: „Du mußt öfter kommen. Wenn du die Tauben auffliegen ſiehſt, dann is mein Vater nit daheim, dann komm. Ja, willſte?“

Ob er kommen wollte! Durch ihre Frage ermutigt, ſchlang er den Arm um ſie, er hätte ſie gern geküßt. Aber da wehrte ſie ihm, plötzlich alle Fröhlichkeit verlierend, mit einem: „Jeſus, nein, nit ſo, nein!“ Und faßte nur ſeine Hand und drückte ſie.

So ſaßen ſie lang noch beiſammen. Es war nicht ganz ſo, wie er es begehrte, in ſeinen Adern klopfte das Blut, er hätte gern geſagt: „Ich lieb dich mehr als Vater und Mutter, mehr als alles auf der Welt. Haſt du mich

auch lieb?" Aber es war ihm, als legte ihm etwas den Finger auf die Lippen: sei still! So saß er, der Worte voll und doch stumm, glücklich und unglücklich zugleich, hielt ihre Hand und wagte es nur selten, die bedeutungsvoll zu drücken. Sie sahen miteinander in die im blauen Äther schwimmende Ferne und vergaßen, wie lange sie schon so hier saßen.

Als Hans Bast heute nach Hause kam, war er unwirsch: was, die Abendsuppe war noch nicht bereitet? Einen weiten Weg hatte er hinter sich, war zu einer jungen Frau gerufen worden über Land, die hatte Krämpfe gehabt, so daß niemand sie anrühren durfte, insonderheit nicht ihr Mann. Der hatte er den Teufel aus dem Leib geprügelt mit seinem Haselstock.

Nun saß er am Tisch und lugte hinter finsteren Brauen die Tochter an: was war denn mit der, ihr Blick war verlegen, eine höhere Röte brannte auf ihren Wangen? Er sah die Tauben, sie saßen am Herdrand und schliefen. „Wo hast du die her?"

„Sind zugeflogen."

„So." Weiter sagte er nichts. Sie löffelten miteinander die Suppe, das Mädchen wagte den Blick nicht aufzuschlagen. Da sagte er plötzlich: „Kannst ihnen morgen den Hals umdrehen, sie braten. Eine für dich, eine für mich."

„O nein, o nein!" Sie ließ den Löffel zurück in die Schüssel fallen, daß die Suppe spritzte, und sprang entsetzt auf. Ihre Tauben, ihre lieben Tauben! Wie schützend drückte sie die Tierchen an ihre Brust.

Da lachte Hans Baſt wieder grimmig und blinzelte dabei ſeine Tochter an: „Sind ja viele weiße Tauben unten in der Mühl, kriegſt leicht ein paar andere. Brauchſt's nur zu ſagen, nit wahr?"

„O Vater!" Mehr ſagte die Tochter nicht. Sie ſchlug die Hände vors Geſicht, beſchämt und erſchrocken.

„Laß eweil gut ſein," er klopfte ſie auf die Schulter, „ich bin ja nit bös!" Sie ſah hinter ihren vorgehaltenen Händen nicht, daß etwas wie ein plötzlicher Einfall über ſeine Stirn huſchte und ſich dann eingrub in einer Falte über der Naſenwurzel. Ganz freundlich ſprach er zu ihr: „Sie wollen dich wohl in der Ußmühl haben zur Hilf? Kannſt immer zuſagen, ich hab nix dagegen. Biſt zuviel allein."

Die Tochter empfand ſeine Freundlichkeit, ſie wollte ihm danken, aber etwas war in ſeinem Geſicht, das ihre Freude, hinunter zu dürfen zu freundlichen Menſchen, hinunter zum Martin, nicht aufkommen ließ. Verſonnen ſtand ſie am Tiſch, die Arme ſchlaff hängen laſſend. Da hörte man draußen plötzlich etwas.

Der Schmied horchte: war das nicht Pferdegetrappel? Es hielt an der Schmiede. Er ging hinaus.

Draußen zwei Reiter. Überhitzt und erſchöpft hingen ſie auf ihren Pferden. Die ſchönen Tiere waren über und über mit Schaum bedeckt, die Flocken ſpritzten aus ihren Mäulern und kleckſten auf den ſteinigen Boden. Herr und Diener, beide in franzöſiſcher Uniform; des Herrn Bruſt mit allerlei Ehrenzeichen geſchmückt.

Hans Baſt grüßte reſpektvoll: was wünſchen die Herren — Pferde beſchlagen? O weh, der ſchöne Gaul da hatte das Eiſen verloren! Er hob den Vorderfuß des

edlen Tieres. Der vornehme Reiter war abgeſtiegen und ſtand fluchend dabei. An dem Huf ſchien etwas nicht richtig zu ſein, das Tier zuckte heftig bei der Berührung.

Sorgſam unterſuchte der Schmied. „Da, Herr, ſeht!“ Er hielt auf der flachen Hand dem Reiter ein Steinchen hin, das ſich in den Huf eingeklemmt hatte. „Ihr könnt ſo nit weiter. Dat Peerd muß ruhen, kühlende Umſchläg kriegen. Vor morgen früh iſt dat nit zu beſchlagen.“

„Gib mir dein Pferd“, ſprach haſtig der Herr zum Diener. „Du warteſt dann hier. Ich reite langſam vor, bis Koblenz holſt du mich längſt wieder ein.“ Er hatte es auf franzöſiſch geſprochen, aber der Schmied verſtand es ſehr wohl. „Dat möcht ich dem Herrn nit raten. Ganz allein reiten — hier?!“

Der Franzoſe warf einen bezeichnenden Blick auf die Piſtolen, die ihm im Leibgurt ſteckten: „Ich habe keine Furcht.“

Da lachte der große Mann rauh. „Furcht oder nit Furcht, dat tut nix zur Sach. Ich rat Euch, bleibt hier bis zum Morgen.“ Lauernd überflog ſein Blick die goldenen Schnüre der Uniform und das feine Tuch, ſtreifte das Leder der hohen Stiefel, den Mantelſack und die vollgeſtopften Satteltaſchen.

Ungeduldig ſtampfte der Aufgehaltene mit beiden Füßen. „Sacré mille tonnerres, beſchlag das Pferd hier ſofort, du Halunke!“

Der Schmied trat zurück und zuckte die Achſeln: „Nein. Ich würde dat Tier unnötig quälen. Wollt Ihr Euer ſchön Peerd lahm werden laſſen? Habt Ihr denn en beſondern Grund, ſo zu preſſieren?“ Zwinkernd trat er dem Reiter ganz nah.

D'Aubry lachte nervös gezwungen. „Ich bin der Marquis de la Ferrière, ich reite mit geheimen Ordres. Größte Eile ist mir anbefohlen — und nun dies Malheur!" Er rannte erregt auf und nieder. „Daß mir das mit dem verfluchten Gaul auch passieren mußte! Das kommt von euren vermaledeiten Wegen — Wege, die keine Wege sind!" brüllte er den ruhig Dastehenden an. „Was grinst der Kerl so? Hätte ich weiter gekonnt, Sapristi, bei Euch wär' ich wahrlich nicht eingekehrt!" Er warf einen verächtlichen Blick auf die armselige Hütte.

„Haben sie Euch hergewiesen zu mir?" fragte ruhig Hans Bast.

„Schon vor zwei Stunden weit ab. Mühe genug, sich hierher zu finden!"

Jean-Claude, der Diener, lachte heimlich, er gönnte es dem Kapitän, daß der nun zappeln mußte. Wie ein wildes Tier lief der ja hin und her. Er selber freute sich der Aussicht, nun ruhen zu können. Wie die Tollen waren sie seit Trier geritten, rücksichtslos bergauf und bergab, immer im selben Trab. Kein Wunder, daß die Pferde versagten, auch er versagte; er stand mit knickenden Beinen.

„Dieser Umweg, dieser Aufenthalt", stöhnte d'Aubry und wischte sich den Schweiß.

„Kein Umweg", sagte des Schmiedes tiefe Stimme. „Ihr irrt, Herr Marquis. Ihr habt Eurem Gaul den kürzeren Weg zu verdanken. Denn ich bring Euch morgen so weit, daß Ihr nit fehlen mehr könnt. Allein hättet Ihr nie Euch zurechtgefunden."

Das ſchien den Marquis nun doch zu beruhigen. Der Schmied und der Burſche führten die Pferde unter den Schuppen; er ſah ſich aufatmend um: kein großes Dorf hier, kein Geſchrei, kein Zuſammenlaufen. Von den wenigen Hütten Krinkhofs wehte nicht einmal der Rauch bis hierher. In einem großen Schweigen lag die ganze Höhe, und der Wald und der Himmel — nein, der war nicht ſo ſchweigſam! Gen Sonnenuntergang lohte er blutig, wie feurige Zungen leckte es von da heran; ſie ſtreckten ſich aus, ſie züngelten gierig, ſie erzählten düſterrote Geſchichten. Es fröſtelte den Marquis de la Ferrière.

„Es iſt kalt hier oben bei Euch."

„Tretet ein, wenn's gefällig iſt." Der Schmied ſtieß die Tür ſeiner Hütte auf.

Drinnen war's ſchon ganz Nacht. Am Herd, im eiſernen Ring an der Wand, ſteckte der Kienſpan und ſchwelte. Viel Helle gab er nicht, nur ein düſteres, ſchmutziges, unſicheres Licht. Mit lächelnder Miene ſtand Maria am Herd, ſie liebkoſte ihre Tauben; das würde der Vater nun nicht mehr verlangen, daß ſie die ſchlachtete. Das war ja nur ein Spaß von ihm geweſen. Ihre lächelnde Miene veränderte ſich plötzlich, mit weit aufgeriſſenen Augen ſtarrte ſie den fremden Herrn an: den kannte ſie ja, Jeſus Maria! Was wollte der hier? Sie wieder packen?!

Sie preßte die Augen zu: ach, ſie war irre, ſie träumte ja nur, er war es ja gar nicht. Doch, doch! Die Augen riß ſie wieder weit auf, ein wilder Schrei wollte ſich ihr entringen: der war es, der, der ihr Gewalt angetan

hatte! Und da kam ja auch sein Diener herein. Auch den erkannte sie wieder. Sie unterdrückte den Schrei, aber sie zitterte. Unwillkürlich zog sie sich mehr ins Dunkel zurück.

Von den beiden erkannte sie keiner. Der Marquis nahm am Tisch Platz, er war sehr verdrossen. Müde stützte er den Kopf in die Hand. Der Schmied ging mit dem Burschen ab und zu. Jean-Claude sollte den verletzten Huf kühlen, von seinen heilkräftigen Arnikatropfen goß Hans Bast ihm zwischen das Wasser.

Wie die Katze mit gesträubtem Fell ihr Opfer belauert und selber dabei doch voller Furcht ist, so stand Maria im Dunkeln. Alle Weichheit war aus ihrem Gesicht geschwunden, jetzt sah sie ihrem Vater sehr ähnlich. Wenn sie den schweren Schürhaken da nähme, den am Tisch Sitzenden damit über den Kopf schlüge? Ihm geschähe recht. Und wenn ihr Arm dennoch zittern würde, wenn sie ihn fehlte? Dann ein Ruf, und der Vater war bei ihr. Und der würde die Rache nehmen, die er sich und ihr zugeschworen hatte, als er von der Schandtat an seinem Kinde vernahm.

Wilde Gedanken fuhren Maria durch den Kopf und stießen und drängten sie, es lief ihr heiß durch den Körper, sie bebte im Rachegefühl; plötzlich veränderte sich ihre Miene — die Tauben gurrten —, es fiel ihr der Martin ein. O nein, nicht so, nein, nicht so! Ihre Hand, die sich schon hatte ausstrecken wollen nach dem schweren Schürhaken, zog sich in die Falten des Rockes zurück und hielt sich da fest an dem dünnen Kattun. O nein, Rache nehmen, das durfte sie nicht. Und der Vater durfte es auch nicht!

Von dem, was die Menſchen Geſetze nennen, und von dem, was die Religion vorſchreibt, wußte Maria nicht viel, aber die Weiblichkeit regte ſich ſtark in ihr, und in ihrer Seele ſiegte natürliche Güte. Wie beſchwert von Scham hing ſie den Kopf; ihre Lippen bewegten ſich in tonloſem Murmeln: „Bewahr uns in Gnaden, heilige Maria, Mutter Gottes, bitt' für uns!"

In das dunkle Schweigen kam jetzt der Schmied wieder herein. Er ſetzte ſich zum Marquis an den Tiſch und fing an mit ihm zu reden.

Maria ſtaunte, wie höflich der Vater ſein konnte. Sie verſtand nicht alles, die Rede ging bald franzöſiſch, bald deutſch, aber ſo viel wurde ihr klar, daß der Vater den Fremden ausfragte nach Woher und Wohin.

D'Aubry gab erſt nur zurückhaltende Antwort, aber als er genug von dem Schnaps getrunken hatte, der ſehr feurig und ſtark war, wurde er geſprächiger. Er lachte ſogar mit ſeinem Wirt.

„Du kannſt eweil ſchlafen gehen", ſagte Hans Baſt plötzlich, als bemerke er jetzt erſt die Tochter. „Ich koch' ſelber dem Herrn eine Supp'."

Stillſchweigend ging ſie, aber wie eine Eingebung durchfuhr ſie plötzlich der Gedanke: der Vater würde dem doch nichts antun? Oh, und wenn er's gar wüßte, wer eigentlich der Fremde war! Ihr Herz klopfte verängſtigt. Feintuchene Kleider, goldene Litzen — und der Herr hatte eine Uhr, einen koſtbaren Ring am Finger — einen Mantelſack und geſtopft volle Satteltaſchen! Sie konnte nicht ſchlafen gehen auf ihre Dachkammer, leiſe ſchlich ſie vors Haus.

Der Vollmond ſtand hinter der Höhe, halb war er nur zu ſehen, er lachte wie ein ſchief gezogenes Geſicht über einem hindernden Buckel. Die Wälder talwärts waren beglänzt im Licht. Da unten, da lag friedlich die Mühle des Martin. Ob er ſchon ſchlief? Nein, er las noch in ſeinen Büchern. Oh, wenn er wüßte, wie ratlos ſie hier herumtappte, die Bruſt voller Argwohn! Aber davon durfte er nie etwas zu wiſſen bekommen.

Sie guckte unter den Schuppen. Da hatte ſich der müde Burſche in ſeinen Mantel gewickelt, lag bei den Pferden und ſchlief ganz feſt. Die Tiere hatten ſich noch nicht niedergelegt am ungewohnten Platz, ſie ſtanden trotz aller Müdigkeit mit hängenden Köpfen; als das Mädchen ſie ſtreichelte, blickten ihre Augen wie Menſchenaugen traurig anklagend, ſo ängſtlich groß. Maria küßte ſie auf die Nüſtern. „Seid ruhig, euch geſchieht nix.“ Sie blickte ihnen tief in die im Mondlicht feucht ſpiegelnden Augen. Als ſie ſich abwandte, ſah ſie der Vater.

Er winkte ihr, und ſie folgte erſchrocken. Sah er in ſie hinein, ahnte er etwas von dem, was ſie angſtvoll hier umtrieb? Sie wagte es gar nicht, ihn anzublicken, ſie hielt die Lider aus Angſt beharrlich geſenkt.

Der Schmied flüſterte: „Der Marquis will morgen bis Koblenz — en weite Tour — ich bring 'n en Stück auf den rechten Weg. Du mußt heut noch en Botſchaft tragen deswegen. Geh ſtracks in den Kondel, bei die große Buche — du kennſt die ja, wo die Weg ſich kreuzen, da ſteht ſie, größer als alle Bäum. Da rufſte dreimal laut wie en Käuzchen. Und wenn dich danach einer anſpricht, dann ſagſte: ‚Ich kommen vom Hans Baſt.‘

Morgen, wenn im Kloſter auf der Marienburg der Engliſche Gruß geläutet wird, dann ſollen ſie beim Kapellchen am Reiler Hals mich erwarten. Ich will ſie bekannt machen mit dem Herrn. Einer von ihnen kann ihn dann weiterführen. Wat kuckſte? Wat willſte noch?" Er hatte die Tochter von ſich geſchoben, gewohnt, daß ſie ſofort und ohne Frage ſeinem Befehl gehorchte. Heute zögerte ſie. „Angſt haſte — wovor?"

Sie hatte etwas gemurmelt. Ihre Hand hielt den Kittel des Vaters feſt: „Du tuſt ihm doch nix?" Sie wußte nicht, wollte der Vater ſie nur fort haben, um allein mit dem Fremden in der Hütte zu bleiben, oder ſollte der überliefert werden an die im Walde? Und ſie, ſie ſollte die Botſchaft tragen?! Das widerſtrebte ihr. Wem ſie dem da drinnen auch nichts Gutes auf Erden mehr wünſchte und alle Strafen der Hölle nach ſeinem Leben auf der Erde — ihn ausliefern helfen, nein, das wollte ſie nicht. Daß ſie ſelber vor einer Stunde noch daran gedacht hatte, ihren Schänder mit dem Schürhaken totzuſchlagen, das kam ihr lange nicht ſo erbärmlich vor. Sie ſah den Vater auf einmal feſt an: „Die Botſchaft trag ich nit."

Hans Baſts dunkle Augen blickten erſtaunt: was, ſeine Tochter wagte zu widerſprechen? Er lachte böſe auf. „Du gehſt, mach nit eweil lang Fiſimatenten. Wat geht dich der Mann an? He, antwort'!" Sein zwingender Blick bohrte ſich in ſie ein.

Sie hielt den Blick aus. Aber blaß wurde ſie unter ihm, ſo blaß wie das Mondlicht, das ihre Züge ſeltſam verſchärfte und ſtreng machte. „Er geht mich wohl an. Denn er is et, der — der —" ſie ſtockte: ſollte ſie es

ſagen? Die erſte ſinnloſe Wut überkam ſie wieder für einen Augenblick. Totſchlagen, totſchlagen, raunte es in ihr, was ſchadete es, wenn der Vater es wußte, der verriet ihn ja doch der Bande, mochte die ihn dann ausplündern bis auf die Haut, ihm geſchah recht. Sie ballte die Fäuſte: „Er is et — er — auf der Landſtraß von Trier — mutterſelig allein war ich — vom Peerd ſprang er — hat den Burſch da weggeſchickt — hielt mich gepackt — ich konnte mich ſein nit erwehren. Er — er!“ Jeſus, jetzt war es heraus!

Des Vaters Blick hatte ihr die Worte herausgezogen, ſie hingen wie Brocken an einem Faden, er zog an dem Faden, und ein Brocken nach dem anderen rutſchte heraus. Hätte ſie es doch nie geſagt! Schon bereute ſie, ihres Vaters Geſicht entſetzte ſie, es war ganz verzerrt. Das war das Geſicht nicht mehr, das ſie kannte und liebte. Sie faßte nach ſeinen Händen und umklammerte die: „Ich geh' eweil nit fort — du ſchlägſt ihn ſonſt tot. Schlag ihn nit tot, du ſollſt niemand totſchlagen!“ Sie jammerte laut.

„Sei ſtill. Du biſt en Narr!“ Der Schmied legte ihr die ſchwere Hand auf den Mund. „Der kann ruhig hier ſchlafen, ihm geſchieht nix. Mach eweil, dat du fortkömmſt!“

Täuſchte das Mondlicht? Sein Geſicht war ruhig wie immer, jetzt zuckte es ſogar wie ein Lachen darüber: „Du träumſt ja, Maria. Der Herr da drin is der Marquis de la Ferrière, ein Mann von Ehre. Du träumſt, Maria, du träumſt.“

— — — — — — — — — — — — — — — —

Flüchtigen Schrittes eilte Maria über die Krinkhofer Höh'. Im jetzt ungehindert flutenden Mondschein warf ihre Gestalt lange Schatten auf den kurzrasigen Anger. Sie sah sich eilen, ihr Schatten hüpfte bald vor ihr, bald neben ihr, bald war er größer, bald kleiner; jetzt tauchte er unter, der Wald und sein gähnendes Dunkel hatte ihn jetzt verschlungen. Unterm dichtverschlungenen Laubwerk mußte Maria langsamer gehen, obgleich sie jeden Tritt hier kannte. Hier kam kein Mondlicht herein, und der schmale Steig, kaum trittbreit, war abschüssig; unter ihrer nägelbeschlagenen Sohle kollerte ab und zu ein Steinchen und machte einen unheimlich lauten Lärm in der stillen Nacht. Die Stille war ungeheuer. Aber Maria empfand sie nicht schreckhaft, das Schweigen der Natur beruhigte sie. Sie hatte sich doch wohl in dem Fremden getäuscht — das gebe Gott! Sie faltete die Hände und hielt die gegen ihr klopfendes Herz, als müsse sie das so stützen.

Oft schon war sie diesen Weg in den Kondel gegangen, erst den steilen Abkürzungspfad hinunter ins schmale Linnichtal und dann ebenso steil an der anderen Seite hinauf. Und nun hörte das verworrene Laubdach auf, sie war wieder in vollem Mondlicht und ging auf dem samtenen Wiesenplan, den der Kondel sich wie einen Teppich vor seine Hallen gelegt hat.

Mit einem tiefen Atemzug, der wie ein Aufseufzen war, trat sie ein in den großen Forst. Sie fürchtete sich nicht; sie hatte sich auch vordem nicht gefürchtet, als aus dem düsteren Versteck des Laubwerks sie plötzlich zwei glühende Augen angefunkelt hatten, die Augen des Luchses. Sie kannte die Tiere des Waldes und ihre Ge-

wohnheiten: die taten ihr kein Leid, wenn sie ihnen nichts tat. Ach, daß sie doch weglaufen könnte vor dieser anderen Angst, nicht jene Nachricht bringen müßte, die der Vater ihr aufgetragen hatte! Weit, weit weggehen in Gegenden, die denen hier nicht glichen, zu Menschen, die von denen hier nichts wußten! Eine große Sehnsucht erfüllte sie: wer doch so rein sein könnte wie der Schnee, wenn der weißflockig vom Himmel fällt und noch nicht gelegen hat auf der schmutzigen Erde.

Sie schritt lautlos dahin auf dem moosweichen Grund des Kondels. War das ein Wald! Trotz ihrer Bedrückung fühlte die einsam Wandernde seine ganze Hoheit, vielleicht empfand sie die heute doppelt stark. Unnahbar stolz ragten himmelan sehr hohe Bäume; sie standen Mann bei Mann, mächtige Riesen. Und ein Duften ging von ihnen aus, ein Geruch nach Kraft, ein Strömen von Gesundheit, das aus den Wurzeln in Mark und Rinde, Äste und Ästchen, bis in die höchsten Wipfel hinaufstieg. Ein makelloser Wald, ein lebendiger Dom. Hier konnte man wohl beten. Das Mädchen faltete die Hände, aber es war zu ungeschickt, eigene Nöte und eigene Bitten vor das Ohr des höchsten Richters zu bringen. Es flüsterte nur leise ein „Bewahr uns in Gnaden" und schlug das Kreuz.

Maria brauchte nicht Obacht zu geben, ihre Gestalt zu verbergen; die hier sich aufhielten, taten der Tochter Hans Basts kein Leid. Unbekümmert ging sie im Mondlicht mitten auf der breiten Kondelstraße.

Da — ein Pfiff! Ganz in ihrer Nähe. Sie strengte die Augen an: niemand zu sehen. Nun ein zweiter Pfiff, durchdringend und bedeutsam. Sie war gesehen worden.

Aha, und da war jetzt auch die Buche! Tief geäſtet und ſchön gerundet, mit dem Stamm, den zehn Männer kaum mit den Armen umſpannten, ſtand die große Buche an zwei ſich kreuzenden Wegen. Der Mond ſtand gerade ob ihrem Scheitel und küßte den, aber bis in ihr Herz konnten ſeine Lichtfinger nicht dringen. Es blieb dunkel unter dem rieſigen Baum.

Maria trat ein in den tiefen Schatten; noch ſah ſie niemand, aber ſie fühlte es, ſie war nicht mehr allein, wie ein Atmen wehte es um ſie her, ihr war, als hörte ſie ſeltſames Raunen. Sie legte die Hand an den Stamm, ihr ward plötzlich ängſtlich, Sie, die ohne Grauen einſam die Nacht durchwandert hatte, ſtieß jetzt zaghaft den Ruf eines Käuzchen aus. Wiederholte ihn zitterig noch zweimal. Da klang plötzlich ein Lachen, warme Hände legten ſich ihr feſt um den Leib. Schon war ſie umringt von Männern.

— — — — — — — — — — — — — — — —

„Brauchſt nit Angſt zu haben", ſagte der Hauptmann. Sie hatten Maria vor den Bückler gebracht. Sie erkannte den gleich, obwohl er wilder und verwegener erſchien als damals bei der Buzlieſe.

Das Haar hing ihm tief bis auf die geraden Brauen und hinten lang bis in den Nacken; an den Schläfen kräuſelte es ſich ihm in die halben Wangen. Auf der Bruſt hatte er das Hemd offen ſtehen, notdürftig nur hielt ihm ein Gurt die Hoſe zuſammen. Man ſah ſeinen ebenmäßigen Körper halbnackt. Bückler war eben erſt, kurz nach Mitternacht, zu ſeiner Bande geſtoßen, noch ging ihm der Atem raſch, er war müde und heiß.

Bei der Buzlieſen-Amie war er zu Beſuch geweſen.

Die hatte sich unlängst mit der Alten entzweit und versuchte ihr Glück nun auf eigene Faust. Beim Pfarrer von Bengel hatte die Taubensanfte mit den glattgescheitelten Haaren und milden Blicken ein Nest gefunden. Die alte Schwester, die dem Pfarrer den Haushalt führte, schaffte es nicht mehr allein. Die Amie war bescheiden und zutunlich. Heute hatte sie sich Ausgang erbeten gehabt. In Springiersbach war Kirmes, dort hatte sie mit ihrem Herzliebsten getanzt und ihn dann mit sich in die Pfarre genommen. Das alte Fräulein war taub, der Pfarrer war auch nicht sehr scharf auf den Ohren. Der Liebhaber sah sich geruhsam überall um, derweil ihm sein Liebchen Pfannkuchen backte. Hochwürden war ein Freund von Kunstwerken, von alten Münzen, Silber- und Goldgeräten, ein echter Sammler; der ungestört Herumstöbernde hatte sich schon einen ganzen Schatz unter der Amie Bettstatt zusammengetragen. Als sie nun wacker geschmaust hatten, verschlossen sie sich in die Kammer des Mädchens.

Ob jemand den Bückler auf der Kirmes erkannt oder sonst wer ihn angezeigt hatte? Er lag im ersten Schlaf, da tutete es auf der Straße.

Der Nachtwächter blies aus Leibeskräften: „Heraus, heraus! Der Bückler ist da! Feurio! Mordio!" Der Maire lief in Unterbeinkleidern auf die Straße, die Männer sammelten sich. Man rannte verstört untereinander: der Bückler? wo, wo? In der Pfarre sollte er sein. Ein bewaffneter Haufe zog dorthin. Die Sturmglocke dröhnte.

Das Pfarrhaus war verrammelt wie eine Festung; die starke Haustür wurde zur Nachtzeit immer noch

durch zwei eichene Balken gesichert. Schießscharten waren überall in den eisenbeschlagenen Läden. Man klingelte, man klopfte. Drinnen rührte sich nichts. Der Pfarrer und seine Schwester waren taub, aber das müßten sie doch hören: „Heraus, heraus!“ Die waren ermordet in ihrer Festung! Aber wo war die Magd? Auch tot?

Die Sturmglocke dröhnte und wimmerte, von angstvollen Händen am Seil geschwungen. Immer mehr Leute kamen vors Pfarrhaus gelaufen. Da öffnete sich endlich die Luke im Obergeschoß, vorsichtig hielt der Pfarrer Auslug. Er sah unten den Haufen, hörte das wilde: „Heraus, heraus!“ So brüllten immer die Räuber, wenn sie arme Bewohner zur Nacht überfielen. Er war ein streitbarer Herr, er steckte seine Flinte durch die Schießscharte, er feuerte auf gut Glück. Unten hinkte einer von dannen.

Das war der Bückler, der Bückler! Seine ganze Bande steckte im Haus! Schuß auf Schuß. Der Pfarrer schoß auf die Räuber, die Räuber schossen auf ihren Pfarrer. Derweilen kroch der wirkliche Räuber an der Hinterseite des Hauses zu der Amie Kammerfenster heraus und versuchte sich wegzuschleichen. Er wurde gesehen. Und nun ging die Hatz los.

Sie hatten ihn mächtig gejagt. Aber kein Schuß hatte getroffen. Ein Glück, daß der Kondel so nah war, da hinein waren sie ihm nicht weiter gefolgt. Sie sollten nur kommen, dann würde er ihnen ein Feuergefecht liefern, daß sie dächten, die Franzosen gäben eine Schlacht!

Der Räuber prahlte. Maria sah ihn an dem Feuer sitzen, das mit dürrem Reisig angefacht war, und sie

wunderte sich. Halb lag er an seiner Liebsten Schulter, stützte den einen Arm auf ihren Schoß — das war die Julie Bläsius, die ging immer in Mannskleidern — aber mit dem freien Arm hielt er eine zweite umschlungen.

Und nun bemerkte Maria noch andere Gesichter, die sie kannte aus der Buzliese Haus: den Schwarzen Peter, den Iltis-Jakob, Schmuh-Balzer, Petronellen-Michel und Husaren-Philipp. Aber noch neue waren dabei, solche, die sie nicht kannte: alte Kerle, schon grau, und junge Milchgesichter, die waren die frechsten.

Als Maria den Auftrag des Vaters hersagte, stammelte sie. Es war nicht Furcht, die sie stottern machte, ein heftiger Widerwille schnürte ihr die Kehle zu, nur stockend entrangen sich ihr die Worte. Ihr ekelte vor der Bande, die sich hier sielte; selbst der Wald hatte jetzt seinen Zauber nicht mehr, der Duft, der köstlich seinem Boden entströmte, war fort, die Luft mit dem starken Schweißdunst von halbnackten Leibern und beißendem Tabaksrauch durchsetzt. Geruch von Wildfleisch und Zwiebeln stieg aus dem Kessel, der über dem Feuer hing. Und mehr noch als alles waren ihr die zwei Weiber zuwider, die Bläsius, die dem Bückler als Kissen diente, und die andere, die seine Hand liebkoste.

Der Hauptmann genierte sich nicht; ihm lieh Iltis-Jakob schon einmal seine Frau, nur bei anderen nahm er's genauer. Als der Schwarze Peter, wie der Bückler es eben getan, der schönen Anne auch einen Kuß auf die entblößte Brust drückte, funkelte es in seinen Iltisaugen. Verstohlen fingerte er nach seinem Messer.

„Mädchen," lachte der Bückler gutgelaunt, „wat stehste und kuckste? Ja, morgen sind wir am Reiler Hals,

dat ſag deinem Vatter. Komm, ſetz dich eweil noch e bißche zu mir!" Er richtete ſich aus der Bläſius Armen auf und winkte Maria zu ſich heran.

Aber ſie ſtreckte abwehrend beide Arme aus — er kannte ſie wohl nicht mehr, ſonſt hätte er doch wiſſen müſſen, daß ſie ſich nicht ſo behandeln ließ wie die zwei Weiber da! Sie reckte den Kopf auf und ſagte ernſthaft: „Ich danken für die Ehr!"

Allgemeines wieherndes Gelächter. War das eine Spröde! Die Bläſius in den Jungenhoſen warf ſich hintenüber und ſtrampelte vor Vergnügen mit den Beinen.

Die Röte der Scham ſtieg Maria heiß ins Geſicht, ſie wandte ſich ab, um raſch wegzugehen, da fühlte ſie eine Hand wie eine Klammer um ihren Fuß.

Der Hunsrücker-Bertes, ein Burſche von noch nicht ſiebzehn, ſuchte das Mädchen ſo zu Fall zu bringen.

Maria ſtemmte ſich und ſchrie zornig auf. Da ſchlug die Hand des Bückler dem Frechen hart in Geſicht: „Lausbengel, laß dat Mädche in Ruh! Dat is kein Freſſen für dich!"

X

An der Morgenfrüh ritten der Marquis und ſein Diener ab. Das Pferd des Herrn lahmte nicht mehr, es war neu beſchlagen. Trotzdem führte es der Schmied noch am Zügel.

Übernächtig und ſeltſam verſtört ſah das Geſicht des Marquis über der goldgeſtickten Uniform aus; er hatte ſchlecht geſchlafen auf dem harten Lager, das ihm ſein Wirt eingeräumt hatte. Lange bis nach Mitternacht hatten ſie noch zuſammen getrunken. Nun war's ihm heut, als habe er die Nacht, halb benommen vom Branntwein, mehr geſagt, als er hätte ſagen ſollen. Und dann hatte er geträumt, es ſäße ihm eine ſchwarze Katze auf der Bruſt, und die kratzte mit ihren Krallen alles heraus, was er da vergraben hatte.

Müde hing er auf ſeinem Pferd. Verſtohlen faßte ſeine Hand immer wieder nach den Piſtolen im Leibgurt; die gaben ihm Sicherheit. Daß er dem Kerl hier nur ſo hatte trauen können! Heute, im hellen Morgenlicht, kam ihm das harte Geſicht mit dem tief auf die Bruſt hängenden ſchwarzen Bart gar nicht ſo vertrauenswürdig vor. Der Mann hatte eine verſchlagene Miene.

Aber sie waren ja ihrer zwei gegen einen, wozu also die Unruhe, die ihm das Herz wie mit Klammern umgriff?

Desto aufgeräumter war Jean-Claude; er hatte gut geschlafen bei seinen Tieren. Der Schmied hatte ihn tüchtig rütteln müssen, ehe er aufwachte. Nun pfiff er sich leise eins. Die Luft war frisch, jeder Grashalm blinkte von Tau. Als die Sonne höher stieg, gab der Wald Schatten. Die Pferde kraxelten; wenn's gar zu steil war, stiegen die Reiter ab. Der Bursche fühlte keine Ermattung, er war jung und gesund, und es ging ja zur Mutter. Bald, bald würde er sie wiedersehen! Er sah schon ihr frohes Erstaunen. Am liebsten hätte er laut gesungen, er fühlte sich heute so froh und frei wie der Vogel auf grünem Zweig.

Endlich nahm sie der Kondelwald auf. Eine gebahnte Straße; sie ritten schneller. Merkwürdig, wie gut der Führer mitkam, er machte lange, weit ausholende Schritte.

Die Sonne stieg höher, die Pferde schwitzten, der Wald, so hoch und schattig er auch war, gab nicht Kühle mehr. Immer wieder fuhr sich der Marquis mit seidenem Tuche über die Stirn: eine bedrückende Wärme. Und die Stille ringsum bedrückte ihn auch. Er wäre jetzt lieber durch Dörfer geritten. Ihn verlangte plötzlich nach anderen Menschen. Der Führer war schweigsam, die kurze Tonpfeife im Mundwinkel, stieß er nur ab und zu große Dampfwolken von sich. Ob sie denn nie den Paßweg erreichen würden, die Kapelle, von wo ein anderer Führer ihn weiterbringen sollte? Endlos war dieser Wald! Er flößte ihm Argwohn ein. Bäume, Bäume, nichts als Bäume. Ihre Stämme leuchteten

zwar gleich Smaragd, von grünem Moos wie mit Samt bezogen, aber sie ließen keinen Durchblick zu auf bewohnte Gegenden. Und dies lastende Schweigen! Gott sei Dank, endlich eine Aussicht!

Wie ein Bildchen im Rahmen, fein getuscht und zart in den Farben, tauchte plötzlich das Kloster der Marienburg auf. Es lag hoch über Weinstöcken, helle Sonne beglänzte es freundlich. Aber der Führer wies weiter rechts ab, wo auf nacktem Felsgrat — links die Mosel, rechts tiefe Schlucht — die Reiler-Hals-Straße sich zieht.

Hier war es erst recht heiß. Die Luft stand still und rührte sich nicht, die Sonne gloste auf der Felsrippe. Die Pferde stolperten und gingen unsicher. Eidechsen huschten über den Weg, ein paar Nattern lagen geringelt und sonnten sich. In der Schlucht zur Rechten ein schwarzer Wald; im Rücken, fern auf einem Felskegel, Burg Arras. Hier konnte man rufen, sich heiser schreien, niemand war da, um es zu hören.

„Sind wir bald da?"

„Bald da", gab der Führer einsilbig Antwort.

Schmaler und schmaler wurde der Felsgrat — eine verfluchte Paßstraße! Da, scheinbar am Ende, zwei sich gegenüberstehende Felsen, und im kleinen Ausschnitt der Sperre ein winziges Kapellchen. Ungetüncht ragten seine rohen Steinmauern unter dem tief gerutschten Schieferdach.

„Haaalt!" Über den einen Felsblock schob sich ein Gewehrlauf, und nun drohte auch einer von der anderen Seite.

„La bourse ou la vie!“ Behende Geſtalten ſprangen eiligſt hervor, ſie fielen den Pferden in die Zügel. Der Marquis gab ſeinem Roß die Sporen, es ſtieg erſchrocken und ſchlug mit den Vorderhufen in die leere Luft. Ein Überfall! Nun hatte der Reiter die Wahl: entweder ein Sprung mit dem Pferd links hinab in die Moſel — kerzengerade ging es hinunter — oder ſich verteidigen, ſo gut es ging. Die Gefahr gab d'Aubry alle Kalbblütigkeit wieder. Er riß ſeine Piſtole heraus, der Hahn knackte — o weh, die war ja entladen! Schon umringten ihn mehrere. Er ſchrie nach dem Schmied — der war verſchwunden.

D'Aubry fühlte ſich vom Pferde geriſſen. Er ſah kaum mehr, er hörte kaum mehr, es ging alles ſo raſch. Er lag am Boden, um ſeine Hände, um ſeine Füße ſchlang ſich ein Strick. Er wollte ſchreien, da ſtopften ſie ihm den Mund zu. Ein Knebel — oh, er kannte das! So wird's gemacht, wenn man jemand ausrauben will.

Mit Blitzesſchnelle ſchoß in ein paar Minuten ſein ganzes Leben an d'Aubry vorüber. Der Kapitän d'Aubry war nicht d'Aubry mehr, er war wieder der Galeerenſträfling, der er einſt geweſen, ſtinkende Luft im Bagno, der ſchwere, mit Eiſen beſchlagene Knotenſtock des Argouſin* zerfleiſchte ihm den Rücken! Verzweifelt ſtieß der Gefeſſelte mit den Füßen, er ſuchte den Strick zu ſprengen, er wälzte ſich nach dem Rande zu: lieber hinab, verſaufen! Wie die Kerle hohnlachten! Er fühlte räuberiſche Hände, die ihn abtaſteten. Sie fanden alles, ſein Geld, ſeine Prezioſen; die Ringe riſſen ſie ihn von den Fingern, als

* Aufſeher.

er die Finger krumm machte, brachen ſie ſie ihm auf. Er ſah: der Hauptmann ſteckte ſich gleich ſeinen ſchönſten Ring an und ſeine koſtbare Uhr in die Taſche.

In wütender Ohnmacht lag d'Aubry, ſein Herz ſetzte aus in eiſigem Schreck: ſollte das die Vergeltung ſein, Vergeltung für vieles?! Er ſtöhnte ſchwach.

Den Bückler reizte die Uniform. Die blinkerte ſo. Herunter mit ihr! Seine Julie kam hinter dem Felsblock vorgekrochen, ihre Augen muſterten neugierig den gefeſſelten Mann: ein ſchöner Kerl war's. Aber ihr Hannes, der war doch noch ſchöner, den würde die goldgeſtickte Uniform erſt recht prächtig kleiden. Geſchickt halfen ihre Hände, dem ſich noch immer Bäumenden die Uniform abziehen; es war nicht ſo leicht, er wehrte ſich noch trotz der Feſſeln. Rock herunter, Hoſe herunter! Sie ließen ihm nichts als die Unterbeinkleider, das Hemd und die Papiere auf ſeiner Bruſt; die hatten für ſie ja keinen Wert.

Auf den nackten Fels häuften ſie die gemachte Beute, ſchütteten die Karline, die Dukaten, die Louisdors aus; ſie wollten gleich teilen. Die Uniform nahm ſich Bückler noch als ſeinen Hauptmannsanteil.

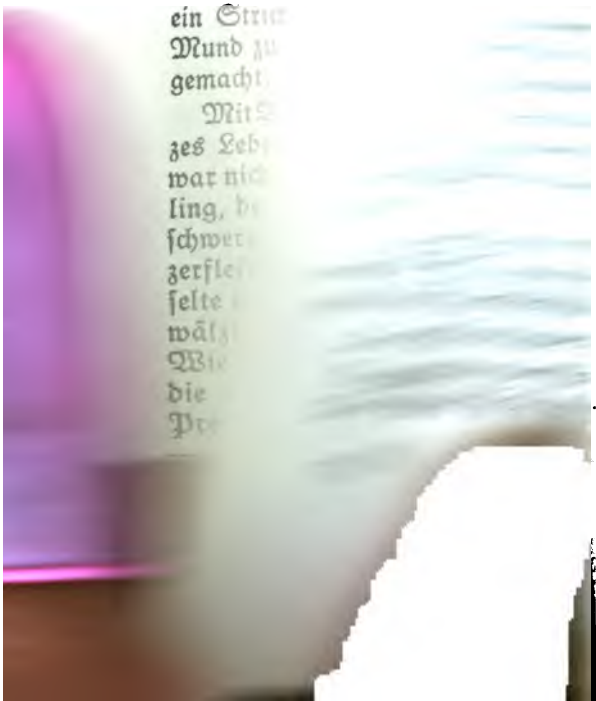
„Zieh ſie an, zieh ſie an", drängte die Bläſius. Er zog ſie über, ſeine Liebſte half ihm ſchäkernd dabei. Nun war er ein feiner Franzos, ein General, es erkannte keiner in ihm den Strauchdieb. Wie einſt auf der Hunsrücker Landſtraße beim Kallenfelſer Hof, ſo ſtolzierte er jetzt hier in der Moſelſonne. War er nicht ſchön? Er blähte ſich wie ein Pfau. Dieſe Verkleidung war luſtig.

Jean-Claude, der auch am Boden lag — wie ein Klotz war er vor Schrecken vom Pferde gefallen —, rich-

„La bourse ou l
gen eiligſt hervor, ſi
Der Marquis geb
erſchrocken und ſch
Luft. Ein Überf
entweder ein E
Moſel — ker
verteidigen, ſo
alle Kalbblü
der Hahn f
umringten
der war v

D'Au
mehr, er
am Bo
ein Stric
Mund z
gemacht

Mit
zes Leb
war nic
ling, b
ſchwer
zerfle
ſelte
wäl
Wi
die
Pr



r. „Ob er dann drin verhungern tut, oder ob
:ei kommt und ihn erausläßt, dat is sein Pech
ein Pech."
swegen!" Der Hauptmann lachte.
:", sagte Hans Bast nachdrücklich. „So nit.
ann, den forder i ch mir als meinen Anteil."
den Hilflosen mit dem Fuß an: „Steh auf!"
ubry konnte nicht aufstehen. Da schnitten sie die
an seinen Füßen durch und halfen ihm auf. Das
Binden hatte ihm alles Blut in den Beinen ab-
ürt, er war kaum fähig, sich zu bewegen; und wie
bt stand er.
Komm", sagte Hans Bast, legte ihm beide Hände
ter die Schultern und schob ihn so vor sich her. „Mit
: han ich noch ebbes in't reine zu bringen."

Sie ließen den Krinkhofer achtlos gehen. Mochte der
it dem Franzosen anfangen, was ihm beliebte, er hatte
ft seltsame Launen. Sie waren ganz hingenommen
on ihrer Beute, die war reicher, als sie gewöhnlich eine
bei Reisenden machten. —

Hans Bast schob seinen Gefangenen vor sich her; zur Rechten, immer tiefer hinab in die Waldschlucht. An einem Bächlein machte er zuletzt halt. Der Grund war hier hoch mit Farnen bewachsen, und es war da viel üppiges Buschwerk.

„Knie nieder", sagte Hans Bast. Er nahm dem Franzosen den Knebel aus dem Mund. Gierig sog d'Aubry die Luft ein, er war dem Ersticken nahe gewesen. Ein Schimmer von Hoffnung schoß ihm durch den Kopf: wollte der ihn entwischen lassen, nachdem er

tete ſich jetzt zitternd ein wenig auf: „Mein Herr iſt der Marquis de la Ferrière und reiſt in beſonderem Auftrag — aber er iſt gar kein Herr Marquis —, ich bin ſein Burſche, ich kann nichts dafür! Pardon, pardon, ich will ja zu meiner Mutter!“

Sie lachten roh über des Burſchen Angſt, nur der Hauptmann hieß gutmütig den Wimmernden aufſtehen. „Dir geſchieht nix. Halt's Maul. Fürerſt bleibſt du bei uns. Da, halt die Peerd!“ Sie gaben ihm die Zügel in die Hand, und er hielt die krampfhaft. Die Tiere, die ihn kannten, ſtanden ganz ſtill.

Wo war Hans Baſt? „He, nimm auch dein Teil!“ Der Bückler winkte mit einem Beutel.

Der große Mann hatte ſich abſeits gehalten, hinter einen Buſch war er flugs getreten; dort ſtand er und ſchaute ſtarr in die Waldſchlucht zur Rechten hinunter, als ginge ihn dies alles gar nichts mehr an. Seine Stirn war zuſammengezogen, unter den ſtarken Brauen brannten die Augen.

„Ich will kein Geld.“

Hoho, Hans Baſt war doch ſonſt nicht ſo?! Das nahm alle wunder. Der beſtand doch, wenn er etwas ausbaldowert und eingefädelt hatte, ſtets auf ſeinem Anteil.

„Ich will heut nix. Könnt meinen Part auch noch verteilen. Was macht ihr jetzt mit dem Kerl da?“ Er nickte nach dem Gefeſſelten hin.

„Den laſſe mir laufen“, meinte nachläſſig der Bückler.

Dagegen war aber Iltis-Jakob und die anderen auch. „Wir ſperren ihn da in't Kapellche ein“, ſchlug der

Jakob vor. „Ob er dann drin verhungern tut, oder ob einer vorbeikommt und ihn erausläßt, dat is sein Pech oder nit sein Pech."

„Meinswegen!" Der Hauptmann lachte.

„Nein", sagte Hans Bast nachdrücklich. „So nit. Den Mann, den forder i ch mir als meinen Anteil." Er stieß den Hilflosen mit dem Fuß an: „Steh auf!"

D'Aubry konnte nicht aufstehen. Da schnitten sie die Fesseln an seinen Füßen durch und halfen ihm auf. Das feste Binden hatte ihm alles Blut in den Beinen abgeschnürt, er war kaum fähig, sich zu bewegen; und wie betäubt stand er.

„Komm", sagte Hans Bast, legte ihm beide Hände hinter die Schultern und schob ihn so vor sich her. „Mit dir han ich noch ebbes in't reine zu bringen."

Sie ließen den Krinkhofer achtlos gehen. Mochte der mit dem Franzosen anfangen, was ihm beliebte, er hatte oft seltsame Launen. Sie waren ganz hingenommen von ihrer Beute, die war reicher, als sie gewöhnlich eine bei Reisenden machten. —

Hans Bast schob seinen Gefangenen vor sich her; zur Rechten, immer tiefer hinab in die Waldschlucht. An einem Bächlein machte er zuletzt halt. Der Grund war hier hoch mit Farnen bewachsen, und es war da viel üppiges Buschwerk.

„Knie nieder", sagte Hans Bast. Er nahm dem Franzosen den Knebel aus dem Mund. Gierig sog d'Aubry die Luft ein, er war dem Ersticken nahe gewesen. Ein Schimmer von Hoffnung schoß ihm durch den Kopf: wollte der ihn entwischen lassen, nachdem er

durch zwei eichene Balken gesichert. Schießscharten waren überall in den eisenbeschlagenen Läden. Man klingelte, man klopfte. Drinnen rührte sich nichts. Der Pfarrer und seine Schwester waren taub, aber das müßten sie doch hören: „Heraus, heraus!“ Die waren ermordet in ihrer Festung! Aber wo war die Magd? Auch tot?

Die Sturmglocke dröhnte und wimmerte, von angstvollen Händen am Seil geschwungen. Immer mehr Leute kamen vors Pfarrhaus gelaufen. Da öffnete sich endlich die Luke im Obergeschoß, vorsichtig hielt der Pfarrer Auslug. Er sah unten den Haufen, hörte das wilde: „Heraus, heraus!“ So brüllten immer die Räuber, wenn sie arme Bewohner zur Nacht überfielen. Er war ein streitbarer Herr, er steckte seine Flinte durch die Schießscharte, er feuerte auf gut Glück. Unten hinkte einer von dannen.

Das war der Bückler, der Bückler! Seine ganze Bande steckte im Haus! Schuß auf Schuß. Der Pfarrer schoß auf die Räuber, die Räuber schossen auf ihren Pfarrer. Derweilen kroch der wirkliche Räuber an der Hinterseite des Hauses zu der Amie Kammerfenster heraus und versuchte sich wegzuschleichen. Er wurde gesehen. Und nun ging die Hatz los.

Sie hatten ihn mächtig gejagt. Aber kein Schuß hatte getroffen. Ein Glück, daß der Kondel so nah war, da hinein waren sie ihm nicht weiter gefolgt. Sie sollten nur kommen, dann würde er ihnen ein Feuergefecht liefern, daß sie dächten, die Franzosen gäben eine Schlacht!

Der Räuber prahlte. Maria sah ihn an dem Feuer sitzen, das mit dürrem Reisig angefacht war, und sie

wunderte sich. Halb lag er an seiner Liebsten Schulter, stützte den einen Arm auf ihren Schoß — das war die Julie Bläsius, die ging immer in Mannskleidern — aber mit dem freien Arm hielt er eine zweite umschlungen.

Und nun bemerkte Maria noch andere Gesichter, die sie kannte aus der Buzliese Haus: den Schwarzen Peter, den Iltis-Jakob, Schmuh-Balzer, Petronellen-Michel und Husaren-Philipp. Aber noch neue waren dabei, solche, die sie nicht kannte: alte Kerle, schon grau, und junge Milchgesichter, die waren die frechsten.

Als Maria den Auftrag des Vaters hersagte, stammelte sie. Es war nicht Furcht, die sie stottern machte, ein heftiger Widerwille schnürte ihr die Kehle zu, nur stockend entrangen sich ihr die Worte. Ihr ekelte vor der Bande, die sich hier sielte; selbst der Wald hatte jetzt seinen Zauber nicht mehr, der Duft, der köstlich seinem Boden entströmte, war fort, die Luft mit dem starken Schweißdunst von halbnackten Leibern und beißendem Tabaksrauch durchsetzt. Geruch von Wildfleisch und Zwiebeln stieg aus dem Kessel, der über dem Feuer hing. Und mehr noch als alles waren ihr die zwei Weiber zuwider, die Bläsius, die dem Bückler als Kissen diente, und die andere, die seine Hand liebkoste.

Der Hauptmann genierte sich nicht; ihm lieh Iltis-Jakob schon einmal seine Frau, nur bei anderen nahm er's genauer. Als der Schwarze Peter, wie der Bückler es eben getan, der schönen Anne auch einen Kuß auf die entblößte Brust drückte, funkelte es in seinen Iltisaugen. Verstohlen fingerte er nach seinem Messer.

„Mädchen," lachte der Bückler gutgelaunt, „wat stehste und kuckste? Ja, morgen sind wir am Reiler Hals,

dat ſag deinem Vatter. Komm, ſetz dich eweil noch e bißche zu mir!" Er richtete ſich aus der Bläſius Armen auf und winkte Maria zu ſich heran.

Aber ſie ſtreckte abwehrend beide Arme aus — er kannte ſie wohl nicht mehr, ſonſt hätte er doch wiſſen müſſen, daß ſie ſich nicht ſo behandeln ließ wie die zwei Weiber da! Sie reckte den Kopf auf und ſagte ernſthaft: „Ich danken für die Ehr!"

Allgemeines wieherndes Gelächter. War das eine Spröde! Die Bläſius in den Jungenhoſen warf ſich hintenüber und ſtrampelte vor Vergnügen mit den Beinen.

Die Röte der Scham ſtieg Maria heiß ins Geſicht, ſie wandte ſich ab, um raſch wegzugehen, da fühlte ſie eine Hand wie eine Klammer um ihren Fuß.

Der Hunsrücker-Bertes, ein Burſche von noch nicht ſiebzehn, ſuchte das Mädchen ſo zu Fall zu bringen.

Maria ſtemmte ſich und ſchrie zornig auf. Da ſchlug die Hand des Bückler dem Frechen hart in Geſicht: „Lausbengel, laß dat Mädche in Ruh! Dat is kein Freſſen für dich!"

X

An der Morgenfrüh ritten der Marquis und ſein Diener ab. Das Pferd des Herrn lahmte nicht mehr, es war neu beſchlagen. Trotzdem führte es der Schmied noch am Zügel.

Übernächtig und ſeltſam verſtört ſah das Geſicht des Marquis über der goldgeſtickten Uniform aus; er hatte ſchlecht geſchlafen auf dem harten Lager, das ihm ſein Wirt eingeräumt hatte. Lange bis nach Mitternacht hatten ſie noch zuſammen getrunken. Nun war's ihm heut, als habe er die Nacht, halb benommen vom Branntwein, mehr geſagt, als er hätte ſagen ſollen. Und dann hatte er geträumt, es ſäße ihm eine ſchwarze Katze auf der Bruſt, und die kratzte mit ihren Krallen alles heraus, was er da vergraben hatte.

Müde hing er auf ſeinem Pferd. Verſtohlen faßte ſeine Hand immer wieder nach den Piſtolen im Leibgurt; die gaben ihm Sicherheit. Daß er dem Kerl hier nur ſo hatte trauen können! Heute, im hellen Morgenlicht, kam ihm das harte Geſicht mit dem tief auf die Bruſt hängenden ſchwarzen Bart gar nicht ſo vertrauenswürdig vor. Der Mann hatte eine verſchlagene Miene.

Aber sie waren ja ihrer zwei gegen einen, wozu also die Unruhe, die ihm das Herz wie mit Klammern umgriff?

Desto aufgeräumter war Jean-Claude; er hatte gut geschlafen bei seinen Tieren. Der Schmied hatte ihn tüchtig rütteln müssen, ehe er aufwachte. Nun pfiff er sich leise eins. Die Luft war frisch, jeder Grashalm blinkte von Tau. Als die Sonne höher stieg, gab der Wald Schatten. Die Pferde kraxelten; wenn's gar zu steil war, stiegen die Reiter ab. Der Bursche fühlte keine Ermattung, er war jung und gesund, und es ging ja zur Mutter. Bald, bald würde er sie wiedersehen! Er sah schon ihr frohes Erstaunen. Am liebsten hätte er laut gesungen, er fühlte sich heute so froh und frei wie der Vogel auf grünem Zweig.

Endlich nahm sie der Kondelwald auf. Eine gebahnte Straße; sie ritten schneller. Merkwürdig, wie gut der Führer mitkam, er machte lange, weit ausholende Schritte.

Die Sonne stieg höher, die Pferde schwitzten, der Wald, so hoch und schattig er auch war, gab nicht Kühle mehr. Immer wieder fuhr sich der Marquis mit seidenem Tuche über die Stirn: eine bedrückende Wärme. Und die Stille ringsum bedrückte ihn auch. Er wäre jetzt lieber durch Dörfer geritten. Ihn verlangte plötzlich nach anderen Menschen. Der Führer war schweigsam, die kurze Tonpfeife im Mundwinkel, stieß er nur ab und zu große Dampfwolken von sich. Ob sie denn nie den Paßweg erreichen würden, die Kapelle, von wo ein anderer Führer ihn weiterbringen sollte? Endlos war dieser Wald! Er flößte ihm Argwohn ein. Bäume, Bäume, nichts als Bäume. Ihre Stämme leuchteten

zwar gleich Smaragd, von grünem Moos wie mit Samt bezogen, aber sie ließen keinen Durchblick zu auf bewohnte Gegenden. Und dies lastende Schweigen! Gott sei Dank, endlich eine Aussicht!

Wie ein Bildchen im Rahmen, fein getuscht und zart in den Farben, tauchte plötzlich das Kloster der Marienburg auf. Es lag hoch über Weinstöcken, helle Sonne beglänzte es freundlich. Aber der Führer wies weiter rechts ab, wo auf nacktem Felsgrat — links die Mosel, rechts tiefe Schlucht — die Reiler-Hals-Straße sich zieht.

Hier war es erst recht heiß. Die Luft stand still und rührte sich nicht, die Sonne gloste auf der Felsrippe. Die Pferde stolperten und gingen unsicher. Eidechsen huschten über den Weg, ein paar Nattern lagen geringelt und sonnten sich. In der Schlucht zur Rechten ein schwarzer Wald; im Rücken, fern auf einem Felskegel, Burg Arras. Hier konnte man rufen, sich heiser schreien, niemand war da, um es zu hören.

„Sind wir bald da?"

„Bald da", gab der Führer einsilbig Antwort.

Schmaler und schmaler wurde der Felsgrat — eine verfluchte Paßstraße! Da, scheinbar am Ende, zwei sich gegenüberstehende Felsen, und im kleinen Ausschnitt der Sperre ein winziges Kapellchen. Ungetüncht ragten seine rohen Steinmauern unter dem tief gerutschten Schieferdach.

„Haaalt!" Über den einen Felsblock schob sich ein Gewehrlauf, und nun drohte auch einer von der anderen Seite.

„La bourse ou la vie!“ Behende Geſtalten ſprangen eiligſt hervor, ſie fielen den Pferden in die Zügel. Der Marquis gab ſeinem Roß die Sporen, es ſtieg erſchrocken und ſchlug mit den Vorderhufen in die leere Luft. Ein Überfall! Nun hatte der Reiter die Wahl: entweder ein Sprung mit dem Pferd links hinab in die Moſel — kerzengerade ging es hinunter — oder ſich verteidigen, ſo gut es ging. Die Gefahr gab d'Aubry alle Kalbblütigkeit wieder. Er riß ſeine Piſtole heraus, der Hahn knackte — o weh, die war ja entladen! Schon umringten ihn mehrere. Er ſchrie nach dem Schmied — der war verſchwunden.

D'Aubry fühlte ſich vom Pferde geriſſen. Er ſah kaum mehr, er hörte kaum mehr, es ging alles ſo raſch. Er lag am Boden, um ſeine Hände, um ſeine Füße ſchlang ſich ein Strick. Er wollte ſchreien, da ſtopften ſie ihm den Mund zu. Ein Knebel — oh, er kannte das! So wird's gemacht, wenn man jemand ausrauben will.

Mit Blitzesſchnelle ſchoß in ein paar Minuten ſein ganzes Leben an d'Aubry vorüber. Der Kapitän d'Aubry war nicht d'Aubry mehr, er war wieder der Galeerenſträfling, der er einſt geweſen, ſtinkende Luft im Bagno, der ſchwere, mit Eiſen beſchlagene Knotenſtock des Argouſin* zerfleiſchte ihm den Rücken! Verzweifelt ſtieß der Gefeſſelte mit den Füßen, er ſuchte den Strick zu ſprengen, er wälzte ſich nach dem Rande zu: lieber hinab, verſaufen! Wie die Kerle hohnlachten! Er fühlte räuberiſche Hände, die ihn abtaſteten. Sie fanden alles, ſein Geld, ſeine Prezioſen; die Ringe riſſen ſie ihn von den Fingern, als

* Aufſeher.

er die Finger krumm machte, brachen ſie ſie ihm auf. Er ſah: der Hauptmann ſteckte ſich gleich ſeinen ſchönſten Ring an und ſeine koſtbare Uhr in die Taſche.

In wütender Ohnmacht lag d'Aubry, ſein Herz ſetzte aus in eiſigem Schreck: ſollte das die Vergeltung ſein, Vergeltung für vieles?! Er ſtöhnte ſchwach.

Den Bückler reizte die Uniform. Die blinkerte ſo. Herunter mit ihr! Seine Julie kam hinter dem Felsblock vorgekrochen, ihre Augen muſterten neugierig den gefeſſelten Mann: ein ſchöner Kerl war's. Aber ihr Hannes, der war doch noch ſchöner, den würde die goldgeſtickte Uniform erſt recht prächtig kleiden. Geſchickt halfen ihre Hände, dem ſich noch immer Bäumenden die Uniform abziehen; es war nicht ſo leicht, er wehrte ſich noch trotz der Feſſeln. Rock herunter, Hoſe herunter! Sie ließen ihm nichts als die Unterbeinkleider, das Hemd und die Papiere auf ſeiner Bruſt; die hatten für ſie ja keinen Wert.

Auf den nackten Fels häuften ſie die gemachte Beute, ſchütteten die Karline, die Dukaten, die Louisdors aus; ſie wollten gleich teilen. Die Uniform nahm ſich Bückler noch als ſeinen Hauptmannsanteil.

„Zieh ſie an, zieh ſie an", drängte die Bläſius. Er zog ſie über, ſeine Liebſte half ihm ſchäkernd dabei. Nun war er ein feiner Franzos, ein General, es erkannte keiner in ihm den Strauchdieb. Wie einſt auf der Hunsrücker Landſtraße beim Kallenfelſer Hof, ſo ſtolzierte er jetzt hier in der Moſelſonne. War er nicht ſchön? Er blähte ſich wie ein Pfau. Dieſe Verkleidung war luſtig.

Jean-Claude, der auch am Boden lag — wie ein Klotz war er vor Schrecken vom Pferde gefallen —, rich-

tete ſich jetzt zitternd ein wenig auf: „Mein Herr iſt der Marquis de la Ferrière und reiſt in beſonderem Auftrag — aber er iſt gar kein Herr Marquis —, ich bin ſein Burſche, ich kann nichts dafür! Pardon, pardon, ich will ja zu meiner Mutter!“

Sie lachten roh über des Burſchen Angſt, nur der Hauptmann hieß gutmütig den Wimmernden aufſtehen. „Dir geſchieht nix. Halt's Maul. Fürerſt bleibſt du bei uns. Da, halt die Peerd!“ Sie gaben ihm die Zügel in die Hand, und er hielt die krampfhaft. Die Tiere, die ihn kannten, ſtanden ganz ſtill.

Wo war Hans Baſt? „He, nimm auch dein Teil!“ Der Bückler winkte mit einem Beutel.

Der große Mann hatte ſich abſeits gehalten, hinter einen Buſch war er flugs getreten; dort ſtand er und ſchaute ſtarr in die Waldſchlucht zur Rechten hinunter, als ginge ihn dies alles gar nichts mehr an. Seine Stirn war zuſammengezogen, unter den ſtarken Brauen brannten die Augen.

„Ich will kein Geld.“

Hoho, Hans Baſt war doch ſonſt nicht ſo?! Das nahm alle wunder. Der beſtand doch, wenn er etwas ausbaldowert und eingefädelt hatte, ſtets auf ſeinem Anteil.

„Ich will heut nix. Könnt meinen Part auch noch verteilen. Was macht ihr jetzt mit dem Kerl da?“ Er nickte nach dem Gefeſſelten hin.

„Den laſſe mir laufen“, meinte nachläſſig der Bückler.

Dagegen war aber Iltis-Jakob und die anderen auch. „Wir ſperren ihn da in't Kapellche ein“, ſchlug der

Jakob vor. „Ob er dann drin verhungern tut, oder ob einer vorbeikommt und ihn erausläßt, dat is sein Pech oder nit sein Pech."

„Meinswegen!" Der Hauptmann lachte.

„Nein", sagte Hans Bast nachdrücklich. „So nit. Den Mann, den forder i ch mir als meinen Anteil." Er stieß den Hilflosen mit dem Fuß an: „Steh auf!"

D'Aubry konnte nicht aufstehen. Da schnitten sie die Fesseln an seinen Füßen durch und halfen ihm auf. Das feste Binden hatte ihm alles Blut in den Beinen abgeschnürt, er war kaum fähig, sich zu bewegen; und wie betäubt stand er.

„Komm", sagte Hans Bast, legte ihm beide Hände hinter die Schultern und schob ihn so vor sich her. „Mit dir han ich noch ebbes in't reine zu bringen."

Sie ließen den Krinkhofer achtlos gehen. Mochte der mit dem Franzosen anfangen, was ihm beliebte, er hatte oft seltsame Launen. Sie waren ganz hingenommen von ihrer Beute, die war reicher, als sie gewöhnlich eine bei Reisenden machten. —

Hans Bast schob seinen Gefangenen vor sich her; zur Rechten, immer tiefer hinab in die Waldschlucht. An einem Bächlein machte er zuletzt halt. Der Grund war hier hoch mit Farnen bewachsen, und es war da viel üppiges Buschwerk.

„Knie nieder", sagte Hans Bast. Er nahm dem Franzosen den Knebel aus dem Mund. Gierig sog d'Aubry die Luft ein, er war dem Ersticken nahe gewesen. Ein Schimmer von Hoffnung schoß ihm durch den Kopf: wollte der ihn entwischen lassen, nachdem er

nun ausgeplündert war? Nur an seinen Händen war er noch gefesselt. Aber das „Knie nieder!" klang so furchtbar. Er fiel auf die Knie.

„Sag mir," fuhr der Richter fort und bohrte seine Blicke tief in die des zu Richtenden, „sag: Hast du in diesem Frühjahr ein Mädchen überfallen auf der Landstraß, nit weit von Trier?"

Wo hinaus sollte das? Der Geängstigte überlegte rasch: er erinnerte sich plötzlich ganz deutlich — ja, ja. Aber war es nicht besser, zu sagen: nein —?! Er wich aus: „Ich weiß nicht."

„Halunk du, sprich die Wahrheit! Im Frühjahr is et gewesen — eine einsam Wandernde war 't! Dein Diener ist mit dir geritten—du, du machst mir nix vor!"

O weh, der Bursche, der hatte es verraten! Eine Welle von Angst überströmte d'Aubry und dann von Wut — wenn er noch einmal freikommen sollte, der Jean-Claude sollte es büßen, den schlug er tot! Er knirschte mit den Zähnen. Aber dann raffte er all den Hochmut zusammen, dessen er in seiner kläglichen Lage fähig war: „Der Bursche lügt! Parole d'honneur, ich gebe mein adliges Wort zum Pfande, mir ist nie ein Mädchen auf der Landstraße begegnet — habe nie eins gesehen, nie eins angesprochen, nie eins mit einem Finger berührt! Bin ein Edelmann, der armselige Schlucker erzählt nur Lügen. Verleumdung! Er will sich rächen. Ja, rächen," fuhr er hastig fort, als fiele ihm jetzt etwas ein, „ich habe ihn mit dem Stiefelabsatz getreten, er war dumm und faul, es tut mir leid, ich will es nicht wieder tun." Er sprach von Angst geschüttelt,

seine Worte überstürzten sich. Wenn es ihm nur gelang, den da zu überreden!

Aber der finstere Mann schüttelte langsam den Kopf: „Spar deine Red. Fahr nit mit Lügen vor unseren ewigen Richter. Du hast dem Mädchen Gewalt angetan, dafür tu ich dir wieder Gewalt an. Schweig!" brüllte er, als der andere noch etwas entgegnen wollte. Mach Buß und Reu, du mußt jetzt sterben."

Sterben — sterben?! Ein irrer Schrei stieg von den Lippen des Gefolterten. Er faßte den Sinn noch nicht recht: sterben, sterben? Das konnte ja gar nicht sein. Nein, sterben konnte er, wollte er nicht! Er versuchte seine gefesselten Hände auseinander zu reißen, sie bittend zu heben. Seine Augen, die stier aus den Höhlen drangen, krallten sich förmlich fest an dem unerbittlichen Gesicht, das über ihm war. Ein Gesicht ohne Gnade. Er wimmerte um sein Leben.

„Feiger Hund!" Hans Bast zog seine Pistole unterm Wams vor, lud, zielte und ließ den Arm dann wieder sinken. „Nein, bist viel zu schlecht für Pulver und Blei, beug deinen Nacken und bete! Bete!" schrie er erbost und stampfte mit beiden Füßen.

Der Gemarterte stammelte sinnloses Zeug. Er hatte in seinem Leben nicht gebetet, nun fand er im Tode auch kein Gebet. Er konnte nur Irres wimmern.

„Nit emal beten kannste!" Der Mörder sprach es verächtlich. Und dann zog er sein Messer, einen Nickfänger, den er im Hosensack trug. Er hob das Messer hoch mit kraftvollem Arm und stieß dann nieder mit Wucht in den zu Boden gebeugten Nacken.

Ohne Laut stürzte der Gerichtete vornüber und vergrub das Gesicht ins Farnkraut.

Hans Bast stand stumm. Da lag sein Opfer. Er betrachtete es. Dann zog er das blutige Messer heraus, hielt's in der Hand und sah, wie die roten Perlen abtropften, langsam, langsam.

XI

nten zu Kochem war große Aufregung. Der Marquis de la Ferrière war ins Städtchen geritten. Solch einen feinen Herrn hatten die alten Stadtmauern lange nicht gesehen, die jungen Mädchen noch viel weniger. Die rissen die Augen auf, kicherten und stießen sich mit Ellbogen. Die Mütter riefen vergebens und schalten und winkten aus den Haustüren, ein ganzer Schwarm junger Dinger rannte dem Reiter nach.

Wenn der sich auf dem tänzelnden Pferde umdrehte und lachend winkte, stand den Mädchen das Herz still vor holdem Schreck. Ja, so wie die Franzosen konnte es doch keiner, so galant konnte nie und nimmer ein Deutscher sein! Der Reiter ritt stracks vors Rathaus; neben dem war gleich die Schenke, das Gasthaus „Zum goldenen Esel".

Rot vor Überraschung kam der Maire herbei, den der fremde Herr rufen ließ aus dem Rathaus. Sie waren bei einer Sitzung gewesen, die wurde nun schleunigst abgebrochen, als der Marquis von Ferrière sich melden ließ.

Er reiste in besonderem Auftrag; in einer höchst wichtigen und geheimen Mission. Aber Kochem war ein so

bildsauberes Städtchen und lag so wunderschön am gleitenden Strom, und an dem Berg, darauf die Burg liegt, wuchs ein so köstlicher Wein, daß es ihn, den Marquis, doch gelüstet hatte, ein Stündchen hier zu verweilen. Hunger hatte er ohnedies, er würde jetzt gern etwas speisen. Der vornehme Herr brachte das alles recht drollig vor; er sprach so gut deutsch wie ein Landeskind. Das kam, er war in Deutschland geboren, und auch jetzt war er nicht als Feind hier, o gewiß nicht, er liebte die Mosel über alles! Der Marquis legte dabei die Hand aufs Herz. Und dann parlierte er auch auf französisch; aber sein Französisch verstanden sie nicht so gut.

Der Maire sah den ersten Beisitzer an und der den zweiten: ob man ihn aufforderte in den „Goldenen Esel"? Man müßte ihn doch wohl einladen, es wäre vielleicht ganz klug. Wer weiß, was der Stadt für Vorteile daraus erwuchsen. Man war arg geschröpft worden durch Kontributionen; und nun waren noch Grundsteuer, Personal- und Möbelsteuer, Tür- und Fenstersteuer, Aufwandsteuer, Patent- und Erbschaftssteuer, Stempelgebühren, Einregistrierungs- und vereinigte Gebühren, von denen man sonst nie etwas gewußt, aufgekommen unter der französischen Herrschaft. Ein Wort von solch einem Herrn beim Departementschef konnte vielleicht manche Erleichterung erwirken.

Mit echt französischer Grazie benahm sich der Herr Marquis. Er hatte etwas ungemein Gewinnendes in seinem Wesen und eine solche Leichtigkeit in den Formen bei aller großen Sicherheit des vornehmen Mannes.

Unter den Fenstern des Gasthofs zog sich ein steinerner Altan entlang, die Balustrade war dicht umrankt von Weinlaub und Rosen; hier hatte man den schönsten Blick auf die Mosel, hier ließ der Maire decken. Golden glänzte der Strom im Sonnenglanz, die Wellen flossen schwer und träge, als wären sie öliger Wein. Man ist bald berauscht in solcher Stunde.

Es wunderte den Marquis sehr, daß es noch solch guten Wein im Lande gab trotz der Notzeiten. Er trank, hintübergelehnt, mit verzückten Blicken, spitzte, weinkennerisch prüfend, die Lippen und ließ Glas auf Glas durch die Kehle rinnen. Sie tranken alle tüchtig, man ergriff gern die Gelegenheit.

Der Wirt trug auf, was seine Küche vermochte: Barben, die Moselfische, die ganz köstlich schmecken, wenn sie so frisch sind und reichlich mit Butter begossen. Zarten Rehrücken und Wildschweinskopf in pikanter Soße. Weiß der Himmel, wo der Wirt das alles so schnell herbeischaffte! In der Küche rannte er schwitzend, und es rannten die Wirtin und ein paar Mägde. Die Tochter vom Haus schnitt die schönsten Blumen in ihrem Garten und Blüten vom Granatenbaum vor der Tür. Sie gab dem Wildschweinskopf ein Lorbeerzweiglein in seinen Rüssel und kränzte ihn rundherum mit roten Rosen. In siedendes Schmalz tropfte die Wirtin rasch Muzenteig ein und aufgeblasene Ballen, Windbeutel genannt; emsig schlug die Magd süßen Rahm, um die Windbeutel damit zu füllen. Der Wirt kletterte selber auf seinen Pfirsichbaum, die schönsten Pfirsiche waren gerade recht, und auch Mirabellen, die nirgends so süß sind wie im Moselland, und safttropfende Reineclauden.

Schade, die Trauben waren noch nicht ganz reif und auch nicht die Walnüsse.

Sie tafelten lange. Der Marquis befühlte seinen Bauch; der wollte schier platzen. Er lachte lustig: so gut hatte er lange nicht gespeist, wenn er auch immer feines Essen gewohnt war.

Die Gastgeber wunderten sich: konnte der fressen! Aber sie freuten sich und boten immer noch an; je mehr der Marquis de la Ferrière bei ihnen aß und trank, desto besser kamen sie weg bei den Steuern.

Er versprach ihnen huldvoll, sein möglichstes zu tun, diese Gastfreundschaft würde er ihnen niemals vergessen. Sein Gesicht glühte rot vom Essen und vom Wein und von der Fröhlichkeit dieser Stunde. Er hob sein Glas und leerte es auf das Wohl der Stadt, an seiner Hand blitzte funkelnd dabei ein Ring mit Brillanten.

Auf dem freien Platz vor dem Gasthaus drängten sich die Kochemer, alte und junge, und die Schlepper und Schlepperinnen von den Moselkähnen, die Kärrner von der Ausspannung, Schulkinder und vor allem Müßiggänger und Bettelvolk. Neugierig gafften sie alle, wie die auf dem Altan schmausten. War der französ'sche Marquis mal ein schöner Herr! Seht nur, seht, die Masse Haar, braun wie Kastanien, mit goldigem Schimmer drauf! Und die zwei Reihen der blendenden Zähne, die er beim Lachen zeigt, vom vordersten Zahn bis zum letzten. Und wie leutselig er war! Jetzt trat er vorn an die Brüstung, lachte und nickte den Gaffenden zu. Blau wie der Himmel blitzten die Augen im kecken Gesicht.

Ein altes Weiblein im Rock der Bäuerin, in der weiten Jacke und der hohen Haube, stieß auf einmal einen zitterigen Schrei aus. Es drängte in die vorderste Reihe, stand jetzt dicht vor dem Altan und stierte dem Herrn wie verrückt ins Gesicht: „Hannes, mein Hannes!" Das erregte Aufsehen.

Was wollte das Weib, was schrie es denn so? Es stand mit vorgestreckten Händen, Zweifel, Angst und Verlangen im welken Gesicht.

Jesus Maria, sie erkannte ihn trotz der Verkleidung — es fiel alles ab —, die Mutter ließ sich nicht täuschen: das war ihr Sohn, der Sohn, den sie geboren, und den sie jetzt suchte von Ort zu Ort, dem sie nachwanderte vom Hunsrück hinunter zur Mosel, um deswillen sie sich als Bettlerin durchschlug, dessen Spur sie folgte wie der Hund dem Herrn. Sie schrie überlaut immer nur: „Hannes!"

Es war recht peinlich. Dem Marquis war die Szene auch nicht angenehm, er wandte sich ab.

Der Maire winkte: „Führt doch die Frau weg!" Was sollte hier der Spektakel? „Hannes, mein Hannes!" — dieses Geschrei, was sollte das heißen? Woher kam die Frau? Wer war sie?

Eine Kinderstimme ließ sich plötzlich vernehmen: „Dat is dem Bückler sein Mutter!" Und andere erklärten: „Die fragt überall nach ihrem Sohn, dem Hannes: Sie denkt: da den schönen Herr, den is et!"

Die Alte hob den Finger, sie wies auf den Mann in der glitzernden Uniform; schon wollte sie wieder laut rufen, da hielt ihr der Büttel den Mund zu.

Der Maire winkte Eile; nun wurde ſie in Gewahrſam gebracht. Was ſollte der hohe Herr von einer Stadtverwaltung denken, die irre Weiber frei herumlaufen ließ! Der Maire wandte ſich mit einer Verbeugung gegen den Gaſt: „Eine Geiſtesverwirrte. Entſchuldigen der Herr Marquis die unliebſame Störung. Rechnen der Herr Marquis uns den Vorfall nicht an!"

Der Marquis hatte ſich auf ſeinen Stuhl fallen laſſen und beſchattete das Geſicht mit der Hand, er ſchien ſehr ergriffen.

Welch mitleidiges Herz! Der Maire wurde weich. „Die Leute ſagen, es ſei die Mutter des Bückler — Exzellenz ſind vielleicht unterrichtet: Bückler, Johannes Bückler, der berüchtigte Räuberhauptmann, der auch unſere Gegend unſicher macht!"

Des Marquis Fauſt fiel ſchwer auf den Tiſch: „Halunke!"

„Sie mag den Verſtand verloren haben vor Schmerz über ihren ungeratenen Sohn und — was, was meinen der Herr Marquis? Sagten der Herr Marquis etwas?" Er beugte ſich näher zu dem Marquis.

Der murmelte etwas ganz leiſe, und eine tiefe Bläſſe überzog dabei ſein Geſicht: „Arme Mutter!"

Ach ja, eine arme Frau! Dieſer Galgenſtrick hatte ſchon viel Unglück gebracht. Nicht nur über ſeine Mutter; übers ganze Land. Aber man würde ihn ja nun endlich einfangen. Und dann würde man ihn hängen oder um einen Kopf kürzer machen.

„Das gebe Gott," ſagte der Marquis mit tiefem Atemholen. Nun ſchien es ihm wieder wohler zu ſein. Er lächelte. Aber nur ſein Mund lächelte. Er trat aber-

mals an die Brüſtung; mit einem ſeltſamen Blick ſich vorbeugend, ſah er dem Knäuel von Menſchen nach, der hinter dem Büttel, der die Frau fortführte, drängte.

Minuten ſtand er ſo, er pfiff durch die Zähne. Dann griff er in die Taſche; ſeine gefüllte Börſe — durch ihr Netzwerk ſchimmerten Goldſtücke — übergab er dem Maire: „Für das arme Weib. Ich bitte, für ſie zu ſorgen. Wenn ſie fragt, von wem das Geld iſt," — er hob abwehrend die Hand — „ich will nicht genannt ſein. Sorge Er gut!" Er drückte dem Maire die Hand. „Jetzt muß ich mich aber empfehlen. Höchſte Zeit für mich." Er ſah auf ſeine koſtbare Uhr. „Habt Dank für die Gaſtfreundſchaft — werd mich revanchieren!" Lachte und ließ ſich ſein Pferd vorführen.

Es ging alles ſehr raſch, die Herren kamen gar nicht mehr recht zur Beſinnung; überdies ſpukte der Wein ihnen weiblich im Kopf. Sie ſahen nicht klar mehr.

In einer Wolke von Staub flog der Marquis de la Ferrière von dannen.

XII

führte das Pferd

aria Nikolai wartete auf ihren Vater. Eine seltsame Unruhe war in ihr. In ihren Morgentraum hinein hatte sie Pferdegetrappel gehört, sie war aufgesprungen und hatte hinabgelugt: da ritten die zwei, und der Vater des vorderen am Zügel. Heller Frühschein fiel auf des Herrn Gesicht, sie sah es ganz deutlich. Da fuhr sie zurück in jähem Schrecken: nein, sie hatte sich doch nicht geirrt! Er war es!

Seither verließ die Unruhe sie nicht. Warum war der Vater noch nicht zu Haus? Nach dem Reiler Hals war es so weit doch nicht, daß er, der alle Abkürzungswege kannte, nicht jetzt hätte daheim sein können. Es ging schon gegen den Abend.

Ob sie die Tauben fliegen ließ, daß sie dem Martin kündeten: ich bin allein —?! So gern hätte sie seine Hand gehalten, in sein Gesicht gesehen, das so gut lächelte. Gern das mit ihm besprochen, was jetzt alle sprachen: ob die Herbstsonne so viel Dauer verhieß, daß man noch einmal heuen konnte, und ob die Kartoffeln sich lohnen würden in diesem Jahr? Es hätte ihr wohlgetan, ruhig-freundlich mit ihm zu bereden, was das

Leben des Landmanns bewegt. Ach, wie glücklich die, die von nichts wußten als von ihrem Acker, ihrer Wiese, ihrem Vieh und dem Mühlbach, der rauschend das Wasser über die Räder treibt! Sie sehnte sich nach dem Martin den ganzen einsamen Tag. Und doch hatte sie die Tauben nicht fliegen lassen aus ihrem Gitterkästchen am Herd, damit sie schwebten über der großen Tanne, in Kreisen ihre Flügel erprobten und dann davonsegelten, klein und kleiner wurden, sonnbeglänzte weiße Punkte im Äther, die über dem Wald dahinschwanden, hinabstrebten auf das Dach ihrer Heimat.

Ihre Hand hatte sich schon ausgestreckt, das Türchen des weidengeflochtenen Käfigs aufzutun, aber sie hatte sie wieder zurückgezogen. Ach, sie hatte den Mut nicht, ihn heute zu sehen, er würde sie fragen: „Was ist dir?" Und was sollte sie ihm antworten? Konnte sie ihm etwas sagen von der Unruhe, die ihr das Blut zu Kopf steigen ließ und ihr's dann wieder zurückjagte, daß sie kalt wurde? Durfte sie ihm etwas verraten von dem Argwohn, der sie peinigte? „Du hast geträumt", hatte der Vater gesprochen. Nein, nicht geträumt und nicht sich geirrt: er war's doch! Und wenn der Vater nun mit ihm zog auf einsamen Wegen? Ob der Vater es wirklich glaubte, daß sie den Fremden irrig für den angesehen hatte, der sie — o Jesus Maria, hätte sie doch an sich gehalten, geschwiegen und verschwiegen!

Nein, es war besser, sie sah den Martin heut nicht. Besser vielleicht, sie sah ihn gar nicht mehr, sie taugten doch nicht zueinander! Tränen traten ihr in die verfinsterten Augen, in traurigen Gedanken verloren stand sie auf der Schwelle.

Der Abend dunkelte ſtark. Sie erſchrak, ein Schritt kam ihr näher. „Wer iſt da?“ rief ſie beklommen.

Hans Baſts tiefe Stimme fragte: „Seit wann fürcht'ſt du dich dann?“

Sie lief ihm entgegen. Wie ein Kind faßte ſie des Vaters Hand. Ja, ſie hatte ſich gefürchtet. Vor was eigentlich, wußte ſie nicht. Doch daß ſie ſich gefürchtet hatte, das fühlte ſie an der Freude, endlich nicht mehr allein zu ſein. Aber ihres Vaters Hand war kalt.

„Ich bin müd,“ ſagte der Schmied, „bring die Supp!“ Er aß nur ein paar Löffel. Den Ellbogen aufgeſtützt und die Stirn in der Hand ſaß er finſter vor der Schüſſel.

Maria konnte ſeine Augen nicht ſehen. Was erblickten die? Sacht trat ſie zu ihm und legte ihre weiche Wange auf ſein buſchiges Haar.

Da fuhr er auf: „Wat willſte?“

„Nix“, ſtotterte ſie, erſchrocken über den Klang ſeiner Stimme. Und ſie erſchrak noch mehr über den Blick ſeiner Augen; der bohrte ſie durch und durch. Sie wagte nicht, ſich zu rühren.

„Wat ſtehſte, wat kuckſte? Brauchſt keine Angſt zu haben, d i r tu ich nix.“

Aber wem d e n n, wem d e n n? Dir tu ich nichts — aber anderen? Hatte er anderen etwas getan? Jenem, deſſen Pferd er am Zügel gepackt hielt mit ſeiner eiſernen Fauſt? Sie zitterte. „Was haſt du getan?“ ſtieß ſie plötzlich heraus; ſie konnte die Frage nicht länger zurückhalten.

Er lachte kurz auf, und dann ſah er ſie wild an in einem plötzlich lodernden Zorn, der ſein Geſicht zu einem

ganz anderen machte. Dies war der Schmied von Krinkhof nicht mehr. „Plärr nit!“ schrie er sie an. Und dann mit geballten Fäusten: „En End hab' ich gemacht mit dem Kerl, so wie der 't verdient hat. Lauf nach dem Reiler Hals und dann die Schlucht rechts abwärts, beim Bach liegt er. Unter den Farnkräutern und dem Reisig. Blut, Blut!“ Er spreizte die Finger der ausgestreckten Hände. „D i e s e s klebt mir nit an, et is nit zu Unrecht vergossen. Mädchen“ — er packte die Tochter bei beiden Schultern und rüttelte sie —, „freu dich, et is ihm vergolten!“

„Vater, Vater,“ wimmerte sie. Sie war in die Knie gesunken. Ihr angstentstelltes Gesicht drückte sie in seinen Kittel. Sie hätte sich von ihm losreißen mögen, ihn niemals mehr sehen, den anspeien, der ihr Vater war — der war ja ein Mörder —, und sie vermochte es doch nicht. Etwas zwang sie zu ihm. Sie konnte nur tiefgebeugt weinen.

Er ließ sie seufzen und schluchzen. Hoch aufgerichtet stand er über ihr, die Augen lagen ihm tief in den Höhlen, blicklos. Er brütete in sich hinein. Sein Mund war grausam. Endlich sah er auf die Tochter nieder, und es zog ein Schimmer von Mitleid über sein hartes Gesicht. Er legte die Hand auf ihr Haar; sie fühlte die schwer.

„Sollst mir Dank sagen,“ murmelte er, „hab et für dich getan.“

„Für mich“, murmelte sie nach, scheu und entsetzt.

„Und et reut mich nit. D a s kann ich vertreten.“ Er verschränkte die Arme.

Das Entsetzen würgte sie schier: was konnte sie tun, um die Tat zu sühnen? „Ich will hingehen und ihn begraben," wimmerte sie, „dat die Füchs ihn nit fressen. Gib mir Geld" — sie hielt beide Hände hin —, „ich will Messen lesen lassen für seine Seel!"

„Bist wie deine Mutter", sagte er. „Die hat sich auch an so wat gehalten. Laß Messen lesen — meinswegen, ich hab' nix dergegen."

Es wollte sie bedünken, seine Stimme wäre weicher als sonst. Aber sie hörte nicht alles, was noch in der Stimme war. In ihren Ohren war ein ständiges Sausen, und durch dies Sausen, weit, weit, hörte sie einen Todesschrei. Sie sah auch nicht klar, ihre Augen waren von Tränen umflort.

Er zog sie auf, drückte sie nieder auf die Bank und setzte sich neben sie. Lange sprach er auf sie ein.

Worüber er nie sprach, davon sprach Hans Bast heute. Sie hörte zu wie in tiefer Betäubung. Er sprach von seiner Jugend. Eines Grobschmieds Sohn im Moseldörfchen. Ein Haufen Kinder, Bettelbrut, die vor Hunger dem Bauern Kartoffeln aus dem Acker stiehlt und Pferderüben.

Wo seine Geschwister hingekommen, wußte er nicht. Weggeschwemmt waren sie vom Strom unruhiger Zeiten. Des Nachbars Tochter, Lieschen, später Buzliese genannt, war seine erste Liebe. Weiter sagte er nichts von ihr — was ging dieser Lebenslauf seine Tochter an? Noch jung ging er auf die Wanderschaft. Aber es war leidig, als Handwerksbursche zu rennen, sich von Meistern traktieren zu lassen mit dünnen

Wasserſuppen und dicken Prügeln. Er wurde groß und ſtark, wenn er wo einzog, gefiel er den Weibern. Und den Werbern auch, die überall ſchnüffelten. Er ließ ſich anwerben. Halb aus Verdruß am Handwerk war es geſchehen, halb aus Eitelkeit und auch im Rauſch. Sie hatten den ſchönen großen Kerl betrunken gemacht. In Kurtrier zog vor 30 Jahren Clemens Wenzeslaus ein, wenig ſpäter und ſeine Garde daſelbſt hatte den größten Flügelmann der ganzen kurtrierſchen Lande. Wenn der zur Parade aufzog auf dem freien Platz vor dem Palaſt, dann ſtanden alle Mädchen an den Schranken herum, und ſelbſt die Weiber aus Stein überm Portal des Schloſſes ſchienen dann wie aus Fleiſch und Blut.

„Es war mir zu Kopf geſtiegen", ſagte der Alternde, jetzt noch in der Erinnerung geſchmeichelt, und ſtrich ſich den wallenden Bart. „Ich war ſtolz wie kein anderer ſtolz war. Ich hab' geglaubt, die ganze Welt kuckt nach mir. Und ſie kuckte auch. Der Hauptmann war ältlich, er hatte eine junge Frau, und die kuckte auch nach mir. Ein Kerl wie ich, und ein Müßiggänger, ein Paradeſoldat — wat glaubſte wohl, ich hab' mich nit lang beſonnen. Aber als der Alte einmal dazukam, da hat ſie mich elend verleugnet. Die verfluchte Kanaille!" Hans Baſt ſprang auf von der Bank. Als ſei es erſt geſtern geſchehen, ſo friſch war es ihm noch in der Erinnerung. „Der Hauptmann hat mir Unrecht getan. er hat ihr, nur ihr geglaubt — er tat wenigſtens ſo. Überfallen, ſo ſagte ſie, hätt ich ſie. Mir half keine Widerred, ich war ja nur ein Gemeiner. Zuſammen hätt man uns ſtäupen ſollen, uns alle zwei, wenn es gegangen

wär' nach Recht und Gerechtigkeit. Sie aber saß am Fenster des Pallas, fein angetan, und sah zu, wie ich Spießruten lief. Und sie rissen mir die Montur vom Leib — mir! Der Hauptmann ließ mich peitschen. Mich! Mich!" Hans Bast stieß sich die Faust gegen die Brust. „Ins Kaschott wurd ich geworfen, in ein finsteres Loch, da saß ich sechs Wochen bei Wasser und verschimmeltem Brot. Daß mich die Läus nit gefressen haben und die elende Langweil, daran war nur mein Haß schuld. Haß — Haß, den hab ich seitdem." Er zischte zwischen den Zähnen: „Ich haß'!"

Die Tochter sagte nichts. Es war etwas in ihr, das verstand ihn, und anderes, das sie zurückstieß von ihm. Brauchte er darum gestohlenes Gut zu verschärfen, der Genosse von Dieben und Straßenräubern zu sein? Sie hielt sich die Hände vors Gesicht.

Als erriete er ihre Gedanken, so sagte er: „Ein Schritt vom Weg, man find't nie mehr zurück." Dann aber klang's böse: „Ich pfeif auf das, was sie Recht nennen — Recht und Gesetz. All das haben sich die zurechtgemacht, die zu brechen und zu beißen haben, und die vornehm sind, die nit ins Elend gehen mußten wie wir, ich und das Mädchen, das mit mir ging. Mit Fingern haben sie auf mich gezeigt, hinter mir hergepfiffen. Ich hör es noch!" Er schwieg.

Atemlos saß Maria, sie wagte es nicht, den Vater anzurühren oder etwas zu ihm zu sagen.

„Sitz hier oben," sprach er ganz in sich hinein, wie zu sich selber, „laß den Wind um dich sausen, werd platschnaß von Regen und Schnee, duck unter in en Loch wie der Maulwurf, krieg die Wut auf Gott und

die Menſchen, und dann ſag ‚nein‘, wenn einer kommt und will Geſtohlenes verbergen oder will ſich ſelber verbergen. Ha,“ — er flammte auf in Triumph — „bei mir is noch keiner aufgeſpürt worden. Niemand, und nix!“ Er lachte mißtönend: „Und wenn ſie kämen: en Ehrenmann bin ich, der Schmied von Krinkhof!“ Unwillkürlich war Marias Blick zum Schrank geglitten. Der Vater fing den Blick auf, und ſein Lachen wurde noch wilder. Mit ein paar Schritten war er bei der Tür, die vom ſteinernen Flur ins Freie führte, und ſchrie in die Nacht hinaus, daß das Echo am Wald aufwachte und nachhallte: „Hier bin ich, Hans Baſt Nikolai von Krinkhof!“ Er lachte in höhniſchem Trotz.

Der Höhenwind der Nacht riß ihm das Lachen von den Lippen — rauhe, unerklärliche Laute, die einſam Wandernde ſchrecken konnten.

— — — — — — — — — — — — — — — —

Einen Spaten hatte ſich Maria Nikolai mitgenommen, und nun wanderte ſie durch den Kondel. Sie lief. Es war hohe Zeit, geſtern und vorgeſtern hatte ſie ſich nicht auf den Weg machen können, weil ſie wie gelähmt war an Händen und Füßen. Ob die Tiere des Waldes ſich auch noch nicht vergriffen hatten am Leichnam? Ob der auch, ohne Erde auf ſeinem Haupt, ſich nicht verwandelt hatte in den ſchwarzen Raben, der auf dem Dach ihrer Hütte ſaß und ohne Unterlaß krächzte. Es ſchauderte ſie. Sie trug den Spaten wie ein Gewehr über der Schulter, ihre Hand hielt den hölzernen Stiel feſt umklammert, das war ihr eine Beruhigung. Sie wollte graben, graben — ihr Schweiß rann — graben, graben — laß rinnen Schweiß und Tränen — ſie würde

den Toten betten, so tief, daß kein Tier ihn ausscharren konnte. Farnkraut und Blumen auf ihn herabstreuen und alle Gebete, die sie kannte, Gebete für die Ruh' der sündigen Seele.

Der Vater hatte ihr genau beschreiben müssen, wo sie den Toten fand. Hans Bast hatte nichts dawider, daß die Tochter ging; er schärfte ihr nur ein, sich nicht sehen zu lassen.

Sorgfältig sah sie sich um, spähte behutsam nach rechts und nach links. Im tiefen Wald war ihr niemand begegnet, nur ein Reh hatte sie angeäugt und war neben ihr hergezogen im Dickicht. Aber jetzt auf dem Reiler Hals ging sie blank in der Sonne. Sie drückte sich auf dem Felspfad immer dicht an die Wand, entlang der säumenden Büsche. Ihr Herz klopfte, aber nicht aus Furcht vor dem, dem sie entgegenging, es klopfte ängstlich vor dem Menschen, der ihr begegnen könnte und sie anhalten: „Mädchen, wohin?"

Weit hinter ihr lag die Marienburg. Gott sei Dank, von der Mauer des Weinbergs konnte sie niemand mehr erblicken! Und unten von Reil? Sie sah den Rauch kerzengerade aus den kleinen Schornsteinen steigen — unten kochten sie Mittag, jetzt kamen keine herauf. Nur in der Dämmerung vielleicht kecke Liebespaare, die sich nicht scheuten, die Reiler-Hals-Kapelle aufzusuchen, weil hier nicht Störung zu befürchten war.

Ruhig lag das winzige Gotteshäuschen, ganz freundlich im Sonnenschein. Es hat nichts Grausiges in seinem Schweigen für das Mädchen. Maria trat ein. Hinterm Altar, lose zusammengetragen eine Streu; an die ge-

tünchte Wand waren mit Rötel ſteile Buchſtaben geſchmiert wie von Kinderhand. Ein großes Herz war darum gezeichnet.

Sie achtete der Frechheit nicht. Die Seele ganz erfüllt von dem, was ſie ſich vorgeſetzt hatte als Sühne, kniete ſie auf dem kleinen Betbänkchen nieder. Sie faltete die Hände um ihren Spatenſtiel. Sie fing an zu beten, aber ſie kam nicht recht vorwärts mit ihrem Gebet; nur ihre Lippen bewegten ſich, ihre Gedanken waren anders beſchäftigt. Wenn nun jemand den Leichnam ſchon gefunden hätte?! Der Platz am Bach war ſehr heimlich, aber Kinder von Reil und Höllental, die auf Brombeeren ausgingen, kamen auch dahin. Heilige Mutter Gottes, nur das nicht! Sie könnte ihn ja dann nicht mehr begraben. Gnade, Erbarmen, Vergebung! Sie hob flehend ihre Hände mit dem Spaten empor —

ach, ſchwerer wie den, fühlte ſie die Laſt einer großen Sünde auf ihrer Seele. Und ihr war plötzlich, als ſei der Tote nicht tot, ſondern ſei aufgeſtanden von ſeinem Platz am Bach und ginge nun umher, um ſie zu ſchrecken zeitlebens. Und ausſchreien würde er's, daß es Hans Baſt von Krinkhof war, der ihn umgebracht. Sie würden den Vater ergreifen. Wo war der zweite Reiter geblieben, der Diener, der bei ſeinem Herrn war? Hatte der Vater den auch totgeſchlagen? Ein jäher Schreck überfiel ſie plötzlich, ſie ſprang vom Bänkchen auf — nein, ſie konnte nicht beten!

Kein Vogelrufen, kein Käferſummen, kein Grillenzirpen. Vorwärts, hinunter in die Schlucht zum Bach, ins Geſtrüpp! Hinein zwiſchen die blutbefleckten Farnen — halt! Sie hörte plötzlich Stimmen. Rief der Tote ſchon, ſchrie er vernehmlich: „Hier bin ich!"? — Wirr ſah ſie umher.

Sie lauſchte für einen Augenblick, hielt an im Abwärtsklettern: horch, franzöſiſche Worte! Sie verſtand die Bedeutung nicht, aber daß es franzöſiſch war, das erkannte ſie. Sie blieb ſtehen, den Kopf vorgeſtreckt, die Augen weit aufgeriſſen; an einer Brombeerranke hielt ſie ſich, die Dornen drangen ihr tief in die Finger, ſie merkte den Schmerz nicht. Sie beugte ſich über: nun ſah ſie.

Franzöſiſche Uniformen, Soldaten und Polizei. Sie kam ſchon zu ſpät. Mit Mühe unterdrückte ſie einen Schrei. Blindlings raſte ſie davon quer durchs Geſtrüpp des Felſenabhangs. Hinunter in die Schlucht konnte ſie nicht, hinauf zum Weg getraute ſie ſich nicht wieder. Sie rutſchte, ſie ſtrauchelte, raffte ſich auf, ſtürzte weiter,

kletterte, fiel wieder, kroch auf Händen und Füßen. Der Felsboden war glatt, von Tannennadeln beſtreut; Dornen ſtachen ihr ins Geſicht, wilde Ranken verfingen ſich ihr in Kleidern und Haaren. Sie riß ſich los: ſchnell zum Vater, ihn warnen! Der Tote war aufgeſtanden, er ſchrie ſchon ganz laut.

Sie hörte das Schreien immerfort.

XIII

römiſche Stadttor

Friedrich Adami hatte mit ſeinen Sekundanten vergebens auf den Kapitän d'Aubry gewartet. Immer wieder traten die Herren hinter der deckenden Kirchhofsmauer vor und ſpähten die Straße entlang, die gerade ins alte römiſche Stadttor hineinlief. Kein Reiter; weder Wagen noch Fußgänger, ganz leer die Straße von St. Paulin. Nach einer Stunde ungeduldigen Wartens kehrten ſie in die Stadt zurück. Was war mit d'Aubry? Sollte er ſich etwa drücken wollen? Nein, das tat kein Offizier!

Man eilte in die Kaſerne, in d'Aubrys Wohnung im Kloſter der Minoriten. Die Stube war leer. Und nun wußte auch eine Ordonnanz zu berichten: geſtern nachmittag war der Kapitän ausgeritten mit ſeinem Burſchen, mitten im größten Unwetter. Sie waren beide noch nicht zurück. Ein Unfall könnte möglich ſein. Der Vorgeſetzte d'Aubrys, der Oberſt Dupuis, bei dem ſich Adami melden ließ, war zurückhaltend und vorſichtig, er machte Redensarten. Dann aber gewann ſein Ehrgefühl die Oberhand; bleich vor Zorn und verletztem Stolz, mußte er dem Deutſchen recht geben, der ſich

jetzt heftig und voller Mißtrauen gegen den, wie es ihm schien, Entflohenen aussprach.

Noch waren nicht zwei weitere Stunden vergangen, als trotz aller Versuche, das Stillschweigen zu wahren, ganz Trier es wußte: der französische Hauptmann d'Aubry, den man als Mädchenjäger kannte und als unerträglich brutal, hatte sich vom Duell gedrückt. Er war flüchtig geworden und hatte — die Regimentskasse mitgenommen.

Die Verfolgung setzte sofort ein. Oberst Dupuis ließ nicht mit sich spaßen. Die Sache war im höchsten Grade fatal: so etwas durfte in der französischen Armee niemals vorkommen, insonderheit nicht in dem besetzten Gebiet, dessen verlodderter Wirtschaft die Kultur der französischen Nation und die Segnungen der republikanischen Staatsverfassung vor Augen zu führen waren. Zudem verstand der französische Offizier die Erregung des beleidigten Deutschen vollkommen.

„Monsieur, s'il vous plaît — wenn Ihnen daran liegt, ich stelle Ihnen anheim, mein Streifkommando zu begleiten. Wenn meine Soldaten nicht reüssieren sollten, wird Ihre bewährte Tatkraft und Ihr einsichtsvoller Rat von großem Wert sein."

Aber es widerstrebte Adami, diesen Hasen als Jäger zu jagen. „Ich danke für die Ehre. Ich gehe aber sofort nach Lutzerath zurück. Vielleicht, daß ich Ihnen von dort aus in meinem Amt von Nutzen sein kann."

„Es wird mir eine Ehre sein, Monsieur le juge de paix!" sagte der Franzose höflich. Sie verneigten sich abschiednehmend voreinander. — —

Am vierten Tage, spät abends, müde und durchgerüttelt, kehrte Adami in sein einsames Haus zurück. Mit einem hoffnungsvollen Herzen, mit Wünschen, die, je näher er Trier kam, desto lebendiger sich regten, war er ausgefahren, und wie war es ihm jetzt? Traurig. Wenn er an das Mädchen dachte, dessen Jugend, Schönheit und Heiterkeit wie ein Licht an seinem Wege geleuchtet hatten, gruben sich die Falten auf seiner Stirn immer tiefer ein. Er hatte Falten — wer hätte die jetzt nicht? Die Heimat in fremden Händen, mit fremden aufgezwungenen Verordnungen — wie hatten sie ihm in Trier geklagt! Und das schlimmste: man war selber mit der Heimat nicht einverstanden, das Stolzsein auf sie hatte längst aufgehört. Die einen lässig und gleichgültig, die anderen kriechend und mantelträgerisch, die dritten in den Tag hineinlebend, die vierten unter fremder Herrschaft auch die Herrschaft über sich selber verlierend. Susanne, die arme Susanne, war nur ein Mensch gewesen wie viele jetzt.

Adami seufzte; er konnte ihr nicht zürnen. Hätte er's nur gekonnt, ihm wäre leichter geworden. Er empfand unsägliches Mitleid mit ihr; obgleich er selber Katholik war, fühlte er's doch wie Grauen: dies junge lebensvolle Geschöpf ins Kloster?! Man würde ihr die langen schwarzen Haare abschneiden, die wie Seide über ihren Rücken fielen, ihren schönen Busen, ihre weißen Arme in das Gewand stecken, dessen Falten alles verhüllten. Es wurde ihm kalt, wenn er sich's ausdachte. Aber das schwerste: wie würden ihre Sinne, die so nach der Lust des Lebens verlangten, die Einöde des Klosters ertragen? Krankenpflege und Kindererziehung wurden

nicht geübt im Kloſter Sancta virgo immaculata; einzig und allein aus Gebet und Bußübungen beſtanden die Ordensregeln. Armes Mädchen!

Er hatte nicht den Verſuch gemacht, Suſanne zu ſprechen. Er wollte ihr dies peinvolle Wiederſehen erſparen. Vielleicht wäre es doch beſſer geweſen, dann hätte er ſie angefleht, beſchworen: „Geh nicht ins Kloſter!“ — aber was konnte er ihr zum Erſatz dafür bieten? Welche andere Zuflucht? Er wußte keine. Sein Herz lag wie tot in der Bruſt, ſeine Liebe war erſchlagen. Das ſchöne Suschen hatte oftmals im Scherz geſagt und den Mund dabei ſchmollend verzogen: „Der Herr Aſſeſſor lieben die ekligen Akten und die ganze eklige Juſtiz viel mehr als mich“ — ach, dieſe einzige Ablenkung vom Weg der Pflicht war nun vorüber! An Suschen blieb ein wehmütiges Erinnern, in wachen Nächten eine leis nagende Sehnſucht; aber den Tagen gehörte der ganze Einſatz an Kraft und der Ehrgeiz, die Zähigkeit, alle Gedanken des durch keine zärtliche Schwäche abgelenkten Mannes.

Des Friedensrichters Geſicht war unbewegt, als er vom Wagen ſtieg. Die alte Lies kam herbeigeſtürzt, ſie fragte gleich dringlich nach der Demoiſelle Braut und wann die Hochzeit ſei.

„Die findet nicht ſtatt.“ Sie ſtarrte ihn an. „Die Demoiſelle hat ſich anders beſonnen, ſie geht ins Kloſter.“ Er ſagte es ganz gelaſſen, er brachte es faſt zu einem Lächeln, als er das dumm verdutzte Geſicht ſeiner Alten ſah.

Kloſter, ins Kloſter! Das beruhigte endlich ihr frommes Gemüt. Und dann berichtete ſie: der Schmied von

Krinkhof war heute nachmittag dageweſen, er hatte dringend den Herrn Friedensrichter ſprechen wollen. Morgen früh würde er wiederkommen.

Gewiß hatte der ihm etwas zu berichten über die Bande des Bückler! Wo der Friedensrichter auch unterwegs angehalten hatte, wo ſie Vorſpann genommen oder die Pferde gewechſelt, vielleicht nur einen Trunk im Stehen heruntergegoſſen hatten, überall war von dem Bückler die Rede geweſen. Die Leute erzählten und lachten, es war beinahe ſo, als ob die Schurkenſtreiche ſie gar nicht mehr ſchreckten. Sie machten ſchier Heldentaten daraus, Märchen, an denen alt und jung ſich ergötzte.

Oh, der Johannes Durchdenwald war gar nicht ſo ſchlimm, der konnte auch großmütig ſein. Einem Mädchen, das zu arm war, um ſeinen Schatz, den Sohn eines Bauern zu freien, hatte er die ganze Ausſteuer geſchenkt — und was für eine! Einen Baron, der ſeine Diener mit Prügel traktierte und ſeinem Weib zwei Frauenzimmer auf den Hals ſetzte, fing er beim Spaziergang im Parke ab, zog ihm die Hoſen herunter, band ihn an einen Baum und prügelte ſo lange auf ihn los, als er prügeln konnte. Einer weinenden Bauersfrau, die auf dem Weg zum Jahrmarkt war, wo ſie eine Kuh kaufen wollte, weil die ihre gefallen, gab er zehn Krontaler für die beſte Kuh. Sie ſollte ſich nur vom Viehhändler die Quittung ausſtellen laſſen und ihm die dann bringen. Am Abend lauert aber der Bückler dem reichen Viehhändler auf, zeigt ihm die Quittung und bittet ſich höflich die zehn Krontaler wieder aus und noch zehn

dazu. Und der zahlte, heilfroh, noch so billig davongekommen zu sein.

Ein richtiger Volksheld! Adami gestand sich's: es würde schwer sein, dem beizukommen. Aber es sollte das Werk seiner Tage sein, die Aufgabe seines Lebens. Nicht Ruhe noch Rast wollte er sich gönnen; wo nur eine Spur zu entdecken war, würde er sie aufnehmen und verfolgen. Er war allein, er besaß nichts anderes, was ihn erfüllte; so sollten denn seine Körper- und Geisteskraft, seine Energie, seine Beharrlichkeit, sein ganzes Wollen an diese Aufgabe gesetzt sein. Es mußte ihm gelingen, einen Menschen, der so klein war der Allgemeinheit gegenüber und doch wie ein großes Ungeheuer schädlich am Mark des Landes zehrte, zu vernichten. Oh, es war weit gekommen mit den Leuten, sie wußten nicht mehr, was gut und böse war! Die Bauern leisteten dem Bückler Vorschub, die Damen erzählten sich pikante Anekdoten von ihm. Wenn er ihn nur schon in Sichtweite hätte, diesen Straßenräuber, diesen Volksverderber!

Vielleicht, daß der Krinkhofer ihm auf eine Spur half. Auch der war ein Halunke! Adami traute dem Schmied nicht, er hatte das unklare Gefühl: der spielte ein doppeltes Spiel, das Gesicht des ehrsamen Mannes war nicht sein eigentliches Gesicht. In dem Richter regte sich ein Widerwille, aber was half's, er mußte seine persönlichen Antipathien und Sympathien beiseitelassen.—

Adami war müde, er schlief auch bald ein, aber er hatte unruhige Träume. Flüchtig glitt Susannes Gestalt durch diese Träume, doch der Strauchdieb verdrängte sie. Die Geschichten, die er am Tage erzählen gehört, wurden im Traum Wirklichkeit. Mitten in der Nacht fuhr der

Mann auf, ging wie ein Nachtwandler an ſeinen Büchſenſchrank und ertappte ſich dann ſelber dabei, wie er im bloßen Hemd, im hellen Mondſchein, auf der Diele ſtand, ſeine gute Büchſe in der Hand hielt und ſie ſpannte. —

Früh am Morgen fand ſich Hans Baſt von Krinkhof ein; mit Sonnenaufgang mußte er ſich auf den Weg gemacht haben. In ſorgfältigem Anzug, den blauen Kittel ſo rein, als ſei der eben gewaſchen, Haar und Bart glänzend gekämmt, ſtand er vorm Schreibtiſch des Friedensrichters. Bieder ſtreckte er ſeine Rechte hin.

Adami überſah es. „Nun, was hat Er mir zu ſagen?"

Der Krinkhofer räuſperte ſich. Dann ſah er ſich um, wie um ſich zu vergewiſſern, ob ſie auch allein ſeien.

„Es hört uns niemand."

„Bürger Friedensrichter, et is en heikle Sach — wollt Ihr mir verſprechen, auf Euer Ehrenwort, mich nit zu verraten?"

„Ich verrate nicht!" Adami ſagte es mit Betonung. Und um dann durch ſeine Anzüglichkeit den anderen nicht zu verdrießen, ſetzte er haſtiger hinzu, als es ſonſt ſeine Art war: „Mein Wort, als Mann und als Beamter, ich verrate Ihn nicht."

Prüfend, wie einander meſſend und einſchätzend, ſahen ſich die zwei in die Augen. Die grauen Augen des Richters blickten klug und kühl, die ſchwarzen des anderen hatten einen heimlichen Glanz. Um einen Schritt trat Hans Baſt näher: „Wat gebt Ihr mir, wenn ich Euch ſag, wat mit dem Mann geſchehen is, der von Trier in geheimem Auftrag geritten gekommen is? Heut vor vier Tagen. Und den die franzöſiſche Streifkolonn

geſtern gefunden hat unterm Reiler Hals in der Schlucht am Bach, als Leichnam!"

„Ermordet?!" Adami fuhr auf.

„Ihr wißt von nix — ich weiß viel. Alles." Der große Mann reckte ſich höher. „Sichert Ihr mir Strafloſigkeit zu, Friedensrichter, wenn ich Euch mehr erzähl?"

„Ihr war't dabei?!"

„Ich war dabei. Der Herr in der franzöſiſchen Uniform, er nannte ſich Marquis von Ferrière, hat bei mir angehalten oben in Krinkhof. Hat ſein Peerd neu beſchlagen laſſen — zu ſchnell geritten — das lahmte. Hat dann einen Führer verlangt an die Moſel — ich hab ihn geführt."

„Ihr ſeid ein Schurke, Ihr habt ihn ausgeliefert! Ihr habt ihn der Bande verraten!"

„Gemach, Herr, ſo war dat nich. Wir wurden überfallen, auf dem Zwangsweg am Reiler Hals. Er wurd ausgeraubt." —

„Und totgeſchlagen!"

Hans Baſt zuckte die Achſeln. „Dat weiß ich nit. Kann aber ſein. Ich bin geflohen."

„Er hätte das ſofort zu melden gehabt in Reil, in Alf!"

„Wat ſoll dat in Reil nutzen! Und wat ſoll Alf machen?!" Der Schmied lächelte. „Arme Dörfer, die ſelbſt bang ſind. Die können mich auch nit ſchützen, wenn die Bande vom Bückler mir mit Rache droht. Aber die Franzoſen haben ihn ja gefunden, eweil fällt die Entdeckung nit auf mich."

Ob es wirklich der flüchtige d'Aubry war, den man dort gefunden hatte? „Wie ſah der Mann aus? Offi-

zier, noch jung, ſchwarz, ſchlank, Fliege am Kinn?" Adami fragte es in ſeltſamer Erregung.

Der andere nickte. „Stimmt. In franzöſiſcher Uniform. Und en frech Geſicht. En Burſch hatt er noch bei ſich, der fiel vor Schreck vom Peerd wie en Klotz."

„Wo is der geblieben?"

„Weiß nit. Wat geht mich die ganze Geſchicht im Grund an? Ich wollt dem Bürger Friedensrichter nur mein Wort halten, und dat der weiß, ich bin unſchuldig, wenn mich einer vielleicht den Franzos hat führen ſehen. Ich war dabei und war doch nit dabei — der Herr weiß et jetzt."

Adami grübelte: war es möglich, daß der Kapitän d'Aubry und dieſer Marquis von Ferrière ein und dieſelbe Perſon waren? Es konnte ſein, die Beſchreibung des Äußeren ſtimmte. Er hatte den franzöſiſchen Hauptmann zwar nur ein einziges Mal geſehen, aber deſſen Geſicht, ein rechtes Abenteurergeſicht, hatte ſich ihm ſcharf eingeprägt. Wenn er es denn wirklich war, der auf dem Reiler Hals dies ſchreckliche Ende gefunden, ſo hatte ihn die Strafe bald erreicht. Die Worte, die er kürzlich bei einem Dichter geleſen: „Denn alle Schuld rächt ſich auf Erden", kamen ihm ins Gedächtnis; ſie erfüllten ihn jetzt mit einem geheimen Schauer. Der Verführer war tot, es hatte ſeiner Hand nicht bedurft, den Schurken hinter der Kirchhofsmauer niederzuſtrecken. Aber Suſanne, was hatte Suſanne von dieſer Gerechtigkeit des Himmels? Seine Gedanken flogen noch einmal zu ihr hin. Und dann klammerten ſie ſich plötzlich an etwas anderes: der Burſche, der vor

lauter Schrecken vom Pferd gefallen war wie ein Klotz — wo war dieſer Burſche geblieben? War e r am Ende der Mörder ſeines Offiziers? Es war kaum anzunehmen, aber war jetzt nicht alles möglich? Oder ob auch er das Opfer der Räuber geworden war? Ein Mitwiſſer, ein Zeuge des Geſchehenen war gefährlich. Man mußte ſuchen, den Burſchen aufzufinden, lebendig oder als Leichnam. Über ihn war der franzöſiſchen Behörde Meldung zu machen.

Der Richter war ſo verſunken in ſeine Gedanken, daß er ganz vergeſſen hatte, daß der Schmied aus Krinkhof noch immer daſtand. Hans Baſt ſtrich ſich den langen ſchwarzen Bart, in dem erſt weniges Silber glänzte. Er ſchwieg auch. Endlich unterbrach er die Stille und ſagte ganz beiläufig: „Der Marquis von Ferrière is auch zu Kochem geweſen, da war er aber nit eſo ſchwarz, da hat er blaue Augen gehabt. Sie machen eweil da en groß Geſchrei.“ Er lachte in ſich hinein. Und dann noch immer mit Lachen, es war ein ſeltſames Lachen: „Eweil kann ich wohl gehn?“

„Er kann gehen. Merci.“ Nun half es Adami nichts, er mußte die ihm wiederum hingehaltene Hand ergreifen und ſchütteln: der Mann war zu wichtig, ein Kronzeuge ohne Zweifel. Des Richters Geſicht war bleich, er preßte die Lippen aufeinander, daß ſie ſchmal wurden.

„Ich ſehe drei“, ſagte der aus Krinkhof, ſchon im Fortgehen, und dämpfte die Stimme, daß es klang wie ein Raunen. „Der eine reitet aus Trier, is Kapitän und nennt ſich Marquis — der zweite ſitzt zu Kochem, kein Marquis und doch als Marquis, und ſäuft da den beſten Wein — der dritte liegt tot am Reiler Hals, is nit

Marquis und auch nit Kapitän!" Damit ging er raſch aus der Tür und ließ den anderen betroffen zurück.

Welch merkwürdiger Menſch! Klug, mit einer Sprechweiſe über ſeinen Stand, aber unheimlich. Was wollte der mit ſeinem: nit Marquis und auch nit Kapitän —? Adami hätte den Mann faſt noch einmal zurückgerufen, aber als er aus dem Fenſter blickte, war der bereits zu weit. Schon verſchwand die hohe Geſtalt in der Senkung der raſch ſich abwärts neigenden Straße.

Es war eine Begebenheit, die viel Aufſehen erregte, ſelbſt in einer an abenteuerlichen Begebenheiten ſo überreichen Zeit: der Kapitän d'Aubry von der Beſatzungsarmee zu Trier, der die Bruſt voller Orden hatte, die er ſich in der Champagne, unter Cuſtine in der Pfalz, unter Dumouriez in den Niederlanden erworben haben wollte, war ermordet worden im Moſelgebiet. Und mit ihm war der Diener verſchwunden, der ihn begleitet hatte. Der Burſche Jean-Claude, der den beſten Leumund hatte, war aber nicht aufzufinden; alle Nachforſchungen blieben ergebnislos. Der lag wohl irgendwo im Wald verſcharrt, oder ſie hatten ſeinen Leib in die Moſel geworfen, und die Strömung hatte ihn fortgeführt. Mit Heftigkeit verlangte das franzöſiſche Tribunal Entdeckung und Beſtrafung der Schuldigen. Dem armen Reil, in deſſen Bannkreis der Mord geſchehen war, wurde eine Kontribution auferlegt, die es nicht zahlen konnte. Aber trotz aller anſcheinenden Heftigkeit betrieb man die Sache doch lau; die franzöſiſche Militärbehörde hatte ein Intereſſe daran, baldiges Stillſchweigen über dieſe Angelegenheit zu breiten. Man kam ſich ja unſag-

bar blamiert vor: auf dem Rücken des Toten hatte ſich ein Zeichen gefunden, eingebrannt: — Gal. — das untrügliche Erkennungszeichen der Galeerenſträflinge. Und Narben von Peitſchenhieben. So einer hatte ſich ins franzöſiſche Heer eingeſchlichen mit falſchen Papieren — weiß Gott, durch welche Verbrechen er ſich die angeeignet —, hatte einen gewiſſen Rang bekleidet, ſollte ſogar demnächſt weiter aufrücken! An oberſter Stelle war man höchſt ungehalten: wurde die Kontrolle ſo läſſig betrieben in einer Elitearmee? Oberſt Dupuis bekam einen unangenehmen Verweis; ſelbſt daß es ſeiner Tüchtigkeit ſo bald gelungen war, den vermißten d'Aubry aufzufinden, wendete die Ungnade nicht von ihm.

Mit geheimer Schadenfreude beſpöttelte es Trier, daß der Franzoſe vor der deutſchen Piſtole geflohen war. Daß der zudem die Regimentskaſſe mitgenommen hatte, erhöhte dieſe Freude noch. Um dieſen Halunken war es wahrlich nicht ſchade, daß er ermordet worden war in der entlegenen Wildnis des Reiler Hals. Aber wer war der Täter? „Ermordet von unbekannter Hand", ſtand im Polizeibericht. War die Hand wirklich ſo unbekannt? Jeder glaubte ſie zu kennen: Bückler, Bückler! Aber es waren viele Sympathien bei ihm. Und hatte er nicht einen köſtlichen Humor entwickelt bei ſeinem Beſuche in Kochem? Kein anderer als er war es geweſen, der in der franzöſiſchen Uniform, auf dem ſchönen Pferd des d'Aubry, eingeritten war in das Städtchen. Eine ungeheure Frechheit, aber genial, genial! Die Lacher hatte er auch auf ſeiner Seite.

Wie es freilich möglich geweſen war, daß er zur kritiſchen Zeit, weitab vom Schauplatz des Verbrechens,

oben auf dem Hunsrück bei Simmern gesehen worden sein sollte, das blieb ungeklärt. Bauern behaupteten, ihm da, wo man ihn allgemein kannte, begegnet zu sein. Er ging bürgerlich, im dreikantig aufgeschlagenen Hut, die vorderen Haare geradegestutzt bis auf die Augen, die hinteren in einen kurzen Zopf gebunden; im graublauen kurzen Kamisol und in langen eng schließenden Hosen von blauem Tuch, die zwischen den Beinen mit schwarzem Leder besetzt waren. Er ging ruhig über Feld, trug eine lange Fuhrmannspeitsche in der Hand, schwarz mit rotem Leder am Stiel, fuchtelte mit der in der Luft und pfiff sich eins. Und der Pfarrer zu Langenlonsheim hätte eine Versicherung wie an Eidesstatt geben können, daß selbigen Morgens besagter Johannes Bückler bei ihm zur Beichte gewesen war, reuig gekniet hatte wie andere Sünder, Absolution erbeten und erhalten hatte.

Kann sich ein Mensch verdoppeln, verdreifachen? Bückler hier, Bückler da, Bückler dort! Es war schier unmöglich. Eine Rötelinschrift inmitten eines Herzens an der Wand der Reiler-Hals-Kapelle rührte natürlich nicht von des Bücklers Hand her, ein Spaßvogel mußte sich diesen dummen Scherz erlaubt haben. Das wäre sonst doch allzu frech gewesen. Wenige hundert Schritt nur entfernt von der Stätte, an der man gemordet, wo die Farnkräuter am Bach noch besprenkelt waren vom Blut, das kein Regen abgewaschen, sollte einer Lust haben, mit seinem Liebchen eine Nacht zu verbringen? Undenkbar. Wenn der Räuber hier wirklich genächtigt hatte, so war er unbeteiligt am Mord, hatte keine Ahnung davon, daß die Füchse, die heiser bellten, nicht den Mond anbellten, sondern einen Leichnam. Viel-

leicht auch hatte irgendein anderer Spaßvogel, derſelbe, der das oben an die Wand geſchrieben, den Marquis in Kochem geſpielt und, um ſeinem Vorbild, dem Bückler, auch ſo recht nachzukommen, da oben eine Liebesnacht beſcheinigt, die weder er noch irgend jemand gehalten hatte.

Die Meinungen waren ſo verworren wie die Tatſachen. Der Friedensrichter Adami, der ſich der Sache mit einem beſonderen Eifer angenommen hatte, bekam von allen Seiten Briefe. Das Porto war teuer, die Poſtbeförderung langſam, man hütete ſich ſonſt, einen Brief zu ſchreiben — einen ganzen Krontaler koſtete der —, man begnügte ſich damit, ein-, zweimal im Jahr ſeine fernen Lieben wiſſen zu laſſen, daß man noch lebte. Aber jetzt regneten dem weit bekannten Beamten die Briefe ins Haus. Durch viele Wochen flatterten die Zettel hinauf nach Lutzerath. Jeder glaubte ſich zu einer Löſung des Falles berechtigt und einen ſo klugen Rat ausgeheckt zu haben, wie ihn noch kein anderer zuvor gefunden hatte. Die Briefe ſtammten häufig von Frauenhand. Die einen ſchrieben: der Bückler war ſicher der Mörder geweſen, man mußte ihn foltern laſſen. Die anderen ſchrieben: nein, er war's nicht geweſen, Johannes Bückler war ſanft und im Grunde gut. Man müßte ein hübſches Mädchen ausſchicken in den Wald Kondel, die mußte, wenn der Räuber ihr begegnete, ihm eine Nacht verſprechen; da konnte er nicht widerſtehen, und es würde ihr dann ein leichtes ſein, herauszulocken, wer eigentlich der Täter war. Es boten ſich welche an dazu. Eine — ältlich war ſie, ſie ſprach ſelber von den 40 Lenzen ihrer Jungfräulichkeit — war am beharr-

lichſten. Dreimal bot ſie ſich an. An d i e ſchrieb Adami Antwort. Aber nur: „Schäme Sie ſich.“

Es war zum Lachen und doch zum Weinen und auch zum Wütendwerden. Männern, die ſtahlen, raubten, jedem Geſetz ein Schnippchen ſchlügen, wurde Beifall geklatſcht. Weiber boten ſich dem Mann an, ſelbſt wenn der ein Gauner und Straßenräuber war. Der Menſchheit ſchien alles abhanden gekommen, was ſie liebenswert machte! Der einſame Mann in ſeinem einſamen Haus hätte ſich am liebſten erbittert noch tiefer in ſeine Einſamkeit verſchloſſen. Er ſchämte ſich.

— — — — — — — — — — — — — — — —

Der Herbſt war gekommen mit vielen Farben, er machte die kunterbunte Welt auch äußerlich bunt. Trotzdem nicht heiterer. Es wurde früh kalt. Als unten an der Moſel Reifnächte die Blätter verſilberten, die die Sonne am Mittag noch einmal grün küßte, war im Kondel und auf dem Plateau der Eifel ſchon Froſt. Hungrige Krähen zogen in Scharen über die Häuſerleere und krächzten die grauen Mooszipfel an, die den verwitterten Tannen wie Bärte um die Geſichter wehten. Huſtend ſtrich der Fuchs durch den Wald, und die Wildſauen wühlten nach den letzten Feldfrüchten. Von den einſamen Kohlenmeilern ſtieg kerzengerade, blau und weithin ſichtbar, der Rauch jetzt in die dünn gewordene Luft. An einſame Höfe zog ſich das Wild heran.

Die alte Frau in der Ußmühle konnte von ihrem Fenſterplatz die Rehe zählen, die im Abendſchatten aus dem Wald herunter zum Brückchen kamen, wo der

Martin ihnen einen Futterplatz eingerichtet hatte mit Roßkastanien und Heu. Und dann lächelte sie vor sich hin: daß ihr Jüngster ein guter Junge war, das wußte sie längst, und daß er nun die Maria, die Tochter vom Schmied zu Krinkhof liebhatte, das wußte sie auch. Sie hatte nichts gegen das Mädchen; das war zwar arm, aber seit das öfter herunterkam, um ihr in der Wirtschaft zu helfen, schätzte sie die Tüchtigkeit dieser jungen Arme höher ein als Geld. Was war Geld heutzutage? Wenn man die Taler im Strumpf auch unterm Strohsack verbarg, das Diebsgesindel, das jetzt umherstrich, fand sie auch da. Man mußte ja zittern, wenn man Bargeld im Hause hatte.

Die Müllerin hatte stark gealtert in letzter Zeit, sie fühlte sich oft seltsam müde. Im nahen Bertrich gab es eine Heilquelle, sie hatte die Bäder gebraucht, die vor Jahren viel besucht worden waren; sie erinnerte sich der Zeit, da der Kurfürst von Trier dort alljährlich zur Kur war. Die warm sprudelnde Quelle, die jetzt verödet lag, denn es traute sich wegen der Unsicherheit niemand von weiter her, hatte ihr aber keine Heilung gebracht; die war für andere Leiden, ihr saß die Krankheit am Herzen. Ihre Füße waren oft so geschwollen, daß sie mit Mühe aus dem Bett bis zu ihrem Fensterplatz kommen konnte. Ein Glück, daß sie die Maria hatten! Die war immer zum Helfen bereit. Wenn die Frau sich dann bei ihr bedankte, zog's wie ein erhellender Schein über das immer ernste dunkle Gesicht.

Warum war das Mädchen so ernst, oft beinahe finster? Es war doch noch jung und hübsch und gesund. Die Müllerin fragte sich's und sprach mit dem Martin

darüber. Es war das einzige, was ſie an Maria Nikolai auszuſetzen hatte.

„Sie hat keine Mutter mehr", ſprach der Sohn und ſah die ſeine liebevoll an. Und ihr Vater war ein ſeltſamer Kauz, in deſſen Nähe es einem nicht wohl werden konnte.

Es war dem Schmied eigentlich nichts Übles nachzuſagen, und doch wurde jetzt manches über ihn geredet. Da oben in ſeiner Hütte war's nicht geheuer, man ſah welche hineingehen, die man nicht kannte, und ſah ſie nicht wieder herauskommen. Nikolai mußte allerlei Leute bei ſich beherbergen, die einen Unterſchlupf ſuchten. Aber wenn der Schmied nach Dorf Bertrich hinunterkam zu ſeinem Freund, dem Metzger Bruttig, dann getraute ſich doch keiner, ihn zu befragen. Der große Mann ging ſo aufgereckt und ſah ſo abweiſend aus mit ſeinen ſchwarzen Augen und dem langen Bart. Die Krinkhofer oben aber ſchworen auf ihren Schmied. Der war ihr Doktor und auch ſonſt ihr Helfer; wenn in keiner Schublade mehr Brot war, dann fand ſich bei ihm noch immer etwas zu eſſen. Wo er's hernahm, fragten ſie weiter nicht, er konnte ja aus Steinen Brot zaubern. Und ſchlug er mit ſeinem Stecken an einen leeren Krug, ſo floß daraus Schnaps, und aus dem Dampf ſeiner Eſſe konnte er Geſundheit und Krankheit vorherſagen.

Maria war wortkarg, ſie erzählte nicht viel. Sie hätte auch nichts zu erzählen gewußt, ſelbſt wenn Neugierige ſie gefragt hätten; wenn ſie vom Tal heraufkam, war der Vater immer allein. Nur nachts, wenn ſie im Halbſchlaf lag, hörte ſie manchmal gedämpftes Sprechen; es beunruhigte ſie, aber am Morgen war's

wieder vergessen. All ihre Gedanken waren in der Mühle, waren da zu Haus. Sie war dem Vater dankbar, daß er ihr so häufig erlaubte, hinunterzugehen. Es verwunderte sie, daß er es bereitwillig zusagte, wenn sie drum fragte. Sie blieb oft tagelang fort. Wenn es der Müllerin schlecht ging, konnte die sie gar nicht entbehren. Geduldig saß sie dann auch des Nachts an dem alten Ehebett, hinter dessen geblümtem Kattunvorhang die Kranke seufzte und sich ruhelos regte. Den Müller hatten sie ausquartiert, er schlief in der Kammer nebenan bei Hubert und Niklas, von wo es nach der großen Mahlstube ging. Darin waren die Gänge gestellt, er hörte das wohlbekannte Klappern, es schläferte ihm die Sorge um seine Frau ein; er schlief so fest, daß er's nicht einmal hörte, wenn einer der Söhne aufpolterte, sobald das Läutewerk die Zeit zum Aufschütten meldete.

Völlig angetan wie am Tag, nur den Pfeil aus dem Nest der Flechten gezogen, daß die ihr lang bis tief über den Rücken hingen, und in den großen Filzschuhen des Müllers, damit ihr Tritt leise war, saß dann Maria und wachte. Wenn sie ein wenig einzudruseln drohte, fuhr sie doch gleich wieder auf: „Wie ist Euch?" Sie war eine aufmerksame Wärterin; sowie die trockenen Lippen sich nur ein wenig regten, bot sie gleich einen Trunk an. Dann flüsterte die Frau: „Merci" und drückte ein wenig die Hand, die in scheuer Zärtlichkeit sie leise zu streicheln wagte.

Ach, keinen Dank! Maria empfand es wie ein Glück, daß sie hier sitzen durfte und die Mutter des Martin pflegen. Wie warm saß sie hier, wie geborgen an diesem

Bett, in dem einſt der Martin geboren worden war an einem Sonntag. Ein Sonntagskind, auf Martinitag; ſeine Mutter hatte ihr das erzählt. Träumeriſch ſah ſie ins Dunkel der Stube hinein, dem ein winziger Docht, auf einem Gefäß mit Öl ſchwimmend, einen ganz kleinen Schimmer von Beleuchtung gab. Ob es ihr wohl vergönnt war, auch einmal in ſolch einem Bett zu liegen? Das müßte ſchön ſein! Sie ſeufzte bang-ſelig: der Martin hatte ſie lieb. Oh, der Martin, der Martin! Es wallte auf in ihrem Blut. Geſtern abend, als er der Mutter gute Nacht geſagt, hatte er ſie an ſich gezogen hier hinter dem Vorhang — er war nicht ſo ſchüchtern mehr — er hatte ſie an ſich gepreßt mit aller Kraft, und ſie hatte nicht widerſtehen können, und ſie hatte ihn wieder geküßt und wieder. Oh, der Martin, der Martin! Ob er jetzt droben in ſeinem Kämmerchen auch an ſie dachte, wie ſie hier unten an ihn? Oder ob er ſchlief? Wenn ſie jetzt hinaufſchliche zum Taubenſchlag — kein Menſch würde ſie hören — ſie würde ſich über ihn beugen, die Hand feſt auf ſeine Augen legen: „Wer iſt da?“ Der Martin würde auffahren, ſie an ſich reißen, ſie gar nicht mehr laſſen. Es durchſchauerte ſie. Aber nein, das durfte nicht ſein! Er war zu ſchade für ſie, er mußte ſich einmal eine wählen, die rein war an Leib und Seele. Ein bitteres Gefühl ſtieg in Maria auf, alles bang-ſelige Glück war entſchwunden. Sie ſtieß einen Seufzer aus, der, ohne daß ſie es wußte, laut durch die Stube zitterte.

Ein anderer Seufzer antwortete, im Bett der Kranken regte es ſich. Eine vom Waſſer aufgeſchwollene Hand ſtreckte ſich ſuchend durch den Kattunvorhang.

Als Maria aufſprang und den beiſeiteſchob, ſaß die Müllerin aufrecht in den Kiſſen. „Komm her", ſagte ſie und zog das Mädchen näher zu ſich.

„Wollt Ihr was?" Beſorgt ſah Maria der Frau ins Geſicht. Aber das ſah ganz ruhig und freundlich aus, war nicht von der Angſt des zu knappen Atmens verzogen.

„Haſt du den Martin lieb?" fragte die Mutter.

Das Mädchen ſenkte den Kopf, es ſagte nicht „ja" und nicht „nein".

„Brauchſt dich doch deswegen nit zu ſchenieren", ſprach die Frau weiter. „Ihr denkt wohl, ich bin krank und ſeh nit, wie ihr euch ankuckt?" Sie ſtreichelte leiſe über des Mädchens Hand. „Mir ſoll't recht ſein, wenn du für immer hier hinkömmſt. Du biſt fleißig und brav, du wirſt mir für unſeren Vatter gut ſorgen und für meinen Martin — für die großen Jungens ſorg ich mich nit — wenn ich nit mehr bin."

Das Mädchen fing an zu weinen, unter Tränen ſtieß es heraus: „Ihr geht doch noch nit? Ihr dürft noch lang nit gehn!"

„In meiner Seel hab ich als lang Buß und Reu gemacht, unſer Herr Paſtor ſoll mir bald die letzte Wegzehrung geben. Ich hab en ſchön Leben gehabt, viel gute Zeit hier in der Mühl; eweil will ich dir Platz machen, du biſt en lieb Dingen. Biſt mir lieber als die Bräut vom Nikla und vom Hubert. Ich will dem Vatter ſagen, daß ihr dies Bett kriegen ſollt — warum weinſte, Maria?" Das Mädchen war auf die Knie geſunken und legte die Stirn auf den Bettrand.

„Hör auf, hör doch auf mit dem Weinen", sagte die Kranke fast ärgerlich. Sie verstand nicht: weint man vor lauter Glück so? „Magst den Martin so arg gut leiden?"

„Ich kann nit, ich kann nit", stöhnte Maria.

„Warum kannst du nit?" Nun war die Mutter noch verwunderter: ihr Sohn wollte dies Mädchen freien, und das sagte: ich kann nit —?! „Wir sehen nit auf Geld, auch nit auf en Aussteuer, dadrin sind wir anders wie Bauersleut. Du brauchst dir deswegen kein Gedanken zu machen, Maria. Linnen is genug da für alle drei Jungens."

Oh, wie war die gut, wie gut! Mit Schmerzen empfand das Mädchen jedes dieser Worte — konnte sie, die Maria Nikolai, solche Mutter betrügen? Durfte s i e ihre Hand ausstrecken nach solchem Glück? Nein, sie mußte ehrlich sein, wollte es auch sein! Es regte sich plötzlich ein Stolz in ihr: sie war ja nicht schuld an ihrem Unglück, darum durfte sie es auch laut bekennen. Sie hob die Stirn, ihre dunkeln, tränengefüllten Augen sahen die Frau fest an, und es entrang sich ihr, stockend erst, aber dann unaufhaltsam; sie erzählte, was ihr geschehen war auf ihrem Heimweg von Trier. Ach, es war ja so vieles noch, was ihre Seele bedrückte, und was ihr leichter werden würde, wenn sie es hier sagen dürfte! Aber davon mußte sie ewig schweigen, es war ihres Vaters Geheimnis. Maria schwieg jetzt. Sie wartete — nun würde die Mutter sprechen: „Du tust mir leid, aber für meinen Martin bist du nit mehr." Es war so still in dem Zimmer, daß man die Stimmen der Nacht überlaut hörte, die man bis dahin nicht gehört hatte.

In die Wärme der Stube schnob es durchs Fenster vom Bach her, eisig, mit fauchendem Atem. Es pochte, es klopfte, es rüttelte, es wischte um die Hausmauern und legte über den Hof. Wald und Gebirge waren ins Tal eingedrungen und die unruhige Stimme der Novembernacht. Wie kleine Kinder weinten die Marder in den Felsen, ganz nahe schrie ein Käuzchen. Sein Uhui klang jämmerlich langgezogen.

„Der Totenvogel", sprach die Müllerin. Und dann: „Ich dank dir, Maria, für dein Vertrauen. Kannst ja nix davor, drum wein auch nit länger. Es tritt manch eine vor den Traualtar, den Kranz auf 'm Kopf, die lang nit so das Recht hat, den zu tragen wie du. Komm, gib mir deine Hand! Ich will mit unserem Vatter sprechen und auch mit dem Martin. Was d u vielleicht nit sagen magst, das sag i ch dem Martin. In einer guten Eh müssen die Eheleut einander nix fürmachen." Sie winkte nach dem Fenster hin. „Der Totenvogel soll noch ebbes warten. Ich will noch Verspruch mitfeiern. Schüttel mir 't Kissen auf, Kind! Mir is eweil recht leidlich, ich will en Weil schlafen. Schlaf du auch!" Die Frau schlief rasch ein, ihr Atem ging ruhig, im Schlaf hielt sie die Hand des Mädchens fest.

Maria wagte nicht, sich zu rühren. Es war ein unbequemes Sitzen so, vornübergeneigt gegen das Bett hin, aber auch in bequemerer Stellung hätte sie nicht schlafen können. Sie saß mit offenen Augen; Stunde um Stunde verrann, sie fühlte nicht Müdigkeit noch Überwachtsein. Ihre Seele war übervoll von Freude und Traurigkeit, von Hoffnungsseligkeit und tiefster Bedrückung. Was half es ihr, daß seine Mutter es nun wußte? Daß die

so gut gewesen war, so wie der Herr Jesus selber zu ihr gesprochen hatte. Das, was die jetzt wußte, war doch nur ein Teil ihres Leides und nicht der größte. Hier, in dieser sauberen Stube, in diesem Haus so voll von Ordnung und Freundlichkeit, stand die Gestalt ihres Vaters in allen Ecken und schaute sie finster an. Es war ihr, als könne sie ihn nicht mehr lieben. Wenn der nicht wäre, könnte sie nun ruhig ihre Hand in die des Martin legen. Aber des Hans Bast Tochter durfte niemals den Martin freien.

Und doch hielt sie alles hier so fest, so fest. Sich jetzt schon loszureißen von dieser Mutter Hand, die die ihre hielt, fortzugehen aus dieser warmen Stube, aus diesem Haus, in dem ihr jeder Winkel bereits so vertraut war, das, fühlte sie, vermochte sie jetzt noch nicht. Und was würde der Martin sagen, wenn sie fortliefe so auf einmal? Noch konnte sie ja ein wenig bleiben. Und sie würde jede Stunde genießen, die ihr noch vergönnt war, sich recht erwärmen, damit es ihr nachher nicht so kalt war oben in Krinkhof.

XIV

Dies war ein Winter, so hart, wie ihn das Moselland seit langem nicht gekannt hatte. Im Gebirge oben lag der Schnee hoch, und der Fluß unten trieb mit Eis. Aus den wilden Ardennen waren Wölfe herüber in die Eifel gekommen, der Bauer sah ihre Spuren im Schnee und verschloß seinen Stall fester. Aber auch andere Raubtiere strichen umher, die waren noch mehr zu fürchten. Die Kälte trieb Banden wie Rudel Wölfe, die heißhungrig über alles herfielen. Die Dörfer zitterten vor Frost und Angst.

Die französische Behörde hatte wenig Glück mit ihren Erlassen; die Anordnungen wurden zwar befolgt, auch hie und da einer aufgegriffen, der sich an fremdem Gut verging, und man machte kurzen Prozeß mit den Kerlen. Grumbieren-Klas, der einen Zentner Kartoffeln gestohlen hatte, wurde vom peinlichen Tribunal zu Koblenz in öffentlicher Verhandlung zu zehnjähriger Kettenstrafe verurteilt. Zwei andere Diebe, Petronellen-Michel und Stiebitz-Wenzel, ein alter hinkender Mann, der ehemals Schulmeister gewesen war, und beide zur Straßenräuberbande des Bückler gehörig, wurden zu

20 Jahren verurteilt. Sie wurden in ein unterirdiſches Gewölbe auf die Feſtung Ehrenbreitſtein gebracht und dort mit Ketten aneinandergefeſſelt.

Ein Weib, das ſeit kurzem in Trittheim beigezogen war, wurde auch arretiert. Für gewöhnlich ſaß das dort an der Marterkapelle und bettelte, aber in ihrer Bettelbude trieb die ſchleichende alte Hyäne noch ein Gewerbe: man beſchuldigte ſie gefährlicher Hehlerei, und daß ſie junge, hübſche Dirnen an die Räuber verhandelte. Die Buzlieſe beſchwor zwar ihre Unſchuld, aber ihr Leumund von früher war wider ſie; vierzehnjährige Einzelhaft wurde über ſie verhängt. Die Buzlieſe grinſte, als man ihr das Urteil ſprach, und zeigte auf ihre morſchen Knochen: die ſaßen die vierzehn Jahre nicht mehr ab.

Es waren grauſame Strafen, und doch ſchreckten ſie nicht. Im Gegenteil. Nie hatte es ſo oft Sturm geläutet von Kirchtürmen, Dörfer verbarrikadierten ſich, Tore von Städten wurden, ſobald es dunkel war, ſorglich geſchloſſen.

Ein furchtbarer Lärm ſchreckte die Bewohner von Moſelkern in der Nacht des ſiebenten Frimaire aus dem Schlaf. Schüſſe fielen. Und jetzt wiederum Kriegsgeſchrei! Ein furchtbares Getöſe, ein Geknatter ſondergleichen. Zwei Heere mußten ſich gegenüberſtehen. Kein Menſch traute ſich vor die Tür; nicht einmal aus dem Fenſter zu ſehen wagte man, um nach der Urſache zu forſchen. Nach ein paar Stunden wurde es wieder ſtill. Aber erſt als das ſpäte Morgengrauen kam, gingen ein paar Beherzte hinaus. Da fanden ſie unweit der Häuſer, am Moſelufer, einen toten franzöſiſchen Huſaren;

er war samt seinem Pferd erschossen. Nicht fernab lag ein zweiter an einem Baum, am Bein verwundet, er weinte vor Freuden, daß endlich barmherzige Menschen kamen und ihn aufluden. Und nun erfuhren es die schaudernden Bewohner, daß ihrem Ort ein Besuch der Räuber für diese Nacht zugedacht gewesen war.

In hellen Haufen hatten die Moselkern stürmen wollen. Die französische Behörde hatte aber Wind davon bekommen, sie schickte ein Pikett Husaren aus, um so die Verbrecher alle mit einemmal zu fangen. Jedoch waren die Soldaten in kriegsmäßiger Ausrüstung, so hatten die Räuber außer ihren Pistolen, Messern und Knüppeln noch den wilden Mut der auf alles gefaßten Banditen. Man lieferte sich ein Treffen gegen Mitternacht, das einer Feldschlacht nahekam. Und der Schluß war: die Husaren zogen sich nach der Moselseite zurück, die Räuber nach ihren Bergen.

Doch in der folgenden Nacht flammte zum Zeichen des Hohns die Mühle in der Schlucht der Eltz, unweit des Städtchens, auf und ward zu Asche. Auf der Burg Eltz ließ der Schloßherr die Kanone auffahren und die Zugbrücke aufziehen, er setzte sich in Verteidigungszustand; aber die Bande kam nicht. Dagegen auf dem Liegerhof, bei Treiß auf dem rechten Moselufer, brach sie ein.

Der Lieger-Bauer hörte singen, es war schon zu nächtlicher Zeit, da sah er erstaunt zum Fenster hinaus. Ein Trupp marschierte — trapp, trapp — auf sein Gehöft zu.

„He, Sakrament, haste's Fenster schon offen?" Der Lieger-Bauer schlug zu. Da klopfte es an den Laden:

„Aufgemacht, gib zu eſſen!“ Der Bauer griff nach ſeiner Flinte, aber der Schuß verſagte. Da riß er das hintere Kammerfenſterchen auf, zwängte ſich durch und rannte nach Treiß, was haſt du, was kannſt du. Die Räuber ſchoſſen hinter ihm her. Die Sturmglocke ſtürmte. Als er zurückkam mit bewaffneten Bauern, brannte ſein Strohdach lichterloh.

Vivat, Bruder, ſchlag Feuer! Flammen, Flammen. Es war, als ob die Bande ſich wärmen wollte in kalter Winternacht. Es ging oftmals ſo, und ſie waren noch frech genug, da und dort einen Vergleich anzubieten. Wer 100 Laubtaler zahlte, dem wurde nichts angeſteckt; wer 50 zahlte, dem brannte nur die Scheuer ab. Ein großer Mann mit langem Bart ging als Unterhändler hin und her; er vertrat gerecht beide Parteien. — — —

Im Friedrichswald, etwa eine Stunde von Treiß, lag die Köhlerhütte des Schwarzen Peter. Sie war jetzt der Hauptverſammlungsort für die Unternehmungen auf der rechten Moſelſeite. Dahin wanderten am Sonntag vor Weihnachten Iltis-Jakob und ſeine ſchöne Frau.

Iltis-Jakob war ſonntags angetan: blaues Wams, kurze graue Hoſe, weißwollene Strümpfe und einen dreieckigen Hut, ganz wie ein Bäuerlein. Statt des gewohnten roten „Perpel“ trug er einen derben Knotenſtock unterm Arm. Hand in Hand gingen die beiden, ſchlenkerten die verſchlungenen Hände zwiſchen ſich, und der Mann pfiff ſich eins. Er war ſelig; eben hatte ihm ſeine Anne vertraut, daß ſie nun endlich Ausſicht hatten, ein Kind zu bekommen. Den Jung, auf den er ſchon fünf Jahre wartete! Aber ſein Sohn ſollte einmal kein

Straßenräuber und Mordbrenner werden, das schwur er sich heut in seinem ersten Glück. Eine hohe Schule sollte der besuchen, wenn es möglich war, geistlicher Herr werden, die Sünden des Vaters gutmachen durch seine Gottseligkeit. Schon sah er seinen geistlichen Herrn im langen schwarzen Rock mit der seidenen Schärpe, oder wenn er die Messe zelebrierte, herrlich angetan in Rot-Gold, von Weihrauchwolken umschwängert.

Dem Iltis-Jakob ward ganz eigen zumut, er ergriff plötzlich seine Frau, hob sie auf beiden ausgestreckten Armen und trug sie so eine ganze Weile. Sie war schwer, er schwitzte, aber er trug sie vor sich her, eine Schale der Freude. Das hätte er selber nicht gedacht, daß er noch einmal so vergnügt sein könnte wie als dummer Junge. Er fing laut an zu singen. Es kümmerte ihn nicht, daß ein paar Leute, die des Wegs kamen, ihn für einen Betrunkenen hielten. Erst als er nicht mehr schnaufen konnte, ließ er die Frau zur Erde.

Die schöne Anne lachte unbändig. Sie lachte noch mehr, als jetzt beim Wald, in den sie abbogen, Moyses Mohnsam aus Bridel hinter ihnen dreinkeuchte. Der war sehr betulich; er bot dem Jakob Schnupftabak an und schenkte ihm gleich die ganze Dose, er mochte denken: lieber gut Freund.

Moyses Mohnsam wollte eine Sau holen gehen, die er erhandelt hatte bei einem Bauern für den Metzger in Bridel. Sie sollte geschlachtet werden auf das Christfest.

Die Anne empfing ihn mit „Hepp, hepp". War das nicht, um sich kaputt zu lachen, der Jud holte ein

ſcheut, ſeiner Julie untreu zu werden, aber nun, da ſie ſein Kind ſtillte, ging es ihm doch etwas gegen den Strich, andere Mädchen zu hätſcheln. Er würde die Julie heiraten, ſobald er nur einen Pfarrer ausgekundſchaftet hatte, der ſie traute. Er blickte nachdenklich. Ohne daß er's recht wußte, hatte auch ihm Hans Baſts Bemerkung die Laune verdorben. War etwa der Kerl oben zu Lutzerath, die verdammte Spürnaſe von Friedensrichter, zu fürchten? Er fuhr den Krinkhofer an: „Du ſitzt doch in ſeiner Näh! Bring ihn doch auch nach dem Reiler Hals", ſetzte er dann anzüglich hinzu.

„Ich ſeif ihn ein", ſagte Hans Baſt kalt. „Zum anderen is et noch immer Zeit."

„Jo, jo, beileib nit, Hauptmann", mahnte der Juden-Peter. Er hieß ſo, weil er ein ſchönes Judenmädchen aus Seibersbach mit ſich führte.

Die anderen fingen laut an zu lachen: was, der war auf einmal zahm? Man wußte, der kleine Kerl, von noch nicht ganz fünf Schuh, hatte ſchon ihrer zweie kaltgemacht.

Ein heftiger Disput erhob ſich. Die einen, zumal der Schwarze Peter mit ſeinen Feueraugen, waren dafür, durch Brand und Mord mit allem aufzuräumen, was ſich ihnen hindernd in den Weg ſtellte. Hans Baſt und Iltis-Jakob beſtanden dagegen auf Vorſicht.

Auch Bückler hatte ſeine Heftigkeit bereits vergeſſen: diesmal hatte der Nikolai recht. Er ſchlug ſich, wenn auch ungern, auf deſſen Seite. Es paßte dem König der Diebe ſonſt gar nicht, daß einer außer ihm ſich eine Hauptſtimme herausnahm, er, er allein hatte zu kommandieren in ſeinem Reich.

Aber wie nun zu etwas wahrhaft Einträglichem kommen?! Es lohnte ſich letzterhand alles nicht recht. Die kleinen Bäuerlein, denen ſie Rauchfang und Backofen ausleerten, hatten jetzt ſelber nichts zu brechen und zu beißen mehr, und die großen Hofbauern hatten — wenn man's auch nicht achtete, daß die ihre Söhne und Knechte nachts gut bewaffnet wachen ließen — damit angefangen, all ihr Bargeld nach Trier oder Koblenz in ſicheren Gewahrſam zu bringen. Und wollte man die Poſtwagen plündern, ſo war meiſtens nichts drin. Reiſende machten ſich jetzt nicht auf den Weg bei der kalten Winterszeit; Ausſichten für den Poſtraub gab's erſt wieder zu Oſtern, wenn die Händler die großen Märkte bereiſten.

Backenbart-Toni ſchlug vor, man ſolle in Kirchen einbrechen, und nannte gleich ein paar, in denen ſich's wohl noch verlohnen würde. Zu Springiersbach hatten die Kloſterbrüder, wenn auch die Franzoſen in der Abteikirche vieles demoliert und den Heiligen die Naſen abgeſchlagen hatten, noch mancherlei beiſeitegeſchafft und im Gewölbe unter der Krypta verborgen. Die Amie wußte das!

Amie, die bis dahin geſchmollt hatte, weil der Bückler nicht viel nach ihr fragte, wurde auf einmal lebhaft und berichtete; ſie hatte gut ſpioniert während ihres Dienſtes beim Pfarrherrn.

Aber Johannes Bückler war gegen Springiersbach; nicht weit von dort hatte er Julie Bläſius untergebracht, er würde ſich hüten, die Blicke der Polizei auf jene Gegend zu lenken.

Backenbart-Toni ſchlug weiter vor: die Marienburg. Das wäre einmal ein Spaß, die adligen Damen des Stifts da oben im Hemde herumrennen zu ſehen! Oder wie war's mit der großen Abtei Maria-Laach? Ein fetter Biſſen!

Doch auch hierfür zeigte der Hauptmann keine Luſt; er ging nicht weiter auf dieſe Vorſchläge ein. In ſeinem Innern war etwas, das ſträubte ſich gegen das Kirchenausrauben. Früher war ihm das gleich geweſen, ob es eine Kirche war oder ein Kuhſtall, aber nun, da er daran dachte, ſich trauen und ſeinen Knaben taufen zu laſſen, kam es ihn wieder wie Reſpekt an vor geheiligter Stätte.

Am beſten war es, den Juden allerorten den Zehnten abzuverlangen. Und ſo die binnen drei Tagen nicht zahlten, ihnen ein Strafgeld aufzuerlegen, das ſie zu bringen hatten an einen beſtimmten Ort. Es gab ſo viele Juden rundum, an der Moſel und auf dem Hunsrück, und alle hatten ſie was: Stoffe, Bänder, Hüte und Kleider, allerlei Tand im Laden, weiß Gott was noch! Die mußte man wieder einmal ordentlich ſchröpfen.

Jubelnd klatſchten die Weiber dem Hauptmann Beifall. Die ſchöne Frau des Iltis-Jakob zeigte ihre Füße, die ſteckten ohne Strümpfe in den Schuhen, ſie hatte ſie nur mit alten Lappen umwickelt. Alle Weiber ſchrien auf einmal: „Ich krieg Strümpf — ich en Unterrock — ich brauch Zwilch — ich en Kleid — ich en ſeiden Schürz — ich Windeln!" Es war ein Geſchnatter, daß die rußige Köhlerhütte zu eng dafür war, es dröhnten einem die Ohren.

„Halt euer Maul", gebot Hans Baſt. Und dann wendete er ſich gegen den Bückler. Wie zwei Feldherrn

ſaßen die zwei obenan, ſich gegenüber. Nein, dafür war er nun ganz und gar nicht, ſich ſo zu verzetteln. Der eine hier-, der andere dorthin rennen, um das Judengeld einzutreiben?! Das war dumm und gefährlich, einer allein wurde viel zu leicht abgefangen. Und wer ſtand dafür, daß er beim Verhör vor dem Richter dann die anderen nicht angab?

„Unter uns gibt et keinen Verräter", ſagte der Bückler.

Hans Baſt lachte grimmig: „Dat ſagſt du ſo. Menſchen ſind ſchwach."

Der Bückler warf ſich in die Bruſt: „Ich" —

Aber der große Mann legte ihm die Hand auf den Mund: „Verſchwör dich nit." Und dann, ohne noch auf jemand zu hören und ohne einen anderen zu Wort kommen zu laſſen, legte er klar, daß man am beſten arbeiten würde in geſchloſſener Kolonne. Zuſammenhalten war das beſte Mittel, dem Auseinandergeſprengtwerden zu entgehen und dadurch auch der unausbleiblichen Gefangennahme einzelner Mitglieder. Und warum dachten ſie denn immer nur an Moſel und Hunsrück? Die waren ja ſchon ſo abgegraſt; auf der Eifel droben war noch etwas zu holen.

Pah, die arme Eifel! Wölfe und Schnee und armſelige Bauern!

„Und reiche Müller", ſagte Hans Baſt. Er ſtrich ſich den Bart. — —

Die ſchöne Anne ſtahl ſich zur Hütte hinaus; ſie hatte dem Schwarzen Peter tief in die Augen geſehen, und wenn es niemand wahrnahm, hatte ihr Fuß den ſeinen geſucht. Immer wieder hatte die Flaſche gekreiſt; war

es der Schnaps nun, den sie getrunken hatten in langen Zügen, oder was machte ihnen so heiß? Die schöne Anne stand draußen und fühlte die Winterkälte nicht. Würde der Peter herauskommen, würde es ihm gelingen, sich unbemerkt zu ihr zu schleichen?

Da war er! Schwarz wie der Teufel, Höllenfeuer sprühte ihm aus den Augen. Sie lief ihm entgegen und schlang die Arme um ihn, fühlte wie berauscht seine heiße Glut.

Sie vergaßen ganz, wo sie waren, und daß der Mond jetzt anfing zu scheinen. Die Treißer Straße schimmerte wie ein weißes Band durch die Bäume. Sie waren von dorther deutlich zu sehen. Ein Mann trieb eine Sau die Straße entlang.

Mit knapper Not noch fuhren die Verliebten auseinander, als jetzt Iltis-Jakob nach seinem Weib rief. Es war Zeit, um zu gehen. Der Wirt gab den Gästen ein Stück Weg das Geleit. Er wußte es bald so einzurichten, daß er als letzter ging. Immer mehr verlangsamte die schöne Anne ihren Schritt. Nun hatten sie sich. Die anderen waren vorauf; sie sanken sich in die Arme und ließen sich dann hinter einem hohen Schneehaufen nieder.

Iltis-Jakob war mit Hans Bast im Gespräch. Sie waren sich beide klar, daß ihr Handwerk schwieriger wurde mit jedem Tag. Den Genossen in Frankreich, die vordem goldene Tage gehabt hatten, ging es jetzt noch schlimmer. Da war einer aufgetaucht, ein General, der in Ägypten Krieg geführt hatte. Und der hatte unter dem Vorwand, er wolle Ruhe und Sicherheit im Land wiederherstellen, alle ins Kaschott geworfen, Räuber

und Nichträuber, alle, die ihm nicht paßten. Er selber hatte sich genommen, was ihm beliebte.

„No jo," sagte Iltis-Jakob, „d e r im großen, w i r im kleinen!"

Die beiden waren so vertieft, daß sie den Mann, der vor ihnen dicht auf der Straße ging, nicht beachteten; erst als ihnen eine Sau grunzend zwischen die Beine lief, erkannte Iltis-Jakob, der beinahe zu Fall gekommen war, den Moyses Mohnsam. „Jud verfluchter, paß' besser auf!" Jähzornig wollte er den Händler verprügeln.

Aber Mohnsam flüsterte: „Paßt I h r besser auf", und zupfte ihn, daß er ein wenig mit auf die Seite trete. Den Iltis-Jakob am Ärmel haltend, tuschelte er ihm ins Ohr: „Eure Frau, Eure Frau und der Schwarze Peter!" Und zeigte nach rückwärts.

Da rannte Iltis-Jakob, was er rennen konnte, den Weg zurück. Er lief lautlos, der Schnee dämpfte seine Tritte. Der Mond schien hell — da sah er die beiden hinter dem Schneehaufen.

Mit einem Schrei stürzte er sich auf die Überraschten. Ehe der Schwarze Peter, der sonst so starke, zur Abwehr sich aufraffte, hatte er einen Schlag auf den Kopf mit dem Knotenstock, daß er völlig betäubt war. Über das Weib, das vor Schreck sich nicht rührte, fiel der vor Eifersucht Sinnlose her. Er packte die Frau am Hals — da trug sie die goldene Kette, die war lang und fast so dick wie ein Kinderfinger. In seiner Wut zog der Ehemann die Kette fest zusammen um den molligen Hals. Die schöne Anne vermochte nicht mehr zu schreien. Mit der Kette erwürgte er sie. — — — —

es der Schnaps nun, den sie getrunken hatten in langen Zügen, oder was machte ihnen so heiß? Die schöne Anne stand draußen und fühlte die Winterkälte nicht. Würde der Peter herauskommen, würde es ihm gelingen, sich unbemerkt zu ihr zu schleichen?

Da war er! Schwarz wie der Teufel, Höllenfeuer sprühte ihm aus den Augen. Sie lief ihm entgegen und schlang die Arme um ihn, fühlte wie berauscht seine heiße Glut.

Sie vergaßen ganz, wo sie waren, und daß der Mond jetzt anfing zu scheinen. Die Treißer Straße schimmerte wie ein weißes Band durch die Bäume. Sie waren von dorther deutlich zu sehen. Ein Mann trieb eine Sau die Straße entlang.

Mit knapper Not noch fuhren die Verliebten auseinander, als jetzt Iltis-Jakob nach seinem Weib rief. Es war Zeit, um zu gehen. Der Wirt gab den Gästen ein Stück Weg das Geleit. Er wußte es bald so einzurichten, daß er als letzter ging. Immer mehr verlangsamte die schöne Anne ihren Schritt. Nun hatten sie sich. Die anderen waren vorauf; sie sanken sich in die Arme und ließen sich dann hinter einem hohen Schneehaufen nieder.

Iltis-Jakob war mit Hans Bast im Gespräch. Sie waren sich beide klar, daß ihr Handwerk schwieriger wurde mit jedem Tag. Den Genossen in Frankreich, die vordem goldene Tage gehabt hatten, ging es jetzt noch schlimmer. Da war einer aufgetaucht, ein General, der in Ägypten Krieg geführt hatte. Und der hatte unter dem Vorwand, er wolle Ruhe und Sicherheit im Land wiederherstellen, alle ins Kaschott geworfen, Räuber

und Nichträuber, alle, die ihm nicht paßten. Er selber hatte sich genommen, was ihm beliebte.

„No jo," sagte Iltis-Jakob, „d e r im großen, w i r im kleinen!"

Die beiden waren so vertieft, daß sie den Mann, der vor ihnen dicht auf der Straße ging, nicht beachteten; erst als ihnen eine Sau grunzend zwischen die Beine lief, erkannte Iltis-Jakob, der beinahe zu Fall gekommen war, den Moyses Mohnsam. „Jud verfluchter, paß' besser auf!" Jähzornig wollte er den Händler verprügeln.

Aber Mohnsam flüsterte: „Paßt I h r besser auf", und zupfte ihn, daß er ein wenig mit auf die Seite trete. Den Iltis-Jakob am Ärmel haltend, tuschelte er ihm ins Ohr: „Eure Frau, Eure Frau und der Schwarze Peter!" Und zeigte nach rückwärts.

Da rannte Iltis-Jakob, was er rennen konnte, den Weg zurück. Er lief lautlos, der Schnee dämpfte seine Tritte. Der Mond schien hell — da sah er die beiden hinter dem Schneehaufen.

Mit einem Schrei stürzte er sich auf die Überraschten. Ehe der Schwarze Peter, der sonst so starke, zur Abwehr sich aufraffte, hatte er einen Schlag auf den Kopf mit dem Knotenstock, daß er völlig betäubt war. Über das Weib, das vor Schreck sich nicht rührte, fiel der vor Eifersucht Sinnlose her. Er packte die Frau am Hals — da trug sie die goldene Kette, die war lang und fast so dick wie ein Kinderfinger. In seiner Wut zog der Ehemann die Kette fest zusammen um den molligen Hals. Die schöne Anne vermochte nicht mehr zu schreien. Mit der Kette erwürgte er sie. — — — —

Es war dem Moyſes Mohnſam nicht wohl zumut. In der Nacht ſpät war er nach Haus gekommen, die Sau hatte viel Sperenzien gemacht unterwegs. Schnee hatte wieder begonnen zu fallen, Flocken, ſo unaufhaltſam und dicht, daß ſie alles zudeckten mit einem Leichentuch. Den ganzen folgenden Tag hielt es an mit ſchneien, man ſah nicht die Hand vor Augen und keinen Weg. Es war das beſte, man blieb zu Haus und verſchlief Tag und Nacht. Aber Mohnſam fand keinen Schlaf. Es wäre doch beſſer geweſen, er hätte dem Iltis-Jakob nicht verraten, was er geſehen, als er ſeine Sau bei dem in ſich verſunkenen Paare vorbeitrieb. Weiß Gott, was der in ſeiner Eiferſucht noch vollführte! Dem Moyſes war beklommen.

Die Nacht auf den folgenden Tag war gekommen. Ganz Bridel ſchlief ſchon. Es war Mitternacht. Da ſchimmerte plötzlich außen das Licht einer Fackel bei Mohnſam durchs Fenſter. Und ſchon krachte etwas: das war die Haustür! Der Jude war ſich ſofort bewußt: das galt ihm! Mit einem Satz war er aus dem Bett.

Sein Weib ſchrie auf: „Gott der Gerechte!“ Sie rannte die Leiter zum Speicher hinauf, ſie ſchrie um Hilfe. Fern hörte man den Nachtwächter tuten. Mohnſam atmete auf: der würde nun Alarm blaſen, man würde zu Hilfe kommen. Jedoch das Tuten entfernte ſich, und andere Hilfe kam auch nicht. Wohl aber ſtanden zwei Vermummte in der Stube.

Der Riegel, den Mohnſam raſch vorgeſchoben, hatte ſie nicht gehindert, ein ſtarker Stoß hatte die Tür geſprengt. Und ſie packten den Unglücklichen, der ſich nicht zu wehren wagte.

Oh, seine Zunge, seine unglückselige Zunge! Reden ist Silber, Schweigen aber Gold, das schoß den Mohnsam noch durch den Kopf. Weiter konnte er nichts mehr denken, die krasse Todesangst nahm ihm alles fort. Er hatte trotz aller Vermummung den Schwarzen Peter und den Iltis-Jakob erkannt.

Mit wilden Beschimpfungen schleppten sie den unglückseligen Schwätzer zum Kamin, in dem das Feuer noch brannte. Ein Holzscheit riß jeder von ihnen heraus, das brennende Ende hielten sie ihm unter die Achselhöhlen. Das gesenkte Fleisch stank, es fing an zu schmoren. Mohnsam war ziemlich beleibt, Fett fing an zu traufen.

Der Gemarterte stöhnte und ächzte, Todesqualen umfingen ihn. Die Rachsüchtigen fluchten. Bei jedem Stöhnen kam noch ein Fußtritt dazu. Da verstummte der Unglückliche. — — — — — — — — — —

Es war nichts gestohlen worden im Haus des Mohnsam; leer, wie sie gekommen, waren die Räuber gegangen, aber der Jude lag tot.

Eine unerhörte Freveltat! Nun schrie ganz Bridel. Also die Räuber brachen nicht bloß ein, um zu rauben, nein, auch, um nur zu morden! Die ganze Gegend geriet in Aufruhr. Jeder fühlte sich nun selber bedroht.

Der Friedensrichter oben zu Lutzerath war verzweifelt; Bridel gehörte nicht zu seinem Kanton, aber das war ja ganz gleichgültig, jetzt hieß es: einer für alle. Um die Mörder dingfest zu machen, mußte man sich anderer Schurken bedienen. Adami hatte den Schmied Hans Bast lange Zeit nicht gesehen; nun ließ er ihn zu sich entbieten. Aber der kam nicht.

XV

Hans Bast hatte die Tochter unten in der Mühle gelassen, sie taugte ihm jetzt daheim nicht. Sie brauchte nicht alles zu wissen, was hier vorging! Iltis-Jakob und der Schwarze Peter hausten bei ihm; es war ihnen nicht sicher mehr unten an der Mosel. Sie brachten ihre Tage in der entlegenen Einsamkeit damit zu, sich am Tisch gegenüberzusitzen, die Ellbogen aufgestützt, den Kopf zwischen den Händen, und sich anzufluchen.

Die Krinkhofer wurden ganz scheu, beim Schmied war mitunter arg dumpfes Lärmen. Das waren Teufel, die saßen beim Hans Bast im Rauchfang verschlossen und brüllten, weil er sie nicht herausließ in die Welt. Es sollte nur keiner nahe kommen, sagte Hans Bast, wen so ein Teufel erwischte, dem drehte er das Gesicht ins Genick.

Iltis-Jakob hatte wilde Stunden, dann brüllte er, daß die Wände dröhnten, und schrie verzweifelt nach seiner Frau — und der Jung, der Jung, wo war der nun geblieben?! Er weinte und schluchzte, selbst dem Hartherzigsten konnte dabei das Mitleid kommen. Der Schwarze Peter schluchzte mit ihm, und sie beweinten

brüderlich die ſchöne Anne, um ſich dann gleich darauf mörderiſch anzufaſſen. Hans Baſt trennte ſie, er gab Obacht, daß ſie ſich kein Leides taten, denn das waren die rechten zwei, zu allem fähig, mit denen konnte man was ausführen.

Auch bei Hans Baſt war jetzt die Not eingekehrt. Die zwei fraßen ihm die Haare vom Kopf, ihm ſelber knurrte oft der Magen; dann ſchnürte er ſich den Leibgurt feſter, aber er fühlte nicht die gleiche Kraft mehr, dem Hunger zu trotzen, wie ehedem in ſeiner erſten Krinkhofer Zeit. Vermaledeit, daß die Taler nicht blieben! Sie rannen bei dieſer Teuerung durch die Finger wie ehemals die Pfennige. Und wenn er dann ſo recht hungrig war, dann faßte ihn eine wilde Wut: den Erdball zertrümmern mußte man, auf dem alles ſo ungerecht verteilt war; die einen fraßen ſich voll, und die anderen hatten nichts zu beißen.

Er ging jetzt öfter unten bei der Ußmühle vorüber, jedoch ſo, daß ihn niemand ſah. Er ſchlich behutſam. Aber eines Tages wurde er doch geſehen. Maria kam aus dem Hauſe gelaufen, ſo ſchnell, daß er ſich nicht mehr um die Ecke drücken konnte.

Das Mädchen war erſchrocken: der Vater? Was wollte der hier? Der wollte ſie doch nicht holen?!

Hans Baſt mußte eine Lüge erſinnen, und das wurde ihm ja nicht ſchwer: drei Wochen ſchon war ſeine Tochter nicht mehr oben bei ihm geweſen, er ſehnte ſich nach ihr.

Maria war gerührt. Sie ſchämte ſich, daß der Anblick des Vaters ihr Schrecken eingejagt hatte. Sie wurde ganz rot. Jetzt ſah man erſt, wie ſchön dies bräunliche Geſicht war, die Wangen waren weich gerundet, die

Augen leuchteten blank von Glanz. „Muß ich heim?“ fragte sie leise und zaghaft.

Nein, nein, sie konnte noch bleiben. Man sah es ihr ja an, wie gut es ihr ging. Hier gab es wohl noch viel zu essen?

Hatte der Vater Hunger? Sie rannte ins Haus und kam nach kurzer Weile wieder, ein frisch duftendes Brot unterm Arm, in der Schürze Wurst und Käse und ein großes Stück Kuchen. Das hatte die Müllerin ihr geschenkt für den Vater; sie drängte es ihm auf. Aber sie lud ihn nicht ein, ins Haus zu treten. Sie war froh, als er wieder ging. Früher wäre das ganz anders gewesen, aber jetzt —?! Finster zog sie die Stirn zusammen: die Gestalt des Vaters stand ihr schon übergenug hier in allen Ecken. Es kam kein Sonnenschein auf ihr Gesicht den ganzen Tag.

Hans Bast fühlte es, daß die Tochter sich von ihm wandte. Sollte er sie zu sich zwingen? Er brauchte ihr nur zu befehlen, wieder nach Haus zu kommen, sie nicht mehr dort hinunter zu lassen, wo sich etwas angesponnen hatte zwischen dem dummen Jungen und ihr. Nein, sie mußte vorerst noch in der Mühle bleiben, unten brauchte er sie und oben nicht. Ei, was gab's viel in der Mühle zu essen! Er hatte auch in die Mahlstube hineingeblinzt: viele, viele Säcke mit weißem Mehl, über das hin vergnügte Mäuse Purzelbaum schossen. Auf dem Hof stolzierten Hühner in buntem Gemenge, den Kropf voll Korn; auf dem Dache gurrten Tauben, von Linsen und Erbsen dick. Kühe standen im Stall und Schweine im Koben. Er hatte sich alles genau angesehen. Nun mußte er nur noch von der Tochter erfahren, ob der Müller viel

Bargeld im Hause hatte, und wo er es verwahrte. Und es war wichtig zu wissen, wo die Söhne schliefen — drei starke junge Kerle im Haus, der Alte stellte vielleicht auch noch seinen Mann. Wußte man das alles genau, dann war es nicht schwer, hier mit Glück etwas auszuführen.

Hans Bast hatte nicht die Absicht, mit Bückler zu teilen; bei dem Zusammentreffen im Friedrichswald war ihm der zu hochfahrend und eingebildet gewesen — die Mühle blieb für ihn und seine zwei Handlanger allein, vielleicht daß er noch den Metzger Bruttig aus Bertrich hinzunahm. Das war zwar kein Gelernter, aber einer, der damit prahlte, daß es ihm gleich war, ob er eine Menschenkehle durchschnitt oder eine vom Kalb.

Es waren seltsame Nächte, die jetzt kamen, man konnte bei einem klaren Mond- und Sternenschein lesen. In solch hellen Nächten war weniger zu befürchten als in den dunkeln, in die kein Licht des Himmels hineinscheint. Und doch hatte der Juge de paix von Lutzerath angeordnet, daß überall, in jedem Hause seines Kantons, von einer Stunde vor Mitternacht an bis zum ersten Tagesstrahl, ein Licht, und sei es noch so armselig, brannte. Es gewährte einen wunderlichen Anblick, in schneeverwehter Einsamkeit und nächtlicher Stille gelbe Pünktchen wie Irrlichter flimmern zu sehen. Diese winzigen Pünktchen, die gleich durchdringenden Blicken weit, weit in die Ferne sich bohrten, beunruhigten seltsam. Denen, die verbrecherisch schlichen, waren sie peinlich; denen aber, die unabläßig die Runde machten, ein tröstliches Zeichen.

Adami hatte bei den Behörden durchgesetzt, daß Einwohnerwehren bewaffnet wurden. Die deutsche Behörde war ängstlich: es sollte doch nicht sein, daß die Einwohner Waffen hatten, man fürchtete sich, die von den Franzosen gegebene Order zu übertreten. Oh, diese hündische Furcht! Adami war bleich geworden vor Zorn: war denn Leben und Gut eines einzigen deutschen Untertanen nicht mehr wert als eine französische Order? Unerschrocken wendete er sich an das französische Oberkommando. Er verbürgte sich mit seinem Ehrenwort, mit seiner ganzen Person — mochten sie ihn gegebenenfalls verhaften und was er besaß konfiszieren —, daß die Waffen sich nicht gegen die französische Besatzung kehren würden. Der Franzose wußte diese Mannhaftigkeit zu schätzen; noch waren keine acht Tage vergangen, als in den gefährdetsten Dörfern jeder Einwohner über siebzehn Jahre eine Flinte in Händen hielt. Eine Flinte, eine Flinte! Munition war auch geliefert worden. Das war ein Geknalle!

Adami gönnte sich keinen Tag mehr Ruhe. Er ließ sich ein Pferd satteln, auf dem ritt er in der Gegend umher. Es war nötig, die Leute zu unterweisen. In jedem Ort wurden Hauptleute ernannt, die die Wehren befehligten, für Manneszucht sorgten und auch dafür, daß die kostbare Munition nicht unnütz verknallt wurde.

So hatte es nur eines einzigen starken Willens bedurft, um eine Organisation, die wenigstens doch einigermaßen Schutz und Sicherheit versprach, erstehen zu lassen. Adami wurde oftmals gewarnt — wenn ihn ein Schuß aus dem Hinterhalt träfe?! Er ritt meistens allein.

„Mich kann ein Schuß treffen," ſagte er ernſt, „aber ich glaube es nicht. Leute wie ich werden alt, denn ſie werden gebraucht." Er fühlte tief innen, ganz ohne Eitelkeit, die Überzeugung von der Notwendigkeit ſeines Daſeins. Und dieſes Gefühl gab ihm den Mut, den er zeigte, und die nötige Ausdauer.

Schon mehr als einmal war es dem Richter geweſen, als habe man es auf ihn abgeſehen. Männer, die ihm begegneten, im Kittel des Bauern, ſahen ihn oft ſo eigentümlich an, daß es ihn innerlich zwang, ſich dann raſch und unverſehens nach ihnen umzuwenden. Sie waren dann jedesmal im Gebüſch am Wege verſchwunden, oder er ſah hinter einem dicken Baum noch gerade einen Streifen ihres Kittels. Zuweilen fiel auch ein Schuß. Aber er ritt unbekümmert weiter. — — —

Heute war ein garſtiges Wehen. Die ſtrengſte Kälte ſchien gebrochen, aber ſchlimmer als ſie war der Wind, der über Lutzerath hinpfiff. Die Poſt war ausgeblieben, Schneelaſten waren niedergegangen und hatten ihr den Weg verſperrt. Was im Sommer ſo ſchön war, war jetzt unbeſchreiblich troſtlos. Kein Weg, kein Steg im verſchneiten Einerlei.

Von ſeinem Fenſter aus ſah Adami die lange Reihe der Ebereſchen, die das Band der Landſtraße ſäumten. Sie ſtanden heute geduckt und alle nach einer Seite geweht, demütige Bäumchen, die froh waren, nicht entwurzelt zu werden. Der Wind nahm ganze Hände voll Schnee und ſchleuderte ſie gegen das Fenſter; der Schnee war nicht trocken mehr, er löſte ſich in wäſſerige Eiskriſtalle, die wie Tränen am Glas hinunterfloſſen.

Heute würde man nicht reiten können. Adami empfand es peinlich, denn gerade heute wäre es nötig gewesen, im Kanton Manderscheid bei dem Kollegen vorzusprechen. Die alte Lies hatte seinen Mantelsack schon gepackt, Adami mußte über Nacht fortbleiben. Theodor Mungel, ein Händler aus Manderscheid, wurde vermißt, und zwar war der zuletzt gesehen worden auf dem Weg hinter Dorf Bertrich. Bei dem Metzger Bruttig zu Bertrich hatte er ein Kalb verkauft. Die näheren Umstände waren noch festzustellen. Es war zu ärgerlich, daß das Wetter heute doch stärker war als der menschliche Wille!

Jetzt hätte es einer Hand bedurft, die glättend über die Stirn des Mannes strich, der am Fenster stand und unmutig in das wilde Wetter hinaussah. Adami war unruhig und unzufrieden: in den letzten Monaten so auffallend viele Verbrechen und noch kein Täter entdeckt! Er hatte die Empfindung, daß das moralische Elend der Zeit jetzt nicht mehr zu übertrumpfen war.

Wenn er den Schmied von Krinkhof nur einmal wieder sprechen könnte! Wie er hörte, sah man ihn öfter bei dem Bruttig in Bertrich einkehren. Aber Hans Bast ließ sich bei ihm nicht sehen. In vergangener Nacht freilich sah er ihn in seinen quälenden Träumen. Am Morgen wußte er nicht mehr, was ihn so beunruhigt hatte. Wenn der Schmied nicht zu ihm nach Lutzerath kam, mußte er ihn in Krinkhof aufsuchen.

Es dämmerte bereits. Der Friedensrichter zündete sein Lämpchen an und setzte sich an den Schreibtisch. Er hatte den Laden nicht vorgelegt: mochte sein bescheidenes Licht hinausschimmern in die Dunkelheit als ein Stern

für einsame Wanderer. Er senkte den Kopf über ein Aktenheft: wie unendlich viel Papier wurde verschmiert ohne jedes Resultat! Überall Diebstähle — oft nur ein Huhn die Beute, und deswegen Einbruch, und deswegen Totschlag! Mord, Mord! schrie es aus den Akten zu ihm auf. Wo war Theodor Mungel geblieben? Vielleicht auch totgeschlagen, des Geldes wegen, das er für sein Kalb erlöst hatte.

Der Wind schnob ums Haus, draußen düsterte jetzt bleiche Schneenacht. Des einsamen Mannes Kopf im Zimmer war hell beschienen, deutlich hoben sich seine von vollem Haar hochumbuschte Stirn, sein ernstes Gesicht und die Schultern, die sich ein wenig nach vorn neigten beim Lesen, hinterm Fensterglas ab. Er warf einen großen Schatten hinaus auf den Schnee. Oder war da ein anderer Schatten?

Jemand duckte sich, der draußen gespäht hatte. Es schob sich ein Flintenlauf vorsichtig übers Fensterbrett.

Der Mann drinnen hatte das Gefühl: da draußen, da lauert etwas. Er wendete den Kopf, warf einen scharfen Blick durchs Fenster — nichts, niemand! Er sprang auf und rief nach der Magd, daß sie jetzt den Laden vorlege; Nacht und Wind waren zu ungetrost. Und dann ging er unablässig im Zimmer auf und nieder, die Hände auf den Rücken gelegt.

Wenn es ihm nur gelänge, den Hans Bast zum Sprechen zu bringen! Wenn er ihm verriet, wo der berüchtigte Bückler, der Hauptmann aller Banden, sich aufhielt, dann mußte es ihm ja gelingen, den zu fangen. Seiner geistigen Überlegenheit war er sich bewußt, denn

auf wessen Seite das Recht ist, der ist geistig immer der Stärkere. Und was die Körperkraft anbelange, nun: Mann gegen Mann. — — — —

Der Wind hatte sich über Nacht gelegt, es war kein Stöhnen der Stämme, kein Brausen wild bewegter Wipfel mehr, nur ein seufzendes Wehen, als der Friedensrichter nach Krinkhof wanderte. Es war ein weiter Weg und schwer zu gehen bei der tauenden Glätte. Die Luft, die noch die ganze Härte des Eises hatte, schnitt ins Gesicht. Oh, es mußte ein Höllenleben sein, jetzt in verlassenen Köhlerhütten der Wälder Unterschlupf zu suchen! Ob mancher von denen im Wald, der nicht gerade das Allerschlimmste auf dem Gewissen hatte, nun nicht gern der Räuberei Valet sagen und lieber im Zuchthaus Wolle spinnen würde? Das freie Leben, das zur Sommerszeit manchem herrlich dünken mochte, war jetzt ein Hundeleben — schlimmer, ein Hund hat eine Hütte und Stroh. Kein Halm auf der Flur, kein trockenes Plätzchen, Stürme, die den Wald und die Knochen durchpusten, das Brot immer teurer! Jetzt war die beste Zeit, um hungriges Wild zur Strecke zu bringen.

In dem Richter brannte es wie Jagdeifer, und doch kam ihm eine große Trauer. Diese graue, feuchtkalte Luft, die sich schwer auf die Brust legte, machte trostlos. Menschenjagd! Er fühlte die ganze Schwere seines Berufes, eines Berufes, der in dieser Zeit doppelt schwer war. Wenn er die Stützen des Himmels fassen würde und daran rütteln, nichts würde die Sonne heller glänzen machen auf diese verruchte Erde. Was war aus dem Moselland geworden, diesem lachenden Land der Schönheit?! Die Göttin der Vernunft hatte nicht Vernunft

gelehrt, nur Unvernunft. Die Republik, die den Freiheitsbaum aufgepflanzt, hatte Altes umgerissen, aber das Neue, das sie dafür hingestellt, hatte nur lose Wurzeln. Herr Gott — Adami fühlte, wie es ihm heiß zu Kopf schoß — käme nur ein Sturmwind und bliese den wurzellockeren Freiheitsbaum um! Auch hierzuland hatten sie ihn umtanzt — Freiheitsbäume auf allen Märkten, junge schlanke Eichen von Eifelhöhen. Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit! Zum Lachen. Nie waren Menschen unfreier gewesen. Aber noch in Jahrhunderten würde das Volk ja das große Wort „Freiheit" nicht verstehen. Und Gleichheit? Einer wie der andere trieb dahin in der Gier nach Genießen — nur d a r i n war Gleichheit. Und Brüderlichkeit? Kain schlug den Abel tot — der Besitzlose griff „brüderlich" nach dem, was der Besitzende sich durch fleißige Arbeit erworben hatte.

Ein Ende, oh, nur ein Ende dieser schrecklichen Zeit! Aber wie sollte sie anders werden? Ein bitterer Zug grub sich ein um den Mund des Wanderers. Er blieb stehen und wendete sich nach Westen: Westwind, von Frankreich her! War der unternehmende Abenteurer, der dort das Direktorium gestürzt und sich aus eigener Machtvollkommenheit an die Spitze gestellt hatte, vielleicht derjenige, der dazu berufen war, eine aus den Fugen gegangene Welt wieder einzurichten? Ein Mann, ein Mann! Der Schatten dieses Bonaparte fiel schon auf Rhein- und Moselland; die einen sprachen von ihm mit Furcht und Unwillen, die anderen voller Bewunderung und hoffnungsvoll auch für Deutschland. Kam er zum Unheil, kam er zum Segen? Gott weiß! Der Nachdenkliche seufzte. Aber, was auch von ihm zu fürchten oder

zu hoffen war, er war ein Mann, und man ſpürte ihn ſchon.

Adami war vor kurzem mit franzöſiſchen Soldaten in ein Geſpräch gekommen, die Leute erzählten von Bonaparte; und mit Enthuſiasmus. Sie rühmten: ſchon war es ganz anders in der Armee, die Schlamperei wie weggeblaſen, man mußte freilich ſtrengen Dienſt machen, aber die Vorgeſetzten durften ſich jetzt auch nicht mehr ſchonen. Der Bonaparte, der Soldat, der war ihr Mann.

In einer Zeit, die ſo arm an Begeiſterungsmöglichkeiten war wie die jetzige, hatte ſich Adami an den Leuten gefreut; ihre Zähne hatten geblitzt, ihre Augen geleuchtet.

Wie eine freundliche Viſion zog jetzt auch plötzlich ein wenig Sonne am grauen Februarhimmel auf. Da lag die Ußmühle ihm zu Füßen. In die tiefe Schlucht hineingequetſcht, hob ſich ſchmal und hoch das Haus, an dem mit ſtändigem Rauſchen und ſchäumendem Giſcht die wilde Uß vorbeiſauſte. Schwarz ſchaute das Felſenhaupt einer Hohen Lay, an deren ſteiler Lavawand kein Schnee haften blieb, auf Mühle und Grund nieder. Und doch war die Mühle traulich. Auf dem im Sommer mit blühendem Hauswurz bewachſenen mooſigen Strohdach, auf dem jetzt noch Schnee lag, ruhte es wie Friede. Augenblicklich ſtand die Mühle ſtill, es gab im ganzen Land kaum Korn mehr zu mahlen. Hier ſchien doch noch einiges vorhanden. Adami ſah, wie ein Mädchen vor die Haustür trat und die Hühner lockte, die auf dem rein gefegten Hof ſich über Körner hermachten.

Auch ein ganzer Schwarm Tauben ließ ſich nieder und umflatterte den Kopf der Futterſtreuenden.

Adami fühlte wie eine Erheiterung dieſes Bild einer behaglichen Wohnſtätte. Und wer war dieſes hübſche Mädchen? Der Müller hatte keine Tochter, nur drei Söhne. Adami trat durchs Tor in den Hof. An wen erinnerte ihn das ernſthafte Geſicht dieſer jungen Perſon dort? Aus großen, tiefdunklen Augen ſah ſie ihn an. Er fragte ſie nach dem Müller.

Sie gab ihm Beſcheid: der Müller war ins Dorf gegangen, die Söhne waren auch nicht zu Haus, und die Müllerin, die war krank.

Adami, der ſonſt nur ſeine alte Magd ſah und die flachsblonden Dorfmädchen, die ſich verſchämt kichernd anſtießen, wenn der Friedensrichter an ihnen vorbeiging, war überraſcht von dieſem ſchönen und ſtolzen Geſicht: wo hatte er das nur ſchon einmal geſehen? „Wer iſt Sie?“

„Ich bin die Maria“, ſagte ſie einfach. „Hans Baſt ſeine Tochter aus Krinkhof.“

Aha, nun wußte er, an wen die ihn erinnert hatte: Hans Baſt — und doch nicht ganz Hans Baſt! In dem Mädchengeſicht war viel mehr Güte und Ehrlichkeit. Er fragte ſie, ob ihr Vater zu Haus ſei.

„Weiß nit“, ſagte ſie da plötzlich kurz und ablehnend, grüßte mit einem ſtummen Nicken und ging ins Haus.

Adami war einigermaßen befremdet: ſo bereitwillig zuerſt mit der Auskunft und dann ſo abweiſend? Die Tochter ſchien nicht gut Freund mit dem Vater. Sie paßten wohl nicht zuſammen. Adami ärgerte ſich: er

hätte sie zutraulicher machen müssen, vielleicht hätte er durch sie auch manches erfahren können. —

Er war erst eine kurze Strecke von der Mühlschlucht über den Steg nach Krinkhof bergaufwärts gegangen, als der Müller hinter ihm dreinrief. Der alte Mann keuchte vor Eile.

Der Müller grüßte kaum, er berichtete sofort atemlos: eben war er in Bertrich gewesen, da hatte man gerade den Theodor Mungel gefunden — eine Frau beim Holzsammeln in der Linnich — er lag da in einem Tannengestrüpp, ganz nackt, die Kleider hatten sie ihm auch genommen! Der Üßmüller war ganz außer sich, er faßte immer an seinen Kopf: so etwas, so etwas hier im Tal! So lang er denken konnte, war so etwas hier noch nicht vorgekommen.

Vor des Richters Augen flimmerte die Luft, sie tanzte in roten Punkten; das war sein Blut, das der Zorn ihm zum Kopf getrieben hatte. Es sauste ihm in den Ohren. „Laßt den Mungel liegen in der Linnich, so wie er liegt", sagte er rasch.

„Meine Jungens halten Wache bei ihm."

„Und wo ist der Metzger Bruttig?"

„Den haben se im Verdacht. Noch hängt dat Kalb vom Mungel ausgeschlachtet beim Bruttig in der Metzgerei, aber er selber is nit da."

„Weiß kein Mensch, wo er hin ist?" Adami fragte es hastig.

Der Müller zog die Schultern hoch und schüttelte den Kopf: „Vielleicht zum Bückler!" — — —

Im Sturmschritt war der Friedensrichter nach Krinkhof hinaufgeeilt. Er hatte das Gefühl, keine Minute

versäumen zu dürfen. Was er sich eigentlich von seinem überraschenden Besuch dort versprach, machte er sich nicht klar. Aber es drängte ihn: er mußte, er mußte den Krinkhofer sehen und sprechen! Er fühlte nach seiner Brust, wo unter der Jagdjoppe die Waffe sich barg: und wenn er Hans Bast die Pistole vorhalten sollte, er mußte es ihm abzwingen, daß er aussagte, was er irgend wußte. Wo steckte der Bückler? Ob der Tod des Mungel dem berüchtigten Räuber zur Last fiel, das schien ihm freilich nicht gewiß; es sündigten viele auf dessen Namen, vielleicht auch der Bruttig. —

Der Wind blies mit vollen Backen in das Gedränge der Wolken, die wie schwarze Schafe am Krinkhofer Himmel hineilten. Nun waren sie weg. An einem bleichen Horizont stand für kurze Minuten eine bleiche Sonnenscheibe, aber sie hatte nicht die Kraft, der noch völlig winterlichen Höhe Farbe und Leben zu geben. Grau, kalt und düster alles. Wie ein drohender Finger bewegte sich die hochragende Tanne vor der Schmiede. Und nun jagten schon wieder die schwarzen Schafe daher, das bleiche Gesicht am Horizont versteckte sich rasch, einzelne Schneeflocken begannen zu flattern.

Der Schmied von Krinkhof öffnete seine Hüttentür: Donner und Doria, da hatte ihn ja zur rechten Zeit eine heimliche Ahnung getrieben, Ausschau zu halten! Da kam er ja gerade aus dem Wald heraus, der Schuft, der Spion, die verfluchte Spürnase! Beim ersten Auftauchen schon hatte Hans Basts scharfes Auge den Verhaßten erkannt.

Er schlug rasch seine Tür zu. Und nun rüttelte er die beiden, die schnarchend auf einer Streu am Herd lagen.

Aber Iltis-Jakob und der Schwarze Peter rührten sich nicht, sie hatten zuviel Branntwein in sich. Er wandte sich mit einem Achselzucken ab.

Ein dritter saß am Tisch und rauchte, argwöhnisch sprang er sofort auf, als sein Wirt nur „Pst" machte.

„In den Schrank, Bruttig!" Der Schmied schloß den Schrank auf, hastig drängte sich der rothaarige Metzger zwischen die Kleider; die Rückwand des Schrankes wich zur Seite, in das luftlose, enge Räumchen dahinter schob ihn Hans Bast.

Und nun schloß er den Schrank. Er hatte gerade noch Zeit, die Pfeife des Mungel, aus der der Bruttig geraucht hatte, ins Herdfeuer zu werfen, als es klopfte. Ohne das „Entrez" abzuwarten, trat Adami ein.

Mit einem scharfen Blick überflog er den Raum. Also hier war der Raum, in dem der Wunderdoktor seine Tränkchen braute, in dem er Teufel bannte und Geister heraufbeschwor, wie die Abergläubischen sich erzählten? Kahl und sehr nüchtern sah es hier aus, halb Küche, halb Stube, um nichts besser und nichts schlechter als in anderen ärmlichen Bauernhütten. Keine Phiole, kein Medizinfläschchen war zu sehen, kein Totenschädel; nirgend etwas, was geheimnisvoll auf naive Gemüter wirken konnte. Hinterm Weihwasserkesselchen bei der Tür steckten geweihte Palmzweige, und auf dem großen eichenen Schrank, der dunkel und klobig den Estrich beschwerte, stand eine bunt bemalte Figur der Mutter Gottes.

Was führte den Bürger Friedensrichter zu ihm herauf? Hans Bast war erstaunt; dann bedankte er sich für die Ehre und lud den Herrn zum Sitzen ein. Er war

nicht freundlicher als ſonſt und auch nicht weniger freundlich, mit großer Ruhe bewegte er ſich.

Adami mußte ſich geſtehen: wenn der in anderen Kleidern wäre und in anderen Umgebungen, der könnte für einen Mann von Welt gelten. Er fand nicht den Ton, den er ſich vorgenommen hatte anzuſchlagen. Der Schmied war ſo gelaſſen und ſah ihm ſo ruhig und gerade in die Augen, daß er ihm heute viel vertrauenerweckender erſchien als je vordem. Aber wer waren die Kerle, die da am Herd ſchnarchten? Die ſahen deſto weniger vertraueneinflößend aus. Mißtrauiſch betrachtete er ſie.

Hans Baſt lächelte. „Bauern von da drüben!“ Er wies mit der Hand wie weithin. „Han über den Durſt geſoffen. Sind ſchon öfter bei mir vorgekommen, wenn ſie zu Markt herunter wollten an die Moſel. Konnten geſtern abend nicht mehr weiter und —“

„Und da hat Er ſie hierbehalten“, ergänzte in einem ironiſchen Ton Adami. „Wißt Ihr, Nikolai, daß der Händler Mungel aus Manderſcheid, der vermißt wurde, heute morgen gefunden worden iſt in der Linnich?“

„Hatt' wohl auch ſchief geladen,“ lachte der Schmied.

„Er iſt ermordet.“ Der Richter beobachtete den anderen ſcharf. „Und nun ſagt mir, was Ihr von der Geſchichte wißt!“

„Ich? Ich weiß gar nix!“ Hans Baſt war aufs höchſte verwundert. „Bin ſeit Tagen nit vom Haus fortgekommen, wußt nit emal, dat der Mungel vermißt wird. Wie kam der denn hieher?“

„Er war bei Eurem Freund Bruttig in Bertrich. Auf dem Heimweg von dem wurde er vor drei Mittagen

zuletzt gesehen. Was wißt Ihr vom Bruttig?" Der Richter trat dem Schmied ganz nahe und flüsterte: „Ihr wißt doch von der Sache — sprecht offen —, es soll Euer Schaden nicht sein! Ich erinnere Euch daran: Ihr habt damals mein Wort bekommen — also sagt, was wißt Ihr vom Bruttig, und wo ist der jetzt hin?"

Der Krinkhofer kniff die Augen zu, er fuhr sich über die Stirn, als ob er schwitze, und dann sprach auch er flüsternd: „Ihr habt den Bruttig zu Unrecht im Verdacht. Der hat den Mungel nit umgebracht. Aber" — er machte eine kleine Pause, als ob es ihm schwer würde, es zu sagen — „der Bückler!"

Ungläubig sah ihn der Richter an.

„Ja, ja, bei mir hier is der vorbeigekommen, er und seine Bande. Ich hab meine Tür versperrt, ich war nit zu Haus, ich will nit freund sein mit denen. Aber auch nit feind; dat kann mir niemand verdenken, denn ich wohn einsam. Hab ihnen dann nachgesehen oben von der Tanne, sind nach der Linnich zu hinunter." Er dachte nach: „Ja, ja, vor drei Mittagen war et!"

„Aber warum ist denn der Bruttig auf und davon?"

„Hoho, der kommt schon wieder!" Hans Bast lachte dröhnend. „Aus lauter Angst wird der auf und davon sein. Der fürcht' natürlich, dat Verdacht auf ihm liegt, weil er beim Handeln noch jedesmal Streit gekriegt hat mit dem Mungel. Ihr könnt et glauben, der find't sich schon wieder ein, sobald dat der weiß, dat sie den Richtigen haben."

„Und wo denkt Er denn, daß der Bückler jetzt steckt?"

Hans Bast sah sich um, als ob ihm Tür und Fenster nicht sicher genug seien vor Lauschern. Ganz nahe neigte

er sich zu Adami hin: „Die sind der Grenz zu. Paßt auf, der Bückler und seine Gesellen, die wechseln nach Frankreich herüber!"

„Über die Grenze? Das wäre!" Der Richter tat völlig überrascht. „Ich hoffe, die Franzosen passen auf! Jetzt dürfte es wohl schon zu spät sein, die zu alarmieren", fügte er anscheinend besorgt hinzu.

Unter gesenkten Lidern hervor schoß der Schmied einen raschen Blick: glaubte der's, oder glaubte der's nicht?

Adami glaubte es nicht. Kein Wort von dem, was Hans Bast ihm erzählte. Das war ja alles viel zu absichtlich und zurechtgemacht; auch kam ihm der Mann, trotz aller zur Schau getragenen Ruhe, etwas unsicher vor. Abermals regte sich die Abneigung in ihm, die er gleich beim erstenmal empfunden hatte, als der Schmied vor ihm stand; und heute war diese Abneigung noch stärker, und zu ihr gesellte sich der Argwohn: könnte dieser Mitwisser nicht auch Mittäter sein? Nein, das doch nicht! Dieser Mann mit dem stolzen Gesicht und den schönen dunkeln Augen, der Vater des Mädchens, das er soeben unten getroffen hatte, war kein Verworfener, war wohl nur einer, der sich darin gefiel, sich mit dem Schein des Alleswissens zu umgeben. Aus Eitelkeit, vielleicht auch um einiger Vorteile willen, deren Grund er freilich bis jetzt noch nicht sah. Aber es war jedenfalls geraten, die beiden Strolche da gleich mitzunehmen; Bauern waren das auf keinen Fall.

„He, aufgewacht!" Adami stieß einen der Schnarchenden nach dem anderen mit dem Fuß an. „Wer seid ihr? Was habt ihr hier zu suchen? Fort, marsch!"

Sie waren beide aufgesprungen, so völlig überrascht waren sie, daß sie gar keinen Widerstand wagten.

Adami ließ ihnen auch keine Zeit, sich zu besinnen, er stieß sie dem Ausgang zu.

Hans Bast vertrat ihm die Tür: „Wat fällt Euch ein, Herr? Leut' so erausschmeißen aus meinem Haus?" Es grollte etwas Drohendes in seiner Stimme, und ein Blitzen war in seinen Augen.

Aber der Friedensrichter hatte den Revolver hervorgezogen — auch in seinem Blick war etwas, das bedrohte —, er entsicherte seine gute Waffe, hielt sie in der erhobenen Rechten und trieb so die beiden, noch immer Taumelnden, vor sich her.

Hans Bast starrte ihm nach: war der doch klüger, als er ihn eingeschätzt hatte? Jedenfalls war der mehr als unbequem. Er fluchte. Aber Geduld! Wenn's neulich nicht dazu gekommen war, mit dem abzurechnen, es fand sich schon wieder eine Gelegenheit. Nur noch Geduld und Vorsicht! Der Schmied ballte seine große Faust im Hosensack.

— — — — — — — — — — — — — — — —

Der Friedensrichter ließ jetzt immer die Läden vorlegen, sobald es dämmerte. Er saß nicht mehr so hell beschienen am Fenster und zeigte seine hohe Stirn mit der leicht gepuderten Haartolle darüber. Er ritt jetzt auch nicht mehr ganz allein, entweder begleitete ihn sein Schreiber, oder ein großer Hund sprang vor dem Pferd her. Der war dunkelgrauschwarz wie ein Wolf, und die Zunge hing ihm lechzend aus einem blutroten Rachen. Die Leute fürchteten ihn, er sprang an auf: „Fass'!". Beim zweiten „Fass'!" biß er gleich in die Gurgel.

Der Richter war verzweifelt: was nützte ihm aller persönliche Mut? Eigentlich war es ein Leichtsinn gewesen, damals, so ganz allein, die beiden Strolche von Krinkhof mit herunterzunehmen. Hätte er schon seinen Miro gehabt, es wäre besser gewesen, dann wären die zwei ihm nicht entkommen. Ohne weitere Schwierigkeiten hatte er die beiden Taumelnden und unsicher Gehenden vor sich hergetrieben, den Arm mit der Waffe immer erhoben, als er plötzlich gestolpert war über eine tückische Wurzel. Ein Ruck durch den ganzen Körper, die Waffe entfiel ihm, er bückte sich hastig nach ihr — da rannten auch schon die beiden davon, jetzt nicht mehr taumelig, sondern schnell wie die Hasen. Und ob er auch hinter ihnen dreinschoß und dem Müller, der auf das Geknalle aus seiner Mühle gelaufen kam, zuschrie: „Haltet sie!", die Flüchtigen waren im Tannengestrüpp verschwunden gewesen, und man entdeckte keine Spur mehr von ihnen.

Das Gefühl verließ Adami nicht: der Schmied, der lachte ihn aus. An einem der nächsten Tage schon war Hans Bast in Lutzerath erschienen. Er wollte sich doch einmal erkundigen, ob der Bürger Friedensrichter mit den beiden Trunkenbolden auch gut von Krinkhof heruntergekommen sei. Adami fühlte den Hohn. Aber es lag kein Grund vor — wenigstens war jetzt keiner vorzuschützen — um den Mann festzunehmen. Doch konnte er sich nicht enthalten, ihn anzufahren: „Entweder ist Er der dümmste Esel oder der schlauste Fuchs. Gauner waren das und keine Bauern!"

„Dann war ich eben der dümmste Esel", sagte gelassen Hans Bast. „Sie han mich gerad so gut für en

Narr gehalten wie Euch, Bürger Friedensrichter!" Und dann kraute er ſich im Bart: „Hm, hm" und ſchüttelte den Kopf.

Dieſer Mann war wie ein Fels, an ihm biß die Juſtiz ſich die Zähne aus. Mit einer mutloſen Gebärde ließ der Richter die Hände in den Schoß ſinken. Hätte er doch den Stab, mit dem Moſes den Felſen ſchlug, daß der verſchloſſene Stein ſich auftun müßte!

Der Metzger Bruttig ſaß wieder ruhig unten zu Bertrich; man hatte ihm nichts nachweiſen können, und was die Leute wiſperten, darauf war nichts zu geben. Es war alſo doch der Bückler geweſen, der auch dieſe Freveltat in der Linnich begangen hatte. Aber zu finden war der nicht. Sollte denn alles ungeſühnt bleiben, was er verbrochen hatte? Adami fuhr ſich mit nervöſen Fingern durchs Haar. —

Noch immer herrſchte der Winter, und nach dem neuen Kalender ſtand doch ſchon Germinal vor der Tür. Es lag nicht ſoviel Schnee mehr, ſtellenweis war die Erde ſchon nackt; es ſproßte jedoch noch kein Hälmchen. In der Nacht bedeckte ſich alles, was Waſſer hieß: See, Teich, Tümpel, Pfütze, noch mit Eiskriſtallen. Nur der Bach, der an der Ußmühle vorbeiſchoß, der litt nichts auf ſeinem Waſſer, das, wie über Treppenſtufen, ſeinen ſchäumenden Giſcht von Felsabſatz zu Felsabſatz ſtürzte. Um dieſe Zeit des ſchmelzenden Schnees donnerte der Bach, daß man laut ſchreien mußte, wenn man ſich verſtehen wollte. Das Haus erzitterte unterm gewaltigen Rauſchen des Mühlrades. Es gab Arbeit. Der Erſte Konſul, der ſiegreiche General Bonaparte, hatte zwar viel zu tun in Paris, aber er vergaß ſeine Soldaten im

Rheinland nicht; ägyptisches Korn, italienischer Mais waren angekommen. Alle Mühlen im Rheinland hatten Mehl zu mahlen für die französische Besatzungsarmee. Hätten gutmütige französische Jungen nicht manchmal von ihrem Weißbrot den deutschen Kindern gegeben, und hätten die Mütter nicht Fladen gebacken von ein wenig Kleie und Wasser, so wären viele von ihnen in diesem Winter Hungers gestorben. Wenn der Winter und sein Hunger doch nur endlich, endlich vorüber wären! — —

Julie Bläsius saß in der Hütte des alten Bauernweibs unten am Kondel, wo Johannes Bückler, unter dem Namen eines Jakob Ofenloch, wandernder Krämer aus dem Hessischen, sie eingemietet hatte als seine Frau. Es war hart für die Julie, so stillzusitzen; nun war sie hier schon seit Winteranfang. Da war der Knabe geboren worden, sein Kopf war so dick, daß es ihr fast das Leben gekostet hatte. Das alte Bauernweib hatte an ihr gerissen, als sei das Kind ein Kalb und sie ein Stück Vieh; trotz aller Standhaftigkeit Juliens hatte die Hütte widergehallt von ihren gequälten Schreien.

Nun war nicht daran zu denken, daß sie durch rauhes Wetter, bald hierhin, bald dorthin, und immer auf der Hut, ihrem Liebsten folgen konnte. Sie, die einst so Leichtfüßige, ging jetzt schwerer und ermüdete rascher; auch hätte sie nicht mehr in ihre Jungenhosen schlüpfen können, sie war für die zu sehr in die Breite gegangen. Das machte ihr Kummer. Sie stand oft lange vorm Spiegelscherben und betrachtete sich: würde sie noch auf dem Seil tanzen können oder sich aufs Pferd schwingen

wie ein Mann? Eine Wut ſtieg in ihr auf, ſie verwünſchte den Jungen, der ſie ſoviel gekoſtet hatte. Wenn ſie dann aber daran dachte, wie ſehr ihr Hannes ſich über ihn freute, ſo riß ſie das Kind aus der Wiege, überſchauerte es mit ihren Küſſen, drückte und herzte es ſo wild, daß es anfing, kläglich zu ſchreien. Es ſchrie überhaupt viel.

„Mein Kinner han nie nit eſu vill Schpitackel gemaach", ſagte die Alte vorwurfsvoll und ſteckte dem Säugling ein Leinenbäuſchchen, das in betäubenden Mohnſamentee getunkt war, ins Mäulchen. So hatten ſie Ruhe vor ihm.

Aber Julie fand doch keine Ruhe, ſie mußte immerfort an den Hannes denken. Wo war er jetzt, was hatte er nun gerade vor? Ob's ihm auch glückte? Nun ſie nicht mehr mit ihm war, ängſtigte ſie ſich um ihn — früher hatte ſie ſich nie geängſtigt, je toller, je lieber —, hatte er doch ſelber geſagt: „Solang du bei mir biſt, kann mir nix paſſieren." Und ob er ſie auch nicht vergaß? Eine immer rege Eiferſucht war in ihr. Er hatte ihr zwar Treue geſchworen, aber ſie kannte ihren Hannes. Solange er nur Spaß machte, wie mit der Buzlieſen-Amie und des Iltis-Jakobs Frau—mit mancher anderen hatte er noch geſchnäbelt —, achtete ſie's nicht für voll. Aber wenn er eine andere ganz bei ſich hätte, das würde ſie ſich nie und nimmer gefallen laſſen!

Geſtern war Jakob Ofenloch dageweſen. Der Krämer-Jakob hatte ein Tabulett umhängen am Lederriemen; Seife und Tabak waren ſein Hauptgeſchäft, aber er hatte auch Band, Nadeln und allerlei Klein-

kram zu verkaufen. Er hatte sich einen Bart stehen lassen, der kleidete ihn gar nicht gut; Julie hatte gebettelt und gescholten: „Den mußte dir wieder abnehmen lassen."

Aber er hatte es nicht gewollt; er fand sich so ebenso schön, und dann war er so weniger zu erkennen. Iltis-Jakob und der Schwarze Peter, seine Besten, waren versprengt. „Und du bist auch nit mehr bei mir — ich mein halt, ich hab nit eso recht Glück mehr!"

„Der verflirte Jung!" Sie stampfte mit dem Fuß auf: „Wenn der nit wär!"

Da hielt er ihr rasch den Mund zu: „Du sollst so ebbes nit emal denken!" Es klang zornig. Und dann weich: „Der Jung, der macht mir esu vill Spaß. Klein Kinder sind doch dat Allerschönste auf dieser Welt!" Er nahm den eingebündelten Kleinen behutsam in seine Arme, kitzelte ihn am Kinn und sah ihm bewundernd in die großen blauen, ein wenig starren Augen. Tänzelnd ging er mit seinem Bündel in der Stube auf und ab, pfiff und sang, und das kleine Hänneschen, das sonst soviel schrie, verhielt sich ganz still. Hannes wurde heiterer über dem Tändeln mit seinem Kind, so heiter, wie er gewesen war in seiner besten Zeit. Er vergaß alle Widrigkeiten des schweren Winters. Jetzt kam ja bald Frühjahr, und wenn das erst da war, dann machten sie, daß sie hier fortkamen, wanderten in ein neues Revier — die Rhön zum Exempel, die war gar so übel nicht.

Die Julie war gleich dabei, sie hatte es hier herzlich satt. „Hei, da kommen ich mit! Da brauch' der Jung mich nit mehr. Den lassen mir dann hier bei der Frau!"

Zärtlich hing ſie ſich an ihren Hannes und ſchmeichelte ihm.

Er blieb die Nacht bei ihr. Aber es war keine Nacht mehr gleich jenen, die ſie einſt verbracht hatten auf dem Kallenfelſer Hof. Hart und kalt war das Lager, und alle Augenblicke fuhr Bückler auf und lauſchte: horch, Tritte! Hörte ſie nichts? Pochte es nicht?! Ihre Arme zogen ihn immer wieder nieder, ſie umſchlang ihn und küßte ihn mit aller Gewalt, aber ihr Koſen, das ihn ſonſt ſüß eingelullt hatte, half nicht. Er war es nicht mehr gewohnt, ruhig zu ſchlafen.

Es war ein Glück für ihn, daß der Joſeph Edinger, ein vermöglicher Weingutsbeſitzer zu Pünderich und ein Mann ſo fromm, daß er keine Meſſe ausließ und bei allen Wallfahrten vornan war mit Kreuz oder Fahne, einen Narren gefreſſen hatte an ihm. Und das war ſo gekommen: Der Edinger war Wein verkaufen geweſen moſelabwärts, als er zurückkehrte, paßten der Bückler und ſeine Geſellen ihm auf. Aus dem Buſchwerk zur Seite der Straße ſtürzten ſie, hielten das Wägelchen an, nahmen dem Edinger all ſein Geld ab, und Placken-Klas und Fink der Rotkopf, die ſchlechter Laune waren, da der Hunger ſie zwickte, wollten ihn gleich auf der Stelle totſchlagen und ihn dann in die Moſel ſchmeißen. Da lag der auf ewig ſtumm bei den Fiſchen. Das Pferd war kein Menſch, das konnte nicht wider ſie zeugen. Jedoch der Hannes hatte das nicht gelitten. Der Edinger war niedergekniet und betete laut, Bückler ſtellte ſich vor ihn zum Schutz, und als die Genoſſen murrend ſich widerſetzten, trumpfte er auf: noch war er, er allein es, der zu beſtimmen hatte. Es war genug mit dem Geld,

mit dem Pferd und dem Chaischen. Wenn der Edinger ihnen schwor, sie nicht anzuzeigen, dann konnte man dem wohl trauen; der war ja fromm, der brach keinen Eid.

Und der Edinger schwor „So wahr mir Gott helfe!" Und schwor noch extra bei den Heiligen und bei allen siebzehn Nothelfern dazu, daß er's nicht würde zur Anzeige bringen.

Danach hatte ihn Hannes noch ein gut Stück begleitet. Er traute seiner Bande doch noch nicht recht; die war durch den grausamen Winter erbittert, verbissen in ihrer Wut über ein ungerechtes Geschick, gereizt wie ein Tier, das, in die Enge getrieben, auf dem Sprung ist mit Klauen und Zähnen.

Der Edinger wußte sich gar nicht genug zu bedanken. Weiß Gott, daß einer, schon so bei Jahren und dürr wie ein Zaunstecken, dazu mit einem Weib, das unbekömmlich war wie purer Essig, daß so einer noch so am Leben hing! Das verwunderte den Hannes. Aber ihm konnte es ja recht sein, denn der Edinger, noch heilfroh, so davongekommen zu sein, hätte ihm gern wer weiß was zuliebe getan. Sie sprachen freundschaftlich miteinander. Der Edinger salbaderte gern; er war der würdige Mann, der die erste Stimme hatte im Kirchenrat und bei allen Wallfahrten Vorbeter war. Er predigte dem Sündigen von der Unruhe der Seele. Und der Hannes gestand denn auch ein: er würde gern einmal ruhig wo sitzen ohne Unruhe und wissen, hier kommt keiner hinter dir her.

Der Edinger hatte ein Sommerhaus, das war früher einmal eines Adligen Jagdschlößchen gewesen; es lag eine Stunde über Pünderich in den Bergen und versteckt

im Walde. Das bot er seinem Lebensretter an, es sollte ihm da an nichts fehlen. Es kam auch kein Mensch jetzt herauf, nur er würde ab und zu kommen und seinen Schützling besuchen.

„Und mich zur Tugend bekehren", lachte der Hannes. „Die Müh is verloren" — das Lachen war nicht ganz echt —, „dazu is et zu spät!" —

Julie Bläsius hatte am anderen Morgen schwer Abschied genommen. Wenn sie ihren Hannes nun auch nah wußte — es war gar nicht so weit, nur ein paar Stunden über den Berg nach Pünderich —, so umhalste sie doch ihren Krämer-Jakob, als wäre es auf Nimmerwiedersehen. Und der weinte auch fast.

Sein Kind hatte der Vater vielmals geherzt und geküßt. Dann hatte er sich losgerissen und war langsam und jedem, der ihm begegnete, von seinem Kram anpreisend, seine Straße gezogen. Zuerst war Hannes bekümmert: ach, es war doch sehr traurig, von Julie und seinem Hänneschen sich trennen zu müssen! Aber bald pfiff er sich eins. Die Aussicht, morgen schon in das schöne Sommerhaus einziehen zu können, war lockend; dafür ließ man sich schon des Edinger Predigten gefallen.

XVI

Die französischen Herren zu Koblenz langweilten sich. Sie hatten zwar ihr Theater, aber erste Kräfte waren daran nicht tätig; man war von Paris her Besseres gewohnt. Zudem hatte man es satt: den ganzen Winter immer dieselben Frauenzimmer. Das Theater fing an leer zu sein. Dem Präfekten lag daran, seine Herren zu amüsieren. Die Pariser Tänzerin, die beliebte Cecilie Vestris, gastierte seit Monaten in der Provinz herum — jetzt war sie in Metz —, das wäre eine Idee, die nun hierherkommen zu lassen. Seine Herren würden begeistert sein!

Die Tänzerin war nicht gerade sehr erbaut von der Bitte des Präfekten, nunmehr die Stadt Koblenz auch zu beehren. Diese Bitte war, wenn auch verblümt, ein Befehl: als gute Republikanerin hatte sie einfach die Pflicht, ihn in der Ausübung seines Amtes zu unterstützen. Als Bonbon war eine große Gage in Aussicht gestellt. Zudem lockte es sie, zu den schon im Besitz befindlichen Juwelen sich noch einige neue hinzu zu erwerben. Die Tänzerin machte sich auf die Reise. —

Die schöne Vestris lehnte bequem in den Polstern einer geräumigen Reisekutsche. Sie hatte den Reise-

schleier, der sie bis an die Augen verhüllte, abgenommen; unterm Bandeau hing das rötlich gefärbte Haar in gedrehten kleinen Löckchen in Stirn und Schläfen, und eine große Locke ringelte sich aus dem griechischen Knoten am Hinterhaupt. Die Tänzerin schaute gleichgültig durchs Fenster und betrachtete aus lauter Langeweile die Mosellandschaft.

Die war selbst bei dieser unfreundlichen Witterung schön. Rechts der Fluß — breite Wellen in einem glatten Stahlgrau dahingleitend —, links schroffe Berge, unten nackt-felsig, oben von dichtem Wald bekrönt. Ab und zu eine Burgruine, kühn und verwegen über einem sich duckenden Dörfchen; weiße Kapellchen zwischen schwarzen Tannen, steile Stationswege, mehr für schwindelfreie Ziegen geeignet als für betende Waller.

Die Tänzerin gähnte: ach, immer dasselbe! Schon Tage und Tage unterwegs, bei Nacht schlechte aubergen mit harten Betten und ungeheizten Stuben und dazu diese ewige, eintönige Fahrt! „Mon Dieu, hätte ich doch diese verwünschte invitation nicht angenommen!“ Sie stieß mit den atlasbeschuhten Füßchen ihrer Kammerfrau, die ihr gegenübersaß, in die Schienbeine.

Diese gähnte auch: Madame hatte ganz recht, man hätte diese Fahrt nicht unternehmen sollen. Die Anstrengungen solcher Reise waren das Geringste, dafür war man ja jung, die Jugend spottet aller Anstrengungen! Die Kammerfrau, eine schon recht reife Person, warf sich in die Brust. Aber die Langeweile, oh, diese Langeweile, die war nicht zu ertragen!

Sie gähnten beide um die Wette. Und nicht einmal ein kleines Abenteuer, nicht eine émotion, die zerstreute, kein Kavalier! Auf der ganzen Reise kein Mannsbild, dem es sich verlohnt hätte, auch nur einen Blick zuzuwerfen.

Die schöne Cecilie zog den pelzgefütterten Reisemantel, der ihr von den Schultern geglitten war, fröstelnd über ihrem Busen zusammen, von dem, der Mode gemäß, ziemlich viel unbedeckt war. Ein Schauer lief über ihre samtige Haut. „Wie schön muß es jetzt bei uns in Paris sein, viel wärmer, viel sonniger! Oh, ich Unglückselige!" Sie klagte laut und begann die Hände zu ringen, deren Finger von Ringen funkelten. Jeder Liebhaber hatte das Recht und — die Pflicht, einen Finger mit einem Ring zu schmücken; und da es der Liebhaber viele waren, waren es auch der Ringe viele, sie hatten kaum Platz mehr an den zehn Fingern.

Herrin und Dienerin erschöpften sich in Lamentationen. Fern von Paris zu sein, war schon ein Unglück, aber nun gar hier im Land dieser Barbaren, einem Land, in dem es nur Mannsbilder gab, aber keine Kavaliere — da, ein Ruck. Der Wagen hielt plötzlich an. Lauter Wortwechsel.

Der Kutscher auf dem Bock schrie und peitschte auf die Pferde, der kleine Diener, der neben ihm saß, schrie auch: sie scheinen Streit mit jemand zu haben. Da — ein Knall! Man schoß! Was war das?! Aufkreischend verbarg die Kammerfrau ihr Gesicht mit dem Mantelzipfel.

Draußen plumpten die großen Koffer vom Verdeck der Reisechaise. Die Vestris riß das Fenster hinunter:

ihre Koffer, ihre Koffer, was ging mit ihren Koffern vor? Sie reiſte mit beſonderen franzöſiſchen Ausweiſen und Empfehlungsbriefen, es hatte kein Menſch das Recht, Hand an ihre Koffer zu legen! Sie ſchrie es in die leere Luft, kein Menſch nahm Notiz von ihrer Entrüſtung. Sie ſah ein paar Männergeſtalten, die ſich mit ihrem Kutſcher herumbalgten. Nun hatten ſie den überwältigt. Der Diener ſtand auch ſchon da, die Hände zuſammengebunden und machte ein weinerliches Geſicht.

„Des brigants, des brigants!“ kreiſchte die Dame.

Da trat ein ſchlanker Menſch an den Wagenſchlag und zog den Hut: „Mille fois pardon, Madame, exkuſört! Steigt nur aus, Euch geſchieht eweil nix. Mir han gehört, dat Ihr nach Koblenz fahrt — wollt die Freundlichkeit haben, bei uns eſo lang zu verweilen, bis dat Euer Kutſcher zu Koblenz hinterbracht hat, dat mir Löſegeld verlangen. Zweitauſend Franken. Hm“ — er betrachtete ſie bewundernd — „Ihr wärt auch zwanzigtauſend wert. Sitzt wieder auf,“ ſchrie er dann den Kutſcher an, „fahrt zu und ſagt: zweitauſend Franken ſind, von heut ab in vier Tagen, zu bringen nach der Kapelle auf dem Reiler Hals, über Dorf Reil. Da legt ſie hinters Altärchen. Wird dat Geld aber nit hinterlegt, oder kömmt Polizei, oder wird ſonſt mit Gewalt wat gegen uns unternommen, ſo muß die hier dat büßen. Sie ſtirbt zur nämlichen Stund.“ Er legte die Hand auf die Veſtris: „Ich ſchwör et! Hat Er verſtanden, wat Er ausrichten ſoll?“

Der Kutſcher hatte verſtanden; er hieb voller Angſt auf die Pferde.

„Haalt, noch 'n Momang!" Der Bückler warf einen Blick in den Wagen. Da saß noch eine drin, die Kammerfrau, und zitterte. Sie hatte den Mantelzipfel fallen lassen und lächelte süß — es war am besten, sich mit diesem Räuber gut zu stellen — sie machte Miene, herauszukrabbeln. „Bleibt nur sitzen," sagte der Bückler trocken und schob sie wieder zurück, „Euch brauchen mir hier nit. Der Kleine da, der kann sich noch bei sie setzen." Er schubste den Diener zu ihr hinein. Und dann: „Allez wit, abgefahren!"

Der Wagen rollte davon.

„Erlaubt, schöne Dame!" Sorgsam legte Johannes Bückler der Vestris den Reisemantel, der ihr herabgeglitten war, fester um ihre Blöße. „Dat Ihr Euch nit verkühlt!" Galant bot er ihr den Arm.

Sie nahm den, sie sagte kein Wort. Das war doch die merkwürdigste von all den merkwürdigen Situationen, in denen sie sich schon befunden hatte! Ihr war gar nicht so angst, wie es vielleicht anderen Frauen in gleicher Lage gewesen wäre. Der Mensch sah durchaus nicht übel aus! Sie warf einen schnellen Blick auf ihn von der Seite, dann vertieften sich Grübchen in ihren zart gepuderten und getuschten Wangen. Ein bildhübscher Mann! Nun hatte sie die Abwechslung, nach der sie sich gesehnt hatte, ein Abenteuer, aber ein gar nicht so kleines. Ihr Herz klopfte nun doch. Ihr Gesicht rötete sich von der frischen Luft, sie setzte tapfer die Füße.

Aber sehr bald wurde sie müde. Ihre Atlasschuhe hielten dem Weg nicht stand. Ein Gehen auf einem Weg war es ohnedies nicht, es war nur ein Klettern über Wurzeln und Felsenschotter. Sie stiegen geradauf

einen Berg hinan. Weit unten verſchwand die Straße. Wald, Felſen und wieder Wald und weiter gar nichts.

„Wohin führen Sie mich?“ Sie ſagte es auf franzöſiſch.

Er verſtand ſie nicht ganz, aber er drückte ihren Arm: „Et geſchieht Euch nix.“

Hinter ihnen keuchten die beiden anderen, ſie hatten die Koffer ſich aufgeladen.

Es wurde noch rauher und ſteiler, für die zarten Schuhe noch unwegſamer. Die Veſtris ſtrauchelte, ſie konnte nicht mehr, obgleich ſie die Zähne zuſammenbiß; ſie ſtieß einen tiefen Seufzer aus und blieb ſtehen. Da hob der Räuber ſie auf und trug ſie. Leicht legte ſie den Arm um ſeinen Nacken und ließ, lächelnd, ſich tragen: oh, es gab doch Kavaliere hier!

Das Sommerhaus des Edinger war auch jetzt ſchon behaglich, obgleich es noch nicht einmal Frühling war. Placken-Klas hatte mit Buchenkloben den Kamin vollgeſtopft, es war ſo warm im Raum, daß Cecilie Veſtris das Schaudern verging. Das hatte ſie doch angeweht beim Eintritt in dies einſame Haus, in dem außer ihr keine Frau war. Nur lauter Männer. Außer dem hübſchen Schlanken gingen noch zweie ab und zu, die ſahen aus wie borſtige Eber, die die Zähne fletſchten. Ihre Augen ſchielten ſie an aus verwüſteten, lange nicht vom Barthaar befreiten Geſichtern. Und da war auch noch ein Dritter, der ſah nicht ſo ſchlimm aus, obgleich er noch armſeligere Kleidung trug als die anderen zwei. Er hatte ſogar ein gutmütiges Geſicht, mit den Augen eines verdutzten Hammels.

Die Tänzerin war ſich vollkommen ihrer Lage bewußt. Was würden ihre Verehrer in Paris ſagen, wenn ſie dieſes Abenteuer zum beſten gab! Es gehörte wirklich Mut dazu, hier nicht zu klagen und zu weinen. Die Veſtris war ein Kind der Pariſer Goſſe, ſie erinnerte ſich auch als große Dame ſehr gut daran, wie man mit dergleichen Leuten umgeht. Sie zeigte ihr gefälliges Lächeln und wußte es dem Anführer bald klarzumachen, daß ſie nicht von den borſtigen Ebern bedient ſein wollte, ſondern den verdutzten Hammel vorzöge. Und ſiehe da, der ſprach beſſer Franzöſiſch als Deutſch.

Dieſer Junge mit der dumm-verwunderten, geduckten Miene war der Burſche Jean-Claude, der damals den Kapitän d'Aubry begleitet hatte auf ſeinem Ritt über den Reiler Hals. Er hatte ſeinen Herrn fortſchleppen ſehen und konnte ihm nicht helfen, ſelbſt wenn er's gewollt hätte. Aber er wollte es gar nicht; d'Aubry war ihm kein guter Herr geweſen, und der Räuber waren ſehr viele. Ihm taten ſie weiter nichts, ſie nahmen ihn aber in ihre Mitte, und er mußte mit, obgleich er ihnen weinend erzählte, daß er zu ſeiner Mutter nach Hauſe wollte. Sie lachten ihn aus. Sie dachten gar nicht daran, ihn laufen zu laſſen: der könnte ſie ja verraten. Und dann: ein gelernter Schneider, ei, den konnten ſie gut gebrauchen! Selbſt als die anfangs ſtändige Bewachung ſich gelockert hatte, kam Jean-Claude nicht der Gedanke an Flucht. Wohin ſollte er auch bei dieſem grauſamen Winterwetter? Verſchneit und verfroren würde er ſich verirren auf unbekannten Wegen. Entweder der Bückler fing ihn wieder ein, und er mußte dann ſchreckliche Martern erdulden, oder er fiel ſtreifen-

den Gendarmen in die Hände. Und davor hatte er die größte Angſt: die würden ihn der franzöſiſchen Militärbehörde ausliefern. Er hatte einmal einen Deſerteur erſchießen ſehen — ach, er kam dann nimmermehr heim zur Mutter! So flickte er denn Wämſer und Hoſen und war der geduldige Prügeljunge.

Hier ſpielte er aber auf einmal eine Rolle. Bückler bediente ſich ſeiner als Dolmetſch, denn es haperte mit ſeinem Franzöſiſch ebenſoſehr wie mit dem Deutſch der Franzöſin. Nur beider Augen ſprachen verſtändlich, und als die Dame ihn ums Kinn ſtreichelte und mißbilligend dabei den Kopf ſchüttelte und das Näschen rümpfte, beorderte er ſofort Jean-Claude, ihm den Bart ratzekahl abzuſcheren. Als er dann mit ſeinem glatten hübſchen Geſicht vor die Dame trat, ſpitzte ſie die Lippen; er erlaubte ſich's, einen Kuß darauf zu drücken.

Des Hannes leicht entzündliches Herz brannte lichterloh; ſo ein Püppchen hatte er noch niemals unter den Fingern gehabt. Noch war er behutſam, ſolch eine, ſchön wie ein gemaltes Altarbild, mußte man mit Vorſicht anfaſſen. Er tat ſich an, ſo fein er konnte; der hellblaue Rock hatte zwar Flecken, und die geſtreifte ſeidene Weſte ſchlotterte ihm ein wenig — die merkte den hungrigen Winter —, aber die ſchmiegſame gelbe Hoſe ſaß ihm noch um die Beine wie eine Haut. Er betrachtete ſich wohlgefällig. Den Brillantring des d'Aubry konnte er leider nicht mehr an den Finger ſtecken, den hatte er verkaufen müſſen, als die Julie niederkam, aber er hatte noch eine Châtelaine, die bammelte ihm jetzt auf dem Bauch, und ſo konnte er ſich wohl ſehen laſſen als Kavalier. Er machte lange Toilette in der

Schlafkammer, die einen Spiegel am Mauerpfeiler enthielt und das Ehebett, in dem der Edinger, trotzdem es sehr weich und bequem war, wohl nicht allzu angenehme Stunden hinter dem rosengeblümten Vorhang verleben mochte.

Jean-Claude half jetzt diesem Herrn, wie ehedem dem Kapitän d'Aubry, sein Gesicht war traurig dabei: der hatte gut lachen und vergnügt pfeifen, der hatte ein schönes Kleid und eine schöne Dame — aber was hatte er? Ach, heim, nur heim zur Mutter! Er stieß einen tiefen Seufzer aus.

Der Bückler wurde aufmerksam, und als er Tränen in des Burschen Augen, den er jetzt so notwendig brauchte, sah, legte er, fast zärtlich, ihm den Arm um den Hals: „Bist en guter Jung, sollste alleweil bei mir bleiben, Schankelod! Solang als ich leb. Wenn ich erst en Schlößche han, wirst du Schloßverwalter!"

Das Herz fiel dem Jean-Claude in die Hosen — alleweil bei dem bleiben, solang der lebte?! Oh, da sei Gott vor! Er betete ein heimliches Stoßgebet.

Johannes Bückler hatte mit dem feinen Gewand, das er lange nicht Gelegenheit gehabt hatte zu tragen, auch wieder all seine Kallenfelser gute Laune angezogen und den alten Übermut. Ha, wenn jetzt der Frühling kam und die Wälder dicht wurden, dann gab's Beute genug, dann blühte sein Weizen wiederum auf der Straße! Und sie hatten gut suchen nach ihm, sie fanden ihn nicht. Bis dahin saß er beim Edinger sicher. Alle Sorgen waren auf einmal wie weggewischt von seiner Stirn; selbst die Gedanken an seine Julie, aus deren Armen er noch vor wenigen Tagen sich so schwer ge-

riſſen hatte, waren ausgelöſcht. Die ſaß ganz gut bei der Alten, die ſollte nur fein ſein Hänneschen hüten; er ſaß jetzt bei einer ſo Schönen und Feinen, daß all ſein Sinnen und Bemühen darauf gerichtet ſein mußte, der zu gefallen.

Er wußte, was ſich ziemte für einen Galan. Er ſchickte Jean-Claude zu ihr hinein und ließ anfragen, ob es ihr genehm ſei, wenn er ihr ſeine Aufwartung mache und ein wenig ſchwätze mit ihr am Kamin. —

Der Edinger hatte ſeinen Schützling wohl verſehen. Er hatte den vor drei Tagen im Haus empfangen und ihm gezeigt, wo das Weinfaß im Keller lag, und was er ihm alles zugetragen hatte an Brot, Würſten, Speck und ſonſtigen Vorräten. Ein paar Butteln Schnaps fanden ſich auch noch, die gut verſteckt waren, aber Placken-Klas hatte ſie doch aufgeſpürt. Backenbart-Toni hatte geſtern ein Reh abgeknallt; die Leber, mit Tannennadeln geſpickt, hatten ſie gleich gegeſſen, nun ſollte heute der Ziemer dran.

Jean-Claude hantierte in der Küche als Kochfrau; angeſtrengt dachte er nach, wie ſeine Mutter das Kochen gemacht hatte. Backenbart-Toni ſchnitt Speck in Streifen, der Rehrücken mußte geſpickt werden; mit ſeinem Meſſer bohrte er die Speckſtückchen ins Fleiſch und leckte ſich dabei jedesmal über die Finger. Placken-Klas kniete vorm Ofenloch und puſtete mit aufgeblaſenen Backen. Draußen im Freien ein Feuerchen anzumachen, das verſtanden ſie beſſer, hier innen mit dem Herd zurechtzukommen, das fiel ihnen ſchwer. Endlich brannte der Küchenofen, und nun ſchmorgelten und brieten ſie und leckten und verſuchten, nicht nur wie drei, nein, wie

sechs Köche. Jeder wußte es besser, und zuletzt geriet Placken-Klas so in Wut, daß er dem Toni den Eierfladen mitsamt der Pfanne in den Backenbart schmiß.

Es war ein sehr leckeres Mahl, das sie auftischten. Die beiden nun wieder Versöhnten schmausten in der Küche, Jean-Claude aber bediente die beiden drinnen.

Mit ernsthaft unbeweglicher Miene, so wie er es bei seinen Dienern gesehen hatte, servierte er; und wenn die Herrschaften zugelangt hatten, dann stand er hinterm Stuhl und wartete stumm.

Bückler ließ einen Krug Wein nach dem anderen aus dem Faß holen. Die Französin war an süßeren Wein gewöhnt, aber nun nahm sie auch mit diesem fürlieb. Sie tat wacker Bescheid. Ihre Augen, die doch ein bißchen unsicher geblickt hatten, verloren jetzt alles Scheue. Als Hannes seinen Teller an die Lippen führte und mit Genuß die Soße schlürfte, tat sie desgleichen. Und als er mit zwei Fingern einen besonders guten Happen aus der Schüssel fischte und ihr den in den Mund steckte, schnappte sie zu und hielt Bissen und Finger fest mit scharfen Zähnchen.

Jean-Claude staunte: waren die schon gut Freund!

Die Tänzerin bemerkte sein Erstaunen, sie lachte hell, und dann zog sie den verdutzten Hammel am Ohr. Der Bursche grinste. Nun lachten sie alle drei, und zwar so schallend, daß sie nicht hörten, wie draußen am Haus einer die Nässe sich von den Schuhen stampfte.

Der Edinger war es; er war in der Dämmerung heimlich heraufgewandert, um einmal nach seinem Schützling zu sehen. Er hatte sich vorbereitet auf ein eingehendes Gespräch und sich einen passenden Text

zurechtgelegt: den von dem reuigen Sünder, der eher in den Himmel kommt als der Reiche, dem das so schwer wird, wie es einem Kamel schwer wird, durch ein Nadelöhr zu spazieren. Nun wollte er dem Bückler, um den es ihm wirklich leid war, lange und eindringlich ins Gewissen reden. Schon außen unterm Zimmerfenster hörte er das schallende Lachen. Er traute seinen Ohren nicht: kann einer so vergnügt sein, der wie ein Einsiedler in Reue und Zerknirschung sitzt? Als er in den dunklen Flur tappte, hörte er auch in der Küche Lachen und Singen. Was ging hier vor?

Er öffnete jetzt fast ängstlich und ganz leise die Tür zum Sälchen. Was, sah er recht?! Da saß der Bückler, fein angetan im hellblauen Rock wie ein Edelmann, und hatte ein Weibsbild auf seinem Schoß. Das hatte ihm den Arm um den Hals geschlungen und hatte ein Gewand an von so dünnem Stoff, daß es gleichsam war, als deckten Busen und Beine nur durchsichtiger Flor. Und jeder von den zweien hielt ein Glas in die Höhe, und sie klingelten damit aneinander, und gerade, als er über die Schwelle trat, tranken sie's aus auf einen Guß und schmissen die Gläser über den Kopf weg, hinter sich, so daß die klirrenden Splitter die Mäuse schreckten. Und dann küßten sie sich.

„Bückler, Johannes!" Es war wie ein Schreckensschrei.

Aber der Hannes war kein bißchen erschrocken und kein bißchen verlegen. Er winkte dem Jean-Claude, der wie ein Olgötze, die Augen rund und das Maul offen, in einem Winkel stand: „Bring neue Gläser! Für den Edinger auch 'n Glas. Und dann wat zu trinken!"

Voller Eifer zerrte er seinen Gönner heran an den Tisch. Er zerdrückte ihm schier die Hände. „Dat is recht, dat Ihr nach mir kucken kommt!“ Er war wirklich herzlich erfreut. Und nun sollte der gute Mann, der das garstige Weib hatte, sich's auch einmal recht plästerlich ergehen lassen.

Der Edinger kam gar nicht zu Wort. Als sei alles so in der Ordnung, so erzählte ihm der Bückler den ganzen Spaß; er lachte sich halbtot dabei, verhaspelte sich vor Lachen und Eifer und lachte wieder, nicht ganz nüchtern mehr. Und die Schöne, die von seinem Schoß geglitten war und sich jetzt dicht neben den Edinger setzte, hatte auch einen Schwips.

So rot dem Bückler Stirn und Wangen glühten, so blaß wurde der Edinger. Maria hilf! Heiliger Joseph! Was hatte er sich da für eine Suppe eingebrockt. Seine Frau prügelte ihn, wenn die das hörte. Und, o weh, die Gendarmen, wenn die nun kamen und ihn als Mitschuldigen aufgriffen! Schon sah er sich gefesselt und abgeführt.

„Du Satansbraten, du Höllenbrut,“ erhob er die Stimme gegen den Hannes, „schämst du dich nit, hei in meinem Haus mit deinen Menscher?! Ich will nix mehr von dir wissen, mach, dat du —“

Da legte sich eine zarte Hand auf seinen eifernden Mund, und die Schöne, die ihm so dicht saß, daß er's durch den Flor ihres Gewandes warm und weich verspürte, sagte schmollend: „Nix bös, immer lustick!“ und fuhr ihm schmeichelnd mit ihren Fingerchen dann ums stoppelige Kinn. So hatte ihn noch keine gestreichelt. „Eia, eia“, machte die lächelnde Schöne und ließ nicht

ab. Und von der anderen Seite rückte der Hannes nah und fing auch an zu ſtreicheln: „Seid doch nit eſo bös!“

Sie ſchmeichelten dem Alten. Und da die Gläſer entzwei waren und andere nicht mehr vorhanden, ſo brachte Jean-Claude ſteinerne Krüglein, wie man ſie ſonſt hat, um Sauerwaſſer zu trinken, und ſchenkte gehorſam in die ein. Da dachte der Edinger: die ſollen doch meinen Wein nit all' allein ausſaufen, und trank deshalb wacker mit.

Er war raſch aufwärts geſtiegen und von der Märzluft trocken im Halſe geworden, haſtig ſchüttete er das erſte Krüglein hinunter, und ſieh da, es dünkte ihm auf einmal alles ſo ſeltſam nicht mehr und auch nicht mehr ſündhaft. Er zog den Mund in dem Ledergeſicht in freundliche Falten. Kaum ſah das die Schlaue, ſo klatſchte ſie in die Hände: „Er luſtick, er luſtick!“ Und, wutſch, ehe er entſetzt aufſpringen konnte und abwehren mit beiden Händen, ſtand ſie auf ſeinen Knien und von da auf dem Tiſch.

„Trallala, trallala!“ Die Tänzerin hob die Füße und trällerte ſich was, ſie ſtellte ſich ganz auf die Spitzen, und dann gab es einen Wirbel, nur auf dem rechten Bein ſich ſtützend und das linke um ſich herum ſchlenkernd, als wäre das gar nicht feſtgewachſen, ſondern hinge loſe in einem lockeren Scharnier.

Dem Edinger blieb der Atem weg. So etwas hatte er noch niemals geſehen. Und Beine hatte das Frauensmenſch, gerade wie Kerzen und biegſam wie Weidenruten und wie Marmel ſo weiß!

Der Hannes war auch begeiſtert: das erinnerte ihn an ſeines Julchens allerbeſte Zeit. Aber die hier konnte

es noch tausendmal besser, und sie war auch tausendmal schöner. Beifalljubelnd klatschte er in die Hände. Wenn man nur Musik dazu hätte! „Muhsik, Muhsik!“

Vom Beifallsgeschrei angelockt, kamen die zwei aus der Küche: der Hauptmann war wohl ganz toll geworden? Sie streckten ihre rotgebunsenen Gesichter zum Türspalt herein und grinsten: Kreizknippchen noch emal, die hatte ja eigentlich gar nichts an, aber es stand ihr gut!

Die auf dem Tisch war wie ein Irrwisch, bald hoch in der Luft, bald zwischen Schüsseln und Krügen, und immer so zierlich, ohne etwas herunterzuwerfen oder nur anzustoßen.

„Muhsik, Muhsik!“ Nun schrie es auch der Edinger mit, die Augen quollen ihm aus dem Kopf, das Wasser lief ihm im Munde zusammen.

Da rannte Placken-Klas und holte zwei kupferne Deckel, mit denen klapperte es sich recht hübsch, und Backenbart-Toni pustete seine Backen auf und parpte und posaunte wie ein ganzes Orchester. Der Bückler pfiff und klatschte in die Hände dazu, und der Edinger, der auch nicht zurückbleiben wollte, hatte seinen Stuhl hoch gehoben und stieß den nun immer taktmäßig auf den Boden mit aller Kraft. Es war ein Höllenspektakel.

Die auf dem Tisch schien Atemlosigkeit nicht zu kennen und auch nicht zu wissen, was Müdigkeit ist. Sie war ein Vogel, der fliegt, eine Schlange, die windet, ein Schwärmer, der schwirrt, ein Ball, ein Kreisel; sie gab eine Probe ihrer Kunst, wie sie sie nie besser gegeben hatte vor Tausenden auf dem Theater. Hier tanzte sie

freiwillig, hier war sie wie losgelassen, hier hatte sie auf nichts anderes zu achten, hier suchte ihr Blick nur den jungen Schlanken. Der streckte die Arme nach ihr. Und mit einem Schrei — halb in Triumph und halb in Verlangen — sprang sie herab, ihm gerad in die Arme hinein.

Der Edinger stieß sein Musikinstrument so heftig auf, daß die Beine zusammenkrachten; die Trümmer des Stuhls lagen am Boden. Das war ihm doch außerm Spaß, daß die zwei da sich jetzt so umhalsten, als wäre kein anderer Mensch noch dabei. Eine gottlose Frechheit! „Sodom und Gomorra" wollte er schreien; da war's auch so gewesen. Aber es wurde ihm grün und gelb vor den Augen, übel vor lauter Neid — oder hatte er zu hastig getrunken? Ihm schwindelte, er brachte kein Wörtchen heraus, er sank auf den nächsten Stuhl, und Jean-Claude mußte ihn stützen.

Als der Edinger wieder klar blickte, waren die beiden verschwunden; bei ihm am Tisch aber saßen zwei ruppige Gesellen, die ihm einschenkten und ihn trösteten: „Trink, Bruder, trink!" Und er trank aus lauter Zorn über den Bückler, der sich mit der Schönen davongemacht hatte, und aus Kummer, daß er nun seine Rede vom Armen und Reichen und dem Kamel und dem Nadelöhr nicht halten konnte. Aber vielleicht war die auch hier angebracht? Er besah sich die ruppigen Tischgenossen, da überlief ihn ein Schaudern: wenn die ihn nun hier abmurksen würden?

Er brauchte keine Angst zu haben, die beiden waren ganz friedlich. Sie sagten immerfort „Prost" und fühlten sich stolz wie Könige in dem warmen Sälchen und

an der besetzten Tafel. Der Wein ging zur Neige. Jean-Claude stieg in den Keller, aber das Fäßchen war geleert und auch schon die verborgenen Schnapsbutteln. Die beiden Genossen bedrängten den Edinger: er hatte gewiß noch etwas versteckt, heraus damit!

Es blieb ihm nichts anderes übrig, er ließ sich hinab in den Keller führen; alle drei begleiteten ihn. Da zeigte er ihnen denn die Stelle an der Wand, dahinter er seine köstlichste Kreszenz, aus Angst vor den Franzosen, eingemauert hatte wie eine Nonne. Placken-Klas donnerte gegen die Wand mit einer Axt, daß die Brocken flogen, Mörtel und Sand spritzten. Bald gähnte die Höhlung, das Fäßchen lächelte die Gierigen an.

Und nun gaben sie sich der Köstlichen hin mit einer Inbrunst, die ihresgleichen suchte. Aus der Verzweiflung, mit der Joseph Edinger trank — alles wollte er doch anderen nicht lassen —, war bald eitel Verzückung geworden. Er spitzte die Lippen, schlürfte mit seligem Augenverdrehen und hatte binnen kurzem ganz vergessen, w o und mit w e m er trank. Er hatte zwar in einem lichten Augenblick noch einmal an seine Rede gedacht und versucht, die an den Mann zu bringen, mit Stottern und Schlucken gelang es ihm aber nur bis: „Es ist leichter, daß ein Kamel" — da hielten Placken-Klas und Backenbart-Toni ihm grölend den Mund zu und huben mit Liedern an, die er sonst mit Entsetzen von sich gewiesen hätte. Heute stimmte er mit ein, und da er den unflätigen Text nicht wußte, sang er immer: „Lala — lalala." Und wurde so gerührt über den schönen Gesang, daß er unter Schluchzen erst den einen, dann den anderen umarmte. Es dauerte nicht lange, so

lagen sie alle drei freundschaftlich umschlungen unter dem Tisch und schnarchten.

Längst war die Talgkerze auf der Tafel zum niedergebrannten Stummel geworden, der stinkend verlosch; dann hatte der Mond Licht durchs Fenster gegeben, bis auch er schlafen gegangen war. Jean-Claude hockte auf einem Schemel beim ausgebrannten Kamin, den Kopf auf der Brust, und druselte. Plötzlich schlug er die Augen auf — ein rosiger Finger hob sich hinter dem Fenster, pochte da und rührte ihn an die Schläfen: „Wach auf!" Strahlende Morgenröte. Und draußen begann ein Schirpen und Zwitschern, als grüßte das ganze Vogelheer einen Vorfrühling.

Jean-Claude hatte nur wenig zu trinken bekommen, ein einziges Krüglein; er war gleich hell-wach, und sein Kopf war ganz klar. Leise stand er auf. Er hätte nicht so vorsichtig zu treten brauchen, selbst ein Donnern hätte die drei nicht erweckt. Auch niemand anders hörte ihn. Er ging in den Flur und trat vor die Haustür.

Welch ein Morgen! Über Nacht war der Winter davongeschlichen, Wind wehte aus Süden, Eiskristalle waren fließende Tränen geworden, und allen Schnee, der noch herumgelegen, hatte die Erde verschluckt. Nach dem Dunst des Trinkzimmers erquickte ihn sanft-frische, erdduftende Luft. Die Vögel des Waldes lärmten, sie schrien laut: „Jetzt kommt der Frühling!"

War das wirklich so? Jean-Claude hob die Augen. Waldtauben, Spatzen und Häher, Meisen, Kreuzschnäbel und rotbrüstige Finken saßen überall auf den Zweigen herum, und da, hinter den Tannen, tauchte jetzt

ein lang nicht gesehenes und doch altvertrautes Gesicht freundlich und hell auf: die liebe Sonne.

Es war dem Burschen, als stieße ihn etwas vorwärts und zöge ihn schnell. Und nun wußte er auf einmal: jetzt war's an der Zeit, sich davonzumachen, seine Stunde, die war nun gekommen. Heim zur Mutter, zur Mutter! Und er rannte blindlings, ohne noch etwas zu überlegen, ohne sich Wegzehrung mitzunehmen, wie ein Toller davon — der Straße, der Straße zu!

Jean-Claude war noch nicht lange nach rechts gelaufen, als von links her eine Frau dem Hause zustrebte. Sie ging langsam und müde, aber doch war Ungeduld in ihrem Schritt.

Um drei Uhr morgens war Julie Bläsius aufgebrochen, sie hatte erst noch einmal das Hänneschen getränkt, alles Weitere würde die alte Frau schon besorgen. Von dem letzten Zusammensein mit ihrem Krämer-Jakob hatte sie nicht die Freude gehabt, die sie sich versprochen hatte, auch war eine große Unruhe in ihr zurückgeblieben: liebte er sie auch wirklich noch so? Es war ihr gleich hernach in den Sinn gekommen, als sie faul und verdrossen bei der Wiege saß: nun ist er dir so nah, daß du ihn doch bald einmal besuchen könntest, das Haus im Wald findest du schon. Er hatte es ihr beschrieben. Wenn sie mit dem Morgenrot auszog, konnte sie mit dem Abendrot wieder beim Hänneschen sein.

Wenn sie es sich nicht so herrlich ausgemalt hätte, ihren Hannes noch im Morgenschlummer zu überraschen, so wäre es ihr doch nicht geglückt, den Weg in den paar Stunden zurückzulegen. Aber wenn sie nun an

ſein Bett trat — er hatte da gewiß ein warmes und weiches —, ſich über ihn beugen konnte: „Hannes, ich bin's, dein Julchen", dann war alle Anſtrengung vergeſſen. Placken-Klas und Backenbart-Toni, die er hatte mit ſich nehmen wollen, die kannten ſie gut, denen würde ſie gebieten: „Pſt, ſtill!"

Sie verwunderte ſich, daß niemand ſie aufhielt. Das war doch mehr als leichtſinnig, wenn auch niemand den Bückler im verlaſſenen Sommerhaus glaubte, ſo ohne jede Wache zu ſchlafen.

Der Eingang ſtand ſperrangelweit offen, Totenſtille im Haus. Sie lief geradezu, klinkte auf — nun war ſie im Saal. Da lagen dreie am Boden. Erſt kriegte ſie einen großen Schreck, dann ſah ſie: die waren betrunken.

Aber wo war der Hannes, ihr Hannes? Das Herz klopfte ihr voll heißer Ungeduld, ſie konnte es gar nicht erwarten. Vielleicht nebenan! Sie klinkte auch dieſe Tür auf. Halbdämmer im Zimmer.

„Hannes?" ſie ſagte es zärtlich fragend. Ein großes Bett, ein roſageblümter Vorhang — und jetzt ein gellender Aufſchrei der Überraſchung und Wut. Sie ſprang auf das Bett zu, unbezähmt wie eine wilde Katze — was, den Bart hatte er ſich nun doch abgeſchoren, gewiß der da zuliebe?! — ſie riß den feſt Schlafenden von der Seite der anderen weg und bearbeitete ihn mit ihren Fäuſten.

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Den Tag hatte ſich die Julie anders gedacht und auch ihren Heimweg. Finſter, das Geſicht hart und blaß, trieb ſie den Mann vor ſich her. Der mußte mit. Sie

hatte ihm nur so viel Zeit gelassen, wieder das Wams des Krämer-Jakobs anzuziehen und das Tabulett umzuhängen. Die wilde Wut, in der sie ihn geprügelt und das Weibsbild an seiner Seite gekratzt hatte und gerauft, daß ihr die Locken flogen, war umgeschlagen in eine eisige Entschlossenheit. So etwas kam ihr nicht noch einmal vor. Jetzt blieb s i e bei ihm, überall und immer und ewig!

Er wagte gar nicht, sich zu wehren: ja, er sah es ein, die Julie war die beste, die einzige. Nur, als sie ihn aufforderte, der „Französ'schen" die Ringe abzuziehen, die ihr an den Fingern funkelten, erlaubte er sich einen Widerspruch. Aber der half ihm nichts, die Julie blieb dabei.

Wenn Hannes nun unterwegs ein Wort versuchte, so warf sie ihm nur einen Blick zu, der ihn wieder völlig einschüchterte. Er, der sonst so Kecke, der Sieger bei allen Weibern, war heute, der Julie gegenüber, ein erbärmlicher Wicht. Er boste sich selber darüber, und er überlegte im stillen, wie er es nur anfangen sollte, sie zu versöhnen. Das war ihm augenblicklich das wichtigste und dringender zu bedenken, als was aus denen da oben wurde, die er zurückließ. Placken-Klas und Backenbart-Toni würden sich, wenn sie ihren Rausch ausgeschlafen hatten, schon mit dem Schankelod verziehen, und was dann aus dem schönen Weibsbild wurde, das ihm nach dieser gewaltsamen Ernüchterung übrigens nur halb so schön mehr erschien, das würde sich finden. Er selber durfte sich ja nicht mehr vor der sehen lassen. Nun galt es nur noch, die 2000 Franken aus der Reiler-Hals-Kapelle zu holen. Und das würde am sichersten und am

ſchlauſten die Julie tun. Wenn ſie nur wieder gut ſein wollte mit ihm!

Er wälzte unluſtige Gedanken. Stumm und mißmutig zogen ſie ihre Straße dahin, die Vorſicht, nicht geſehen zu werden, ganz außer acht laſſend. Erſt, als ſie unweit von ſich auf der Straße einen Trupp Reiter bemerkten, der ſich auf ſie zu bewegte, Uniformen im Sonnenſchein blinkern ſahen und Flintenläufe, wurden ſie aufmerkſam.

„Halte-là!“ Galt das ihnen? Ein Schuß fiel.

Wie gejagte Tiere ſetzten ſie ins Gebüſch. Unwillkürlich griff Julie nach der Hand des Hannes. Und nun liefen ſie wieder vereint.

XVII

ährend unten in den Gärtchen der Dörfer die erſten Keime ſich zeigten, die Vögel zwitſcherten und auf den Vorbergen an der Moſel der Schnee verſchwunden war über Nacht, lag er weiter hinauf noch immer dick in den Mulden. Der Wind blies hart über die Eifel.

Der Bach donnerte an der Ußmühle vorbei, kalt und wild, und ſtürzte ſich mit Brauſen über die Schaufeln des großen Rades. Das war ſein Geſang, mit dem er den Vorfrühling begrüßte. Der Müller ließ das Gangwerk abſtellen, obgleich zu tun war — mochte die Lieferung liegenbleiben für die Franzoſen! Wenn eine Seele abſcheiden will, dann muß Stille im Haus ſein und ſchon jetzt die Ruhe, die der ewigen vorausgeht.

Sie wußten alle, die Mutter würde es nicht lange mehr machen. Ein Wunder, daß ſie den Winter noch ſo überſtanden hatte! Wäre die Maria nicht geweſen, die ſorgſame Pflegerin, ſie lebte ſchon lange nicht mehr. Alle ſchlichen auf Strümpfen. Der Vater war wie gebrochen, er konnte und konnte es nicht faſſen, daß ſein gutes Weib vor ihm ſterben ſollte. War es denn wirklich

nicht möglich, ſie noch zu behalten? Aber der Arzt, den der Hubert weit hergeholt hatte von der Stadt Kochem, gab keine Hoffnung mehr. Das Waſſer ſtieg und ſtieg, und wenn es erſt bis zum Herzen der Kranken trat, dann war es aus. Jeſus, dann mochte auch er nicht mehr leben! Der Müller ſaß ſtundenlang am Bett ſeiner Frau und hielt ihre Hand.

Maria ſtand hinterm Vorhang verborgen und beobachtete beide. Die Kranke litt, aber war das das größte Leiden, was der Körper aushalten muß? Sie ſah es, die Atemnot, die Beklemmung und Schwäche fochten die Müllerin trotz allem nicht an. Die ſtöhnte wohl, wenn die Luft ihr gar ſo knapp wurde, und war dann ſehr matt, aber meiſt war ihr Geſicht voller Ruhe und Frieden und ſo lieb, wie es in beſſeren Tagen geweſen war. Aber der, der etwas mit ſich herumſchleppt an Leid, ſo ſchwer wie ein Stein, und darf nichts davon wiſſen laſſen, der leidet mehr. Oft glaubte Maria, es nicht mehr aushalten zu können. Der Martin ging ihr nach auf Schritt und Tritt. Erſt neulich, als ſie im dämmrigen Stall die friſch gemolkene Milch für die Kranke holte, kam er hinter ihr drein. Sie waren ganz allein. Und er hatte ſie in der laulichen Dunkelheit mit beiden Händen ſo heftig an ſich geriſſen, daß ſie erzitterte. Er wühlte ſeinen heißen Kopf in ſie hinein und ſtöhnte, er ſchluchzte faſt: „Maria, warum is dann nit endlich Verſpruch? Haſt du mich dann nit lieb? Die Mutter will et gern, dem Vatter is et auch recht. Sag nix!“ Sie hatte etwas herausſtoßen wollen, eine Abwehr. Er verſchloß ihr den Mund mit Küſſen. Wie ein Sturmwind gingen Liebe und Verlangen über ſie hin.

O Jesus Maria, sie liebte ihn ja so sehr, er war ihr irdische und himmlische Seligkeit. Wenn sie könnte, wie sie möchte, oh, sie würde schreien: „Ja, ja!“ Aber sie war die Tochter Hans Basts. Und sie durfte ihre Hand nicht ausstrecken nach einem ehrsamen, braven Mann.

Alles, was Maria früher nur dunkel geahnt hatte, und was ihr nach und nach heller geworden war, das stand jetzt grausam klar, in sie entsetzender Nacktheit vor ihr. Ihr Vater war ebenso schlimm wie der Bückler — vielleicht schlimmer noch. Seine Hütte war der Schlupfwinkel von Verbrechern. Zwei Kerle, schlimm wie die Teufel, hausten bei ihm.

Und er selber? Sie konnte ihm kein Verbrechen nachweisen außer dem, daß er den Franzosen getötet hatte, letzten Sommer am Reiler Hals. Aber sie hatte das Gefühl, und dieses Gefühl verschärfte sich immer mehr und mehr zu einer unbeschreiblichen Angst: er wußte, wer den Händler Mungel in der Linnich umgebracht hatte — der Bruttig. Und er, er — war er auch mit dabei gewesen? „Jesus erbarm dich!“ Die schlaflos die Nächte Hinbringende rang die Hände und biß dann in ihre in ohnmächtiger Verzweiflung geballten Fäuste, um nicht laut wie eine Wahnsinnige herauszuschreien. Als sie neulich hinaufgegangen war, da hatte der Bruttig oben in der Hütte gesessen, dreist und frech, obgleich ihn jeder insgeheim „Mörder“ nannte. Der Vater war freundschaftlich mit ihm beisammen, sie hatten heimlich viel zu reden gehabt, und als sie hinhorchte, schwiegen sie schnell. „Oh!“ Sie stöhnte: all seine Ehrbarkeit war Betrug, seine Biederkeit kam nicht von Herzen. Alles, alles Verstellung und Lüge! Er hatte auch gar kein ge-

heimes Wiſſen, war kein Doktor, wie die Leute annahmen. Ein wilder Zorn gegen den Vater erhob ſich in Maria. Er, er hatte ihr noch viel mehr von ihrer Ehre genommen als jener Mann, der über ſie hergefallen war auf dem Wege von Trier. Oh, daß ſie doch tot wäre! Der Stein in ihrer Bruſt ſie niederzöge tief unters Waſſer!

Sie beneidete wieder einmal die Frau da im Bett. Einſt hatte ſie der die Ehrbarkeit ihres Lebens geneidet — nein, nicht geneidet, nur ſich auch nach ſolchem Leben geſehnt — nun aber neidete ſie es der, daß die ſterben durfte. Sie überlegte: ſollte ſie weglaufen von hier? Aber der Martin würde ihr nachgehen. Und ſollte ſie es der Frau, deren Tage gezählt waren, noch antun, daß eine andere ſie pflegen mußte? Sie allein wußte ja, wie der Kranken das Kiſſen bequem lag, nur aus ihrer Hand wollte die Müllerin Medizin nehmen, die der Doktor gebracht hatte, und das bißchen Eſſen. Nein, noch mußte ſie aushalten. Wenn aber das Waſſer zum Herzen ſtieg, die gute Frau da tot war, dann lief ſie gleich fort, und der Martin würde ſie nimmermehr finden. Die Welt war groß und weit, irgendwo war ein Platz für ſie, wo ſie arbeiten konnte. Arbeiten: ja — aber vergeſſen: nein. Sie weinte.

„Warum weinſt du?“

Maria erſchrak: hatte die Kranke ſie gehört?

„Hab dir et doch geſagt,“ ſprach die Müllerin ſchwach, „daß der Martin dich will, ſo wie du biſt. Kannſt ruhig ſein, der ſchmeißt dir nit vor, was dir geſchehen is ohn deine Schuld. Jetzt ſoll Verſpruch ſein.“ Die ſchwache Stimme war ſtärker geworden.

„Wenn Ihr erſt beſſer ſeid!“

„Ich werd nit mehr beſſer. Verſpruch, jetzt ſoll bald Verſpruch ſein!“ Die Kranke beharrte mit Eigenſinn. Dies Mädchen war ſo gut zu ihr, pflegte ſie wie ein Engel, dem wollte ſie nun, ehe ſie ſchied, noch ein Liebes tun. „Morgen zu Mittag, wenn ſie all' daheim ſind, dann kommt an mein Bett. Der Vatter ſoll kommen, der Hubert, der Nikla. Und du mit dem Martin, ihr ſollt hier ſtehen, dicht hier bei mir — ich will deine Hand in ſeine Hand legen — ich ſegne euch.“

Maria weinte laut. Das Herz ſchien zu zucken in ihrer Bruſt: ach, wenn's doch in Stücke ging, ſie niederſtürzte, tot auf der Stelle! Sie konnte und konnte es doch nicht ſagen, was ihr Vater für einer war, und daß auch ſie nun zu ſchlecht war, um ihre Hand in die des Martin zu legen. Was ſollte ſie nur tun, um die Frau abzubringen?

„Morgen is Verſpruch“, wiederholte die Kranke hartnäckig.

„Sonntag. Wartet noch bis auf den Sonntag“, ſtieß Maria heraus. Was der Sonntag anders machen ſollte, das wußte ſie freilich nicht; aber es war noch ein Aufſchub, und ſie klammerte ſich daran.

„Warum dann bis Sonntag?“ Die Kranke erregte ſich.

„Ich will noch mit meinem Vatter ſprechen.“

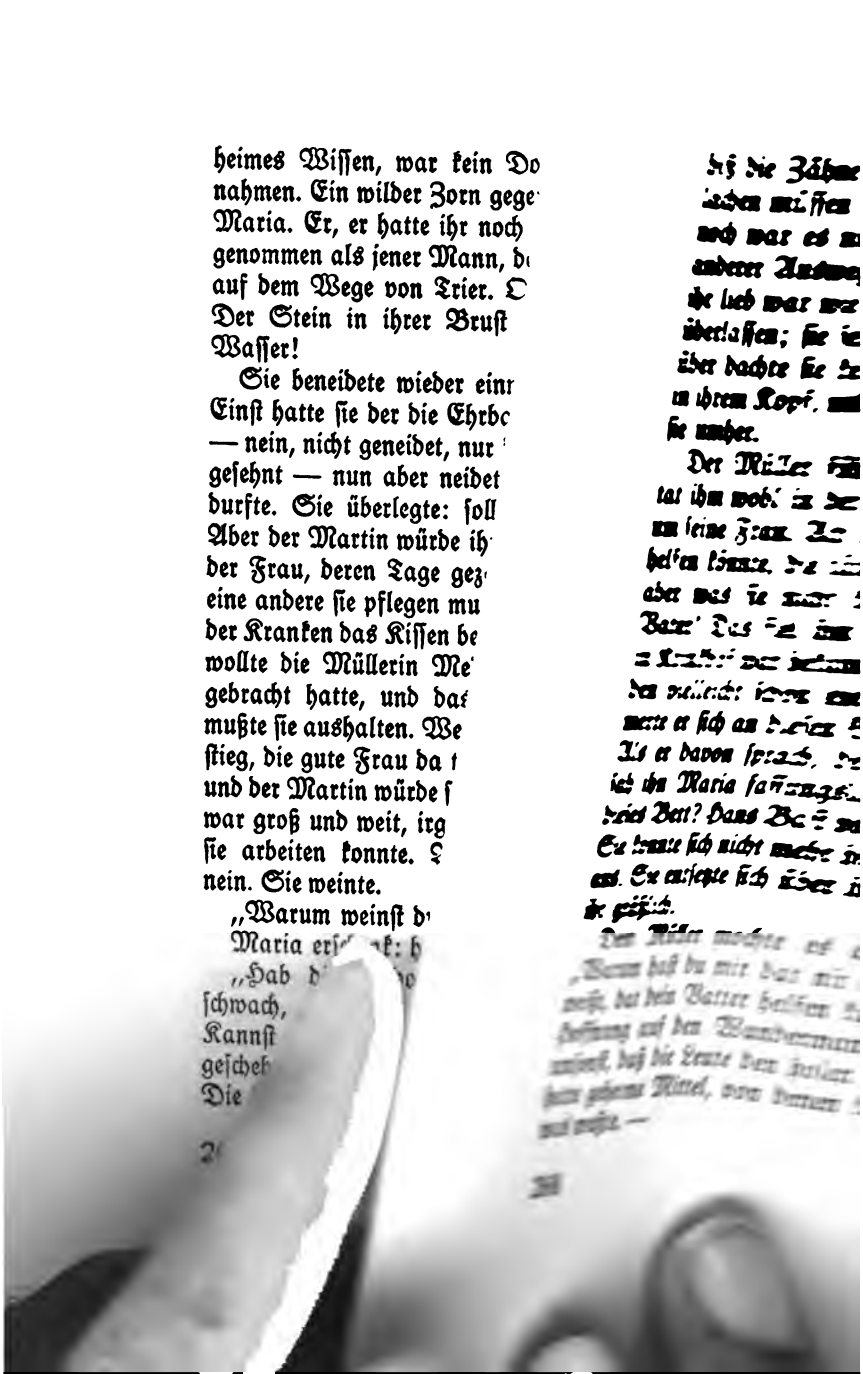
„Ah ſo — freilich! Biſt en gute Tochter.“ Die Frau beruhigte ſich.

Tief ſenkte Maria den Kopf, ſie fühlte die Hand der Frau über die ihre ſtreicheln. Eine gute Tochter —! Sie

heimes Wiſſen, war kein Do
nahmen. Ein wilder Zorn gege
Maria. Er, er hatte ihr noch
genommen als jener Mann, d
auf dem Wege von Trier. O
Der Stein in ihrer Bruſt
Waſſer!

Sie beneidete wieder einr
Einſt hatte ſie der die Ehrbc
— nein, nicht geneidet, nur
geſehnt — nun aber neidet
durfte. Sie überlegte: ſoll
Aber der Martin würde ih
der Frau, deren Tage gez
eine andere ſie pflegen mu
der Kranken das Kiſſen be
wollte die Müllerin Me
gebracht hatte, und das
mußte ſie aushalten. We
ſtieg, die gute Frau da
und der Martin würde
war groß und weit, irg
ſie arbeiten konnte.
nein. Sie weinte.

„Warum weinſt d
Maria erſ
„Hab d
ſchwach,
Kannſt
geſcheh
Die



„Wenn Ihr erst besse
„Ich werd mit mehr
Versprach sein!" Die
Dies Mädchen war
Engel, dem wollte sie
tun. „Morgen zu
dann kommt an me
der Hubert, der
sollt hier stehen, bi
in seine Hand leg

Maria wein
ihrer Brust
stürzte, tot au
doch nicht sag
auch sie nur
Martin zu
abzubring

„Mor
hartnäck

„Se
Mari
sollte
Auf

Schmied von Krinkhof ins Zimmer
darin als der Müller. Er saß am
gen die Stube, hielt die Hand seiner
verwandt an. Die Kranke war seit
unruhig, sie stöhnte in einem fort.

Ecke gedrückt, zwischen Wand und
attunenen Vorhang verborgen, stand
gte kaum zu atmen: sie wollte nicht
sie hier stand. Durch einen Spalt des
eobachtete sie ihren Vater. So ehrbar
e! Und so schön sein Gesicht! Das sah
n erstenmal. Und es regte sich leise eine
r: am Ende war er doch nicht schlecht —
äre er das? Reich war er noch nicht ge-
ütte war und blieb ärmlich. Daß man
ein kann, aus sich selber heraus, daß ein
ß nur den Anstoß gibt, nicht aber der
ß ein dunkler Instinkt, der gleiche, den das
itzt, auch den Menschen treibt, das ahnte sie
Blick brannte auf dem ruhigen, ernsthaften
icht und suchte das zu durchdringen.

hmied verzog keine Miene. Er legte das Ohr
ust der Kranken, klopfte da mit gekrümmtem
d horchte lange; dann richtete er sich auf und
hdenkend. Die Augen blickten schwarz aus dem
blassen Gesicht. Er sprach kein Wort.

nnt Ihr helfen?" sprach angstvoll der Müller;
töhnen seiner Frau nahm ihm schier den Ver-
„Wird sie bald Ruh kriegen?"
Sie kriegt bald Ruh", sprach feierlich der Wunder-

heimes Wissen, war kein Doktor, wie die Leute annahmen. Ein wilder Zorn gegen den Vater erhob sich in Maria. Er, er hatte ihr noch viel mehr von ihrer Ehre genommen als jener Mann, der über sie hergefallen war auf dem Wege von Trier. Oh, daß sie doch tot wäre! Der Stein in ihrer Brust sie niederzöge tief unters Wasser!

Sie beneidete wieder einmal die Frau da im Bett. Einst hatte sie der die Ehrbarkeit ihres Lebens geneidet — nein, nicht geneidet, nur sich auch nach solchem Leben gesehnt — nun aber neidete sie es der, daß die sterben durfte. Sie überlegte: sollte sie weglaufen von hier? Aber der Martin würde ihr nachgehen. Und sollte sie es der Frau, deren Tage gezählt waren, noch antun, daß eine andere sie pflegen mußte? Sie allein wußte ja, wie der Kranken das Kissen bequem lag, nur aus ihrer Hand wollte die Müllerin Medizin nehmen, die der Doktor gebracht hatte, und das bißchen Essen. Nein, noch mußte sie aushalten. Wenn aber das Wasser zum Herzen stieg, die gute Frau da tot war, dann lief sie gleich fort, und der Martin würde sie nimmermehr finden. Die Welt war groß und weit, irgendwo war ein Platz für sie, wo sie arbeiten konnte. Arbeiten: ja — aber vergessen: nein. Sie weinte.

„Warum weinst du?"

Maria erschrak: hatte die Kranke sie gehört?

„Hab dir et doch gesagt," sprach die Müllerin schwach, „daß der Martin dich will, so wie du bist. Kannst ruhig sein, der schmeißt dir nit vor, was dir geschehen is ohn deine Schuld. Jetzt soll Verspruch sein." Die schwache Stimme war stärker geworden.

„Wenn Ihr erſt beſſer ſeid!"

„Ich werd nit mehr beſſer. Verſpruch, jetzt ſoll bald Verſpruch ſein!" Die Kranke beharrte mit Eigenſinn. Dies Mädchen war ſo gut zu ihr, pflegte ſie wie ein Engel, dem wollte ſie nun, ehe ſie ſchied, noch ein Liebes tun. „Morgen zu Mittag, wenn ſie all' daheim ſind, dann kommt an mein Bett. Der Vatter ſoll kommen, der Hubert, der Nikla. Und du mit dem Martin, ihr ſollt hier ſtehen, dicht hier bei mir — ich will deine Hand in ſeine Hand legen — ich ſegne euch."

Maria weinte laut. Das Herz ſchien zu zucken in ihrer Bruſt: ach, wenn's doch in Stücke ging, ſie niederſtürzte, tot auf der Stelle! Sie konnte und konnte es doch nicht ſagen, was ihr Vater für einer war, und daß auch ſie nun zu ſchlecht war, um ihre Hand in die des Martin zu legen. Was ſollte ſie nur tun, um die Frau abzubringen?

„Morgen is Verſpruch", wiederholte die Kranke hartnäckig.

„Sonntag. Wartet noch bis auf den Sonntag", ſtieß Maria heraus. Was der Sonntag anders machen ſollte, das wußte ſie freilich nicht; aber es war noch ein Aufſchub, und ſie klammerte ſich daran.

„Warum dann bis Sonntag?" Die Kranke erregte ſich.

„Ich will noch mit meinem Vatter ſprechen."

„Ah ſo — freilich! Biſt en gute Tochter." Die Frau beruhigte ſich.

Tief ſenkte Maria den Kopf, ſie fühlte die Hand der Frau über die ihre ſtreicheln. Eine gute Tochter —! Sie

biß die Zähne aufeinander, ſie hätte ſonſt laut herauslachen müſſen in Hohn und Pein. Aber Gott ſei Dank, noch war es nicht Sonntag! Wenn ihr bis dahin kein anderer Ausweg ſich zeigte, dann mußte ſie die hier, die ihr lieb war wie eine Mutter, doch einer anderen Hand überlaſſen; ſie ſelber mußte dann fliehen. Wohin, darüber dachte ſie keinen Augenblick nach. Dumpf war es in ihrem Kopf, und dumpf blieb es. Wie geſchlagen ging ſie umher.

Der Müller fühlte ihre Niedergedrücktheit, und ſie tat ihm wohl in der ſeinen. Er ſah darin lauter Trauer um ſeine Frau. Ach ja, wenn die Maria ſeiner Kranken helfen könnte, die täte es mit dem eigenen Herzblut — aber was ſie nicht konnte, das konnte vielleicht ihr Vater! Das fiel ihm plötzlich ein. Der Schmied oben in Krinkhof war bekannt als Wunderdoktor. Hätte man den vielleicht ſchon eher geholt! In ſeiner Not klammerte er ſich an dieſen Gedanken wie an eine Rettung. Als er davon ſprach, den Krinkhofer holen zu laſſen, ſah ihn Maria faſſungslos an: was, ihren Vater an dieſes Bett? Hans Baſt von Krinkhof in dieſes Haus?! Sie konnte ſich nicht mehr helfen, ſie brach in ein Lachen aus. Sie entſetzte ſich über ihr eigenes Lachen, es klang ihr gräßlich.

Dem Müller mochte es anders geklungen haben. „Warum haſt du mir dat nit längſt geraten, wenn du weißt, dat dein Vatter helfen kann?“ Er ſetzte all ſeine Hoffnung auf den Wundermann. Es war doch nicht umſonſt, daß die Leute den holen ließen ſo weithin, der hatte geheime Mittel, von denen kein gelernter Doktor was wußte. —

Als Martin den Schmied von Krinkhof ins Zimmer wies, war niemand darin als der Müller. Er saß am Bett, den Rücken gegen die Stube, hielt die Hand seiner Frau und sah sie unverwandt an. Die Kranke war seit einer Stunde sehr unruhig, sie stöhnte in einem fort.

In die dunkle Ecke gedrückt, zwischen Wand und Bett, ganz vom kattunenen Vorhang verborgen, stand Maria. Sie wagte kaum zu atmen: sie wollte nicht wissen lassen, daß sie hier stand. Durch einen Spalt des Bettvorhangs beobachtete sie ihren Vater. So ehrbar war seine Miene! Und so schön sein Gesicht! Das sah Maria heut zum erstenmal. Und es regte sich leise eine Hoffnung in ihr: am Ende war er doch nicht schlecht — warum auch wäre er das? Reich war er noch nicht geworden, die Hütte war und blieb ärmlich. Daß man auch schlecht sein kann, aus sich selber heraus, daß ein äußerer Anlaß nur den Anstoß gibt, nicht aber der Grund ist, daß ein dunkler Instinkt, der gleiche, den das Raubtier besitzt, auch den Menschen treibt, das ahnte sie nicht. Ihr Blick brannte auf dem ruhigen, ernsthaften Männergesicht und suchte das zu durchdringen.

Der Schmied verzog keine Miene. Er legte das Ohr an die Brust der Kranken, klopfte da mit gekrümmtem Finger und horchte lange; dann richtete er sich auf und stand nachdenkend. Die Augen blickten schwarz aus dem gelblich-blassen Gesicht. Er sprach kein Wort.

„Könnt Ihr helfen?“ sprach angstvoll der Müller; das Stöhnen seiner Frau nahm ihm schier den Verstand. „Wird sie bald Ruh kriegen?“

„Sie kriegt bald Ruh“, sprach feierlich der Wunder-

doktor. Er zog ein Fläſchchen heraus, ſchüttelte das und hielt's gegen das Licht.

Ah, das kannte Maria, das gebrauchte er auch bei erkranktem Vieh!

Von den gelben, ſtark riechenden Tropfen — Pfefferminz, Meliſſe und Baldrian — träufelte er auf die keuchende Bruſt, rieb dann, rieb lange und ſprach murmelnd unverſtändliche Worte dabei.

Der Müller machte große Augen — ja, ja, das tat gut, ſchon ging der Atem gelinder!

Er drückte dem Wunderdoktor dankend die Hand. Aber Marias brennender Blick haftete feſt auf dem Mann, der da ſtand mit der Miene des Arztes. Scheinheiligkeit, Lüge, Betrug! Er wußte ja ganz genau, daß es hierfür kein Kraut mehr gab. Der Tod war im Zimmer. Und ihre Augen, dunkel wie die des Mannes, ſahen den Vater ſo entſetzensvoll an, als ſei der ſelber der Tod.

Der Müller legte die Stirn auf den Bettrand; nun die Frau ſtill ruhte, fühlte er erſt, wie zerbrochen er ſelber war.

Den Augenblick benutzte der Krinkhofer. Sein Kopf fuhr herum, ſeine Blicke ſtöberten in alle Ecken. Nun ging er leiſe zum Fenſter, beſah den Verſchluß des Ladens, und nun ging er zur Tür, die nebenan zur Schlafkammer der Söhne führte. Er ſchob ſie vorſichtig auf, guckte flüchtig hinein, zog ſie dann wieder zu und ſah nach dem Riegel.

Maria ſtockte der Atem: warum tat er das? Sie ſah ihn durchs Zimmer ſchleichen, leiſe wie auf Strümpfen und flink wie einen huſchenden Schatten.

Als der Müller den Kopf wieder hob, ſtand der Krinkhofer auch wieder am Bette. „Sie wird ſchlafen. Die ganze Nacht", ſagte er. „Legt Euch nur auch hin. Es braucht keiner zu wachen." Er ging zum Fenſter und ſtieß das auf. „Laßt das offen. Wie ſoll Eure Kranke Luft kriegen, wenn Ihr das zuſperrt." Er hob mahnend den Finger: „Alſo laßt auf!"

Maria ſchlich in den Stall. Da ſtand der Älteſte und warf den Dung aus. Er fragte ſie nach der Mutter. „Ein wenig beſſer." Aber ſie ſelber glaubte nicht daran; die Kranke lag nur ſtill. Der Hubert gähnte und reckte ſeine ſtarken Arme in die Höhe: „Dann ſchlaf ich aber feſt dieſe Nacht, ich bin rechtſchaffen müd!" Sie hätte ihm ſagen mögen: geh nicht zu Bett, ſitz auf, wache, wache! Aber das konnte ſie doch nicht, er hätte ſie ja auch verwundert angeſehen: wenn es der Kranken leidlicher ging, dann konnte man doch auch einmal ſchlafen, die letzten Nächte waren ſo ſchlecht geweſen, da hatte man ſich gar nicht ins Bett getraut.

In der Mahlſtube hantierte Nikla. Auch er fragte nach der Mutter, und als er hörte, die ſchliefe jetzt, ſprach auch er von grauſamem Müdeſein.

Nein, die durften nicht ſchlafen, die mußten wach bleiben, aufpaſſen! In Maria war eine Todesangſt. Sie wußte ſelber nicht, w a s ſie fürchtete, aber daß da etwas zu fürchten war, des war ſie gewiß geworden bei ihrem Lauſchen. Warum hatte Hans Baſt ſich ſo umgeſehen, warum hatte er den kurzen Augenblick benutzt, um durch die Stube zu ſchleichen? Sie ſah ſeine ſchwarzen, ſcharf funkelnden Augen. Wenn ſie's dem Martin doch ſagen könnte, warum ihr ſo bang war! Aber der

ſollte nur ſchlafen gehen, in ſein Kämmerchen oben beim Taubenſchlag, da lag er ſicher, dort hörte er nichts, es fand ihn auch keiner. Und wenn der Hubert, der Nikla denn ſchliefen, ſo würde ſie allein wach bleiben, Obacht geben im ſchlafenden Haus. Ihre Ohren waren ſo ſcharf wie die des Waldtieres, die hörten draußen auch den ſchleichendſten Schritt. Und wenn's der Krinkhofer ſelber wäre — „Vater" konnte ſie den jetzt nicht mehr nennen —, ſie würde anlegen auf ihn. Ein Schuß, ein Knall, ein unterdrückter Aufſchrei — hatte ſie gut getroffen? Es ſollte, es durfte denen in der Mühle nichts zuleide geſchehen.

In der Stube hing die Büchſe des alten Müllers, Maria lud ſie heimlich und ſtellte ſie ſich zur Hand in die Ecke beim Bett.

Es war am frühen Morgen, als der Krinkhofer ſeinen Beſuch bei der Kranken gemacht hatte, nun war der Mittag vorbei. Je weiter der Tag vorſchritt, deſto unruhiger wurde Maria. Wenn ſie nicht drinnen in der Stube war, wo die Kranke noch immer ſchlummerte, ſo ſtrich ſie draußen umher. Ruhelos. Wurden die Ställe auch nachts gut verſchloſſen? War es nicht beſſer, man ließe bald den großen Kettenhund los? Der verriet jeden, der ſich heranſchlich, durch ſein wildes Bellen.

Es würde ſich ſchon keiner heranſchleichen! Die Brüder lachten ſorglos, ſie waren ſich ihrer Kräfte bewußt. Warum war ſie denn auf einmal ſo furchtſam? Beſorgt ſah Martin das Mädchen an, ihm allein fiel ihre Unruhe auf. Seine hellen Augen blickten in ihre tief umſchatteten dunkeln. „Du mußt endlich emal ausſchlafen", ſagte er. Und dann zu den anderen: „Die

Maria opfert ſich auf für uns." Zärtlich ſah er das Mädchen an: „Wir können 't dir nie vergelten."

Nein, das konnten ſie auch nicht; aber nicht ſo, wie es der Martin vermeinte. Das bißchen Wachen in der Krankenſtube, das war ja nichts, aber die Angſt, die atemraubende, den Hals zuſchnürende Angſt und die Qual all der Wochen, in denen ſie heimlich einen Kampf geführt hatte gegen den Wunſch ſeiner Mutter und gegen den Wunſch des eigenen Herzens, das konnte nichts, nichts mehr wettmachen!

„Maria, du ſchläfſt dieſe Nacht, und ich wach", ſagte der Martin.

„O nein!" Über ihr bleiches Geſicht ſchoß eine fliegende Röte. Das würde ſie nie und nimmer zulaſſen. Die Mutter war ſo an ſie gewöhnt, ſie würde ſich der Sünde ſchämen, ſollte die arme Kranke ſie nur eine Stunde vermiſſen. Sie fuhr ordentlich auf. Da mußte der Martin ſtill ſein.

Sie ſaßen beim Veſperbrot in der Küche, als der Hofhund anſchlug. Und dann bellte er rauh und gab ſich gar nicht zufrieden. Der Hubert ging hinaus, man hörte ihn draußen laut ſchimpfen.

Mit rotem Kopf kam er jetzt wieder herein: „Faules Geſindel!" Waren da zwei auf den Hof gekommen, der eine mit Schlitzaugen wie ein liſtiger Iltis, der andere ſchwarz wie ein Rußköhler, und ſie hatten gebettelt. Geſunde Kerle, daß die ſich nicht ſchämten! Als er ſie gehen hieß, hatten ſie ihm gedroht.

„Laßt die nit gehen, haltet die auf!" Maria ſprang ſo heftig auf, daß ihr Schemel umpolterte. „Hubert,

Nikla, Martin, haltet sie fest, haltet sie fest!" Sie stürzte zur Tür hinaus auf den Hof, lief bis zum Hoftor: „Haltet sie, haltet sie!" Aber da war kein Mensch mehr zu sehen.

„Wat is dir?" Martin umfaßte sie. Aber sie wehrte ihn ab, fast unwirsch. Was war nur mit ihr? Sie war überanstrengt. Wenn sie doch wenigstens jetzt ruhen wollte, ein paar Stunden nur! Wenn die Zeit der Nachtwache kam, versprachen sie es ihr, sie zu wecken. Der Vater und Martin wechselten bis dahin sich ab.

Wie man eine Kranke führt, so führte Martin sie die Stiegen hinauf in sein Kämmerchen; unten in der Krankenstube, wo sonst ihr Lager war, da fand sie jetzt doch keine Ruhe. Es war ihm ein lieber Gedanke, sie dort oben zu wissen: da, wo er allabendlich lag, da sollte Maria nun liegen. Er streifte ihr die Schuhe ab und hob ihre Füße auf das Bett. Sie getraute sich gar nicht auf dies reine Lager, sie kam sich selber so schmutzig vor; ein Frost schüttelte sie. Er zog ihr die Decke bis zum Kinn herauf und breitete ihr noch seine warme Joppe über. Er küßte sie. Es war ein sanfter Kuß; sie kam ihm auf einmal so elend vor und so hilfsbedürftig. Und doch war eine Leidenschaft in diesem sanften Kuß, ein „Dich will ich".

Sie schloß die Augen, damit er ihre Tränen nicht merkte; sie hielt die zurück, solange er noch bei ihr stand und ihr die Wangen streichelte. Aber als er endlich gegangen war, brachen sie hinter ihren geschlossenen Lidern vor, drängten sich Tropfen um Tropfen durch ihre schwarzen Wimpern und sickerten schwer hinab zu dem schmerzlich verzogenen Mund. Das war zu viel,

zu viel! Nun hatte er schon seine Spürhunde ausgeschickt — oh, sie erkannte den Iltis-Jakob, den Schwarzen Peter! Und dann kam er selber. Nun, sie sollten nur kommen! Entschlossen sprang sie auf und warf die Decke von sich, aber dann sank sie mutlos wieder zurück: war sie, ein Mädchen, denn stark genug, den dreien zu wehren? Was sollte sie tun, was sollte sie tun?! Sie wühlte ihre Stirn in das Kissen. Dies war sein Bett, sein reines und glattes Bett, in dem sie zum ersten und zum letzten Male jetzt ihre Glieder streckte — ach, sie war müd! Hier hätte sie liegen mögen und schlafen bis zum Jüngsten Tag. Eine unendliche Traurigkeit war in ihr. Unter tiefen Seufzern faltete sie die Hände.

Heute in der Stunde der höchsten Not fand sie auch eigene Worte; sie gebrauchte nicht mehr die hergebrachten, alltäglichen Worte des Gebets, sie stammelte eigene Bitten in inbrünstigem Flehen. Und wie sie sich so sprechen hörte mit Einem im Himmel, der ihr ein besserer Vater war als der auf Erden, wurde sie ruhiger. Sie stand auf, sie strich das Bett des Martin sorgfältig wieder glatt, und es war ihr, als streichele sie ihn selber. Mochte er auf diesem Kissen einst mit einer ruhen, die besser zu ihm paßte als des Hans Basts Tochter! Jetzt ging sie zu dem hinauf! Ernst, fast feierlich war ihre Miene. Sie hatte mit ihm zu reden und, wenn er sie totschlug darum, sie starb gern für die in der Mühle.

Die Sterne schimmerten, sie brauchte kein anderes Licht. Sich aufs Geländer der Treppe stützend, glitt sie lautlos hinab, ohne auf die knarrenden Stufen zu treten. In der Krankenstube hörte sie sprechen — des Müllers und Martins Stimmen —, in der Küche han-

tierte auch einer, und als sie jetzt sich über den Hof schlich, rief drinnen im Kuhstall der Nikla: „Hü, Braune, steh!“

Der Hund lag noch an der Kette, sie machte ihn los: „Pass' auf, pass' gut auf!“ Das kluge Tier sah aufmerksam nach ihrem erhobenen Finger und wedelte dann. Es geleitete sie bis ans Hoftor, blieb dann stehen und sah ihr nach.

Nun war sie unbemerkt draußen; sie ging um die Mauer herum zu dem kleinen Steg, der gleich aus dem Gärtchen über den Mühlbach führte. Die Bretter zitterten von der Gewalt des Wassers, das unter ihnen dahinschoß, und schwankten bei ihrem eiligen Schritt. Sie lief geradauf, die steilste Abkürzung hinan. Hier ließen die Müllerssöhne das gefällte Holz hinuntergleiten, die Rutsche war so glatt wie poliert, aber sie klomm sie hinan. Sie hatte gar kein Gefühl, daß das schwer war, sie merkte auch nicht, daß es jetzt dunkel war und sie ohne Weg durch Gestrüpp sich Bahn brach. Sie raste bergan, sie mußte ja eilen, mußte ihn zurückhalten oben und dann wieder unten zurück sein, wenn ihre Nachtwache begann. In ihren Schläfen hämmerte das Blut, vom raschen Lauf stachen ihr die Seiten, das Atmen tat ihr weh, aber sie rannte. Gott sei Dank, nun sah sie wieder die Sterne! Das Dickicht war zu Ende, sie hatte die Höhe erreicht.

Ganz einsam lag die Krinkhofer Flur, eine Einöde unter nächtlichem Himmel. In der Hütte des Schmieds brannte ein Licht. Der trübgelbliche Schein sickerte durch den Türspalt. Maria drückte die Klinke nieder — verschlossen. Sie legte das Ohr an den Spalt: drinnen ein

Flüſtern, ein Raſcheln, ſie hörte die Leiter ächzen, die hinauf zum Dachgeſchoß führte.

Jetzt rief der Schmied: „Wer da?“

„Ich, die Maria!“

Nun öffnete er: „Du —?“ Es war Erſtaunen in ſeinem Ton und Unwillen. „Wat willſte?“

Faſt war es ihr ſo, als wollte er ſie wieder hinausdrängen, aber ſie ging ſtracks durch den Flur und in die Stube hinein. Da war es wie immer, Feuer brannte im Herd, und der Kienſpan ſchwelte, und doch war's nicht wie immer. Hier hatten ihrer mehrere geſeſſen, nicht Hans Baſt allein. Auf dem Tiſch ſtanden noch vier halbleere Schnapsgläſer.

Sie ſah dem Mann gerad ins Geſicht. Nie hatte ihre Stimme ſo wie heute geklungen, ſo entſchloſſen und jeder Unterwürfigkeit bar. „Ich weiß wohl, der Iltis-Jakob, der Schwarze Peter und der Metzger Bruttig ſind bei Euch — Ihr hättet ſie nit nach oben zu ſchicken gebraucht. Ich weiß et, Ihr wollt heut zur Nacht in der Mühl einbrechen und —“ ſie holte tief Atem.

„Du träumſt.“ Er verſuchte ein Lachen, aber das kam nicht recht heraus. „Maria, du träumſt!“ Wieder verſuchte er den alten beſchwörenden Ton. Aber ſie ſchüttelte energiſch den Kopf.

Woher wußte das Mädchen, was ſie heut vorhatten? In einer Stunde hatten ſie aufbrechen wollen. Um die Mitternacht zog der Mond auf, bis dahin mußte ſchon alles geſchehen ſein. Neben der Mahlſtube ſchliefen die Söhne — ins Zimmer der Kranken ſtieg man durchs Fenſter ein — das Fenſter würde offen ſtehen, ſo wie er es angeordnet hatte — vor die Tür, die von hier in die

Kammer der Söhne führte, schob man den Riegel — im Krankenzimmer war nur die Maria — sie würde den Mut nicht haben, zu schreien. Und durchs Mahlstubenfenster drangen derweil der Schwarze Peter und Bruttig ein, die fürchteten Tod und Teufel nicht, die wurden auch mit den Jungens fertig, sollten die in ihrer Kammer sich nicht einschüchtern und sich nicht binden lassen. Hofhund und Hofmauer waren kein Hindernis. Iltis-Jakob stand an der Haustür. So war alles aufs beste verteilt, der Plan gut gemacht — alles geschwind und leise. Und nun kam die und wollte ein Hindernis sein?!

Mit funkelnden Augen sah Hans Bast seine Tochter an: sie sollte es nur wagen, ihm zuwider zu sein! Maria hatte eine Bewegung gemacht, als wolle sie wieder umkehren zur Tür. „Halt's Maul, setz dich, du bleibst eweil hier!" Er packte sie bei der Schulter, sein Griff war so gewaltig, um Knochen zu brechen. Aber sie riß sich los, er vermochte es nicht, sie zu halten.

Sie ballte die Faust gegen ihn: „Ich schrei: Diebe! Räuber! Ich schrei die unten wach, sie hören euch kommen!" Ihre Stimme, die sonst sanft war, schrillte durchdringend: „Den Franzos habt Ihr totgemacht, den Mungel in der Linnich auch, aber denen unten rührt Ihr kein Haar an. Ich will et nit, ich tu et nit leiden!"

„Du hast nix zu leiden." Er stieß sie zur Seite, sie hatte sich vor ihn gestellt. „Aus dem Weg, Fraumensch!"

„Ich geh nit aus 'm Weg, ich bleib Euch im Weg. Ich leid et nit, dat Ihr denen wat antut. Bleibt! Ihr bleibt!" Sie packte ihn an, sie krallte sich in seine Kleider.

Er wollte sie abschütteln, aber sie hielt sich fest an ihm; wenn er sie schon gedachte zu Boden zu werfen,

so gab sie geschmeidig seiner Bewegung nach, schnellte sich dann wieder auf mit ihm. Er wurde sie nicht los, sie hing ihm an, wie mit ihm verwachsen. Er keuchte, sie keuchte; sie rangen miteinander, Vater und Tochter, zwei erbitterte Feinde.

Nun ließen Marias Kräfte doch nach. „Tut ihnen nix!" ächzte sie.

Den Augenblick ihrer Schwäche benutzte der Mann; als er ihre Hände sich lockern fühlte, fuhr er ihr mit der Faust ins Gesicht und stieß sie so wütend von sich, daß sie zu Boden stürzte. „Laß deinen Fürwitz — dat hast dafür!"

Sie hatte sich weh getan, im Fallen hart die Tischecke gestreift, aber sie gab keinen Schmerzenslaut von sich. Langsam richtete sie sich wieder vom Boden auf. Und da erschrak er. Aus einem todbleichen Gesicht starrten ihn zwei Augen an — Augen wie Flammen, Augen der Cherubim am Tag des Gerichts. Blut strömte über das Gesicht, an der Stirn klaffte eine Wunde. Und die Hand hoch erhoben, als hielte sie das flammende Schwert, so rief sie mit einer Stimme, die nicht der Maria Stimme mehr war — sie hatte einen ehernen Klang, sie deuchte ihm schier übernatürlich: „Du bist verflucht, du Mörder! Ich zeig dich an!"

Es war ihm, als schlüge jedes Wort wie ein Hammer auf seinen Kopf. Er wollte sich wieder auf sie stürzen, ihr den Mund zuhalten, aber er konnte es nicht. Die Arme waren ihm auf einmal ganz schwach. Das war doch schrecklich, was dieses Mädchen da schrie — seine eigene Tochter!

Sie weinte plötzlich laut auf, fiel vor ihm nieder, umfaßte seine Knie: „Hört auf mich, hört auf mich! Tut ihnen nix!"

Es zuckte ihm im Fuß: sollte er sie treten, zu Boden stampfen? Aber sie weinte, wie er noch nie einen Menschen hatte weinen hören; nicht sein Weib, wenn er das schlug, und nicht einen, der ihn um Gnade bat. Dieses Weinen war fürchterlicher. Und dieses Blut, das ihr übers Gesicht rann, war auch fürchterlich. Das klagte ihn an.

„Steh auf!" Sie war auf einmal ganz still geworden, ihre Stirn berührte den Estrich; sie stand nicht auf, blieb wie leblos liegen. Da faßte ihn ein Grauen: was hatte er ihr getan?! Um die da unten in der Mühle, um die weinte sie so? Und um die hatte er das Blut seines Kindes vergossen? Um Leute, die er haßte, weil sie all das hatten, was er nicht hatte: Besitz, Ehrbarkeit und ein ruhiges Gewissen. „Was gehen sie dich an!" schrie er rauh.

Da hob sie den Kopf, ein weicherer Ausdruck verschönte ihr zerstörtes Gesicht: „Eine Mutter is da unten — ich hatt' als so lang keine Mutter mehr. Der Martin is da — er hat mich lieb —, wenn ich dem Hans Bast seine Tochter nit wär, könnt ich den freien." Der weiche Ausdruck verschwand, jetzt war nur noch Gram in ihrem Gesicht: „S o nit."

„Ich bin der Sippschaft als Vatter wohl nit gut genug?" Er lachte in kalter Wut. „Wart, di- sollen mich kennenlernen!" Und dann, eh sie wußte, wie ihr geschah — sie konnte sich nicht mehr wehren, so gewaltig

faßte er sie um den Leib — schleifte er sie zum großen Schrank. Er riß den auf — die Hinterwand wich. Er stieß die Halbbetäubte in den dunklen Raum, die Feder der Rückwand schnappte wieder ein — sie war gefangen. Sie hörte noch sein zorniges Lachen. Dann war alles still, er hatte die Schranktür verschlossen. —

Mit steifen Knien klomm Hans Bast die Leiter zum Dachgeschoß hinauf: warum ließen die oben denn nichts von sich hören? Lange genug hatten die sitzen müssen und warteten auf ihn. Die Maria — die Maria —! Sie war ja jetzt still.

Da war der winddurchpustete Speicher und, durch Bretter abgetrennt, die schmale Kammer der Tochter. Aber kein Mensch. Hans Bast sah sich um: o die Halunken! Die Luke stand offen, nicht allzu tief war's zur Erde, da waren sie hinuntergesprungen, heimlich abgezogen, und ohne ihn! Die Bierschlunge! Und er hatte es doch ausgekundschaftet, den Plan gemacht! Er fluchte, aber die rechte Wut war nicht in seinem Fluchen. Noch konnten sie nicht unten im Tal sein, sollte er ihnen nacheilen? Sie würden sich herausreden: vorausgegangen, zum Auskundschaften. Er spuckte aus: verächtliches Pack! Sie hofften die Beute allein zu machen, nicht mit ihm teilen zu müssen.

Langsam kroch er wieder in die Stube hinunter. Da war es totenstill. Wo vorhin der Tochter Stimme gebeten, geweint, gedroht und angeklagt hatte, so seltsam stark wie aus einer anderen Welt, da nagte jetzt keine Maus, und kein Holzwurm schrappte. Selbst das Feuer auf dem offenen Herd knisterte nicht mehr, es war zusammengesunken in Asche.

Der Einſame ließ ſich ſchwer nieder; mit einer einzigen Handbewegung fegte er die Schnapsgläſer vom Tiſch, daß ſie klirrend in einer Ecke zerſchellten. In düſterem Brüten ſenkte er den Kopf auf die Bruſt. Ihnen nachzugehen, daran dachte er jetzt nicht mehr — mochten die drunten alles allein an ſich reißen! Nun wünſchte er faſt, die Müllersſöhne wären wach und ſchickten ihnen eine Ladung Schrot in die Beine. Dann würde die Maria auch Ruhe geben, ihm nicht mit ihren Bitten mehr in den Ohren liegen. Ihre Drohungen fürchtete er nicht — ſie würde ihn nun und nimmer verraten, ſie war ſein Fleiſch und Blut — aber ihr Flehen, ihr Jammern. Und dieſes Weinen, dieſes Weinen! Er hörte es noch immer ganz deutlich.

Der in ſich Verſunkene ſah ſich ſcheu um — ſie war nicht mehr da. Ob ihr auch in dem luftloſen Raum der Atem ausging? Er lauſchte. Der Bruttig hatte neulich geſagt, man erſticke faſt da drinnen. Freilich, der hatte Stunden und Stunden im Verſteck geſeſſen; ganz in Schweiß gebadet, naß wie eine Maus, die voller Angſt in der Falle ſitzt, war er wieder zum Vorſchein gekommen. Das rote Haar hatte an ſeiner Stirn geklebt, die mit Sommerſproſſen beſprenkelten Hände hatten gezittert. Ob es nicht beſſer war, er ließ das Mädchen heraus? Schon machte er einen Schritt zum Schrank, dann ging er doch lieber zur Tür. Eingefleiſchte Gewohnheit trieb ihn zum Spähen.

Er ſtand vor ſeiner Hütte, das Ohr in die Richtung des Ußtals geneigt. Sie mußten jetzt lange ſchon unten ſein. Es war auch an der Zeit, der Mond begann hell zu ſcheinen. Da — plötzlich ein Knall! Und nun noch

mehr Schüsse. Dumpf rollten sie in den Schluchten wider, ein Echo vervielfachte sie.

Wie dumm, wie dumm, was schossen sie denn wie toll?! Sie zogen mit ihrem Schießen sich das Dorf und die Einwohnerwehr auf den Hals. Voller Unruhe kletterte der Mann auf die Tanne. Nichts, was beunruhigte, konnte er sehen. Tief unten, in friedvollem Schweigen, das vor kurzem noch dunkle Tal, jetzt freundlich beglänzt vom Mondlicht. Die Sterne, die am nächtlichen Himmel geflimmert hatten, waren nicht sichtbar, das mehr und mehr flutende Mondsilber hatte alle gelöscht. Heller als am Tag sah man die Felsnasen der Mühlschlucht aus dem Wald emporragen. Es war dem scharf Lauschenden fast, als höre er den Wildbach brausen und donnern.

Sollte er hinuntereilen, den Genossen zu Hilfe kommen? Er wurde das unheimliche Gefühl nicht los: denen war der Überfall nicht geglückt. Die Schüsse, die Schüsse! Schon schickte er sich an, von der Tanne herunterzuklettern; dann blieb er doch oben, stieg in die höchste Spitze hinauf, die unter seinem schweren Gewicht schwankte und schüttelte, hielt sich da fest und lauschte: würden sie kommen? Die Nacht war kalt, ihr Atem noch eisig hier oben; wie Wölfe kamen plötzlich dunkle Wolken daher, der Mond verkroch sich vor lauter Angst.

Frierend, ungeduldig harrend, hing der Mann oben im Baum. Noch immer kam keiner zurück. Die Hände verklammten ihm, er konnte sich kaum mehr festhalten. Vom Wind, der gegen Morgengrauen wie ein Sturm zu blasen begann, und von der eigenen peinvollen Un-

gewißheit hin und her geschüttelt, hing er im Baum wie eine Frucht, die bald fallen muß. — — — — —

Unten in der Mühle hatten Vater und Sohn still bei der Mutter gesessen. Als die Kranke noch immer schlief, wagten sie es dennoch nicht, leise zu flüstern. Nur nicht sie stören, es tat ihr ja so gut, zu schlafen nach den letzten Angststunden am Vormittag.

Der Alte ging Jahre um Jahre zurück; er blätterte sie um, wie die Seiten in einem Buch, in dem man seine Lieblingsstellen hat, die man immer wieder und wieder noch einmal liest. Wie schön war es doch gewesen, als er seine junge Frau in diese Stube hier führte! Die war ganz neu hergerichtet, sauber gekalkt und ein Kachelofen gesetzt, hoch und breit, der behaglich wärmte, selbst wenn es draußen fror, daß der Wald überm Bach knackte. Der Vater hatte ihm die Mühle hinterlassen ohne Schulden, er selber hatte auch nie welche zu machen gebraucht. Müllersein nährt, von jedem Sack Korn den soundsovielten; man braucht kein ungetreuer Müller zu sein, der mehr nimmt, als ihm zukommt. Früher, eh all der Krieg kam und die unsicheren Zeiten, was waren da für Gespanne bei der Mühle vorgefahren! Die ganze Eifel ließ beim Ußmüller mahlen. Und wie die Frau den Haushalt verstand! Ihrer Hand glückte alles: die Blumen am Fensterchen, die Kühe im Stall, das Federvieh auf dem Hof — und die Kinder. Hier hatte sie die geboren. Das war eigentlich doch der schönste Tag, wenn sie ihn anlachte: „Vatter, als wieder'n Jung!" Als sei es gar nichts, so kamen die auf die Welt. Und wenn die Kinder beim Zahnen schrien, litt sie es nicht, daß er sie trug,

dann ſtand ſie nachts auf, ging mit leiſen Füßen in der Stube umher und wiegte das Kindchen im Arm, bis es ſtill war; unter der weißen Mütze guckte ſo lieb ihr rundes Geſicht. Auf der Kirmes konnte er noch immer Staat mit ihr machen; andere Frauen mit drei Kindern tanzten nicht mehr, ſie aber war noch flink wie ein Kreiſel und ebenſo unermüdlich. Und als der Treibriemen ihn einmal beim Ärmel gepackt hielt, der Arm ihm gebrochen wurde, wie hatte ſie ihn da gepflegt; keine Nonne, die im Kloſter das Pflegen gelernt hatte, konnte geſchickter zufaſſen als ſie. Am liebſten aber ſaß er mit ihr auf der Bank vor der Tür, am Abend. Noch ſchien die Sonne ein bißchen und machte die Hänge der Felſen ſchön wie Purpur und Gold, vom Mühlbach wehte es kühl und erquickend nach heißem Tag, da hatte ſie nach ſeiner Hand gefaßt und geſprochen: „So is et im Paradies!“

Des alten Mannes Kopf ſenkte ſich wie beſchwert von glückſeliger Erinnerung.

Der Alte dachte zurück, der Junge nur vorwärts. Wenn die Maria erſt ſein war! In Martin flammte das Glück auf: dann tauſchte er mit niemand auf Erden mehr. Dann wohnten ſie hier in dieſer Stube, ſchauten aus dieſem Fenſter ins kleine Gärtchen, ſahen den Wald im Winterſchnee und in Sommerſonne, ſaßen an dieſem Tiſch, ſchliefen in dieſem Bett — ſo hatte die Mutter es ihm geſagt. Die gute Mutter!

Er ſchaute plötzlich auf ſie, es war ihm, als hätte ſie tief geſeufzt. Ganz ſeltſam tief. Er ſprang auf: „Mutter! Wollt Ihr wat?“

Sie gab keine Antwort.

Nun sprang auch der Müller auf, seine Erinnerungen hatten ihn eingelullt gehabt; er faßte die Hand seiner Frau: „Mutter, wat is dir?“ Ihre Hand lag in der seinen, ganz ohne Gegendruck, und sie wurde so kühl.

„Maria, Maria!“ Die Maria mußte gleich kommen, die wußte am besten mit Mutter Bescheid. Aber so laut auch Martin an der Treppe rief, ihre Stimme gab ihm von oben nicht Antwort. Da lief er hinauf.

Das Bett war in Ordnung gebracht, glatt gestrichen, sie war schon aufgestanden — wo war sie denn nun? Von den Brüdern hatte sie keiner gesehen. Wo war sie, war sie denn fortgegangen?! Verstört lief Martin umher, die beiden Brüder suchten mit ihm. Sie schauten in jedem Raum nach, in Speicher und Keller, sie riefen laut ihren Namen — vergeblich.

Derweil saß der Müller bei seiner Frau, ihre Hand wurde kühler und kühler. Was war nur mit ihr? Der alte Mann beugte sich über sie, ganz ängstlich forschend.

Jetzt hörten die Söhne den Vater plötzlich laut aufschreien, sie stürzten ins Zimmer. Da stand er mitten in der Stube, reckte die Hände gen Himmel und rief: „Sie is tot.“

Die Mutter tot. Ohne Klage, ohne Kampf, friedlich entschlafen. Die Söhne knieten am Bett nieder.

— — — — — — — — — — — — — — —

Noch schien der Mond nicht. In der Stube saß der Alte, sonst noch aufrecht, jetzt ganz zusammengesunken. Ach, daß die Maria fehlte! Unter Tränen hatte Martin, so gut er es vermochte, die Mutter feierlich gebettet, ihr die Haare glatt unter die Haube gestrichen, ehe die kalten Hände erstarrten, sie ihr gefaltet und das

Kruzifix vom Weihwaſſerkeſſelchen an der Wand ihr zwiſchen die Finger geſteckt.

In den Jammer um ſeine Mutter miſchte ſich ſeltſame Angſt um Maria. Wo war ſie, was hatte ſie fortgetrieben?

Der Hund lief zum Hoftor und winſelte laut, ſeine Naſe witterte ihre Fährte; er rannte ein Stück ins Dunkel hinein, kam dann zurück, den Schwanz eingezogen, ſetzte ſich hin, hob den Kopf und heulte den Himmel an. Aus den Felſen jaulten die Marder Antwort. Es war nicht zu ertragen. Nikla jagte den Hund in den Stall und machte die Türe zu.

Nun war heilige Stille. Der Müller hatte die Söhne ſchlafen geſchickt: nein, er wollte es nicht, daß ſie mit ihm wachten. Noch einmal wollte er ganz allein ſein mit ſeinem Weib, die letzte Nacht wie die erſte.

Martin hatte ſich widerſetzt, er wollte durchaus auch im Sterbezimmer bleiben — ach, er konnte ja doch nicht ſchlafen! Nun er aber oben im gewohnten Kämmerchen lag, nichts hörte als das eintönige Rauſchen des Mühlbachs, dämmerte er trotz allem doch ein; die Müdigkeit der Jugend übermannte Gedanken und Tränen. Bald hörte er auch das Rauſchen des Waſſers nicht mehr. Tief unter ihm lagen die tote Mutter und das Trauerhaus, die ganze Welt war verſunken. Er ſtand mit Maria vorm Traualtar. —

Im Sterbezimmer flackerte die geweihte Kerze. Das Fenſter ſtand offen; die Kranke brauchte jetzt die friſche Luft zum Atmen nicht mehr, aber die Seele der Toten mußte hinausfliegen können in die ewige Weite. Der Mann ſaß ſeitlich am Bett und ſah unverwandt in das

ſtille Geſicht. Er redete murmelnd mit ſeiner Frau: Liebesworte, wie er ſie kaum je im Leben zu ſprechen gewußt, dazwiſchen Gebetsworte, wie ſie vorgeſchrieben ſtehen im Gebetbuch. Er fühlte Schmerz, aber ſein Schmerz war andächtig: die lag wie verklärt. Und er würde ja auch nicht mehr lange zu leben brauchen, er hatte nun nichts mehr auf Erden zu tun. Die Kinder waren groß und verſorgten ſich ſelber, er gehörte zu ſeinem Weib. Kummer war auf ſeiner Stirn und doch eine heilige Hoffnung — da, ein leichter Knall!

Durchs offene Fenſter fuhr etwas herein — es gab kein Glasſcherbengeklirr, keinen lauten Lärm — ohne Laut ſank der alte Mann auf die Seite. Er lag auf dem gleichen Kiſſen mit ſeiner Frau.

Aber jetzt wurde es in der Mühle lebendig. Aus dem Kammerfenſter der Söhne fiel Schuß auf Schuß. Die beiden hatten noch nicht geſchlafen, ſie hatten ſich leiſe flüſternd miteinander unterhalten, der Gedanke, was nun, da die Mutter tot war, wohl werden ſollte, hatte ſie beſchäftigt und wach gehalten.

„Lauf du an die Haustür", ſchrie Hubert dem Nikla zu. Sie waren handfeſte Kerle und unerſchrocken, ſie teilten ſich in die Verteidigung.

An der Haustür ſtand einer, aber er lief davon, als der Nikla unvermutet die Tür aufriß: „Holla, wat wollt Ihr?"

Erſt in einiger Entfernung wagte der Kerl zu ſchießen, ſein Schuß traf nicht. Nun ſchoß der Nikla. Der Räuber zog ſich nach der Hofmauer zurück. Wo kam der Hund plötzlich her? Nikla ſtaunte. Mit geſträubtem Fell, in gewaltigen Sätzen war das große Tier aus dem Stall

gestürzt; der treue Wächter hatte genau gehört, unter seinem Ansprung war die Tür gewichen.

„Bello, fass', fass'!" Der Hund fuhr dem Fremden an die Kehle, der hatte mächtig zu tun, sich des Tieres zu erwehren.

Mutig wie der Hund waren die Herren. „Nikla," schrie der Hubert, „Obacht, da laufen se schon, schick den Hund hinterher!" Er pfiff dem Hund. Diesen Augenblick benutzte der gestellte Räuber, um über die Hofmauer zu entkommen.

Man sah jetzt drei dunkle Gestalten beim Brückchen am Bach. Sie versuchten jetzt von der Wasserseite, wo keine Mauer mehr sich zog, vom Gärtchen her den Angriff. Knall, Knall — Schuß wider Schuß. Es ging zu wie in einem Gefecht. Der tapfere Hund, der sich knurrend und bellend gegen die Räuber stürzte, fiel. Wenn nun noch einer von denen in der Mühle hin war, dann war's an der Zeit, die zu stürmen.

Aber der Hubert war der beste Schütze. Plötzlich ein lauter Fluch — einer von den dreien am Bach brach zusammen. Die in der Mühle sahen's und jubelten laut.

„Nehmt mich mit — ist bin kapores", stöhnte der Iltis-Jakob. Er packte den Schwarzen Peter mit der freien Hand um das Fußgelenk: „Laß mich nit liegen!"

Aber der Schwarze Peter riß seinen Fuß los und gab dem Verwundeten noch einen Tritt: „Geh zum Teufel — dat is für die Anne!" Sprang in gewaltigem Satz über den schwankenden Bretterstieg, daß das schäumende Wasser darüberhin schwuppte, und war im Dickicht gleich verschwunden. Der dritte ihm nach.

Die aus der Mühle feuerten noch immer. Ein Hohngelächter hallte aus dem Walde zurück.

Iltis-Jakob krümmte ſich in wilden Schmerzen — ſein Bauch, ſein Bauch, eine Kugel im Eingeweide! Halb wahnſinnig vor Pein fluchte er denen da drüben, die ihn getroffen hatten, aber mehr noch dem Schwarzen Peter, der ihn im Stich gelaſſen. Wenn er den wieder zu packen kriegte, den ließ er dann nicht mehr los, den nahm er gleich mit in die Hölle! Auf allen vieren kroch er dem Brückchen zu. Der Mond ſchien jetzt hell, aber die von Todesdunkel umflorten Augen fanden den Steg nicht mehr, Iltis-Jakob plumpſte daneben ins Waſſer.

Als die Brüder, die Büchſe ſchwingend, gelaufen kamen, riß der wild brauſende Bach ihn gerade fort. —

XVIII

leich, die Stirn finſter zuſammengezogen, die Hände auf dem Rücken, ging der Richter im fahlen Morgenlicht in ſeiner Amtsſtube unruhig auf und nieder; er diktierte dem Schreiber eine Eingabe an die oberſte Behörde in Koblenz. Dies Aktenſtück ging als dringend; ein reitender Bote, der es raſcher beförderte als die gewöhnliche Poſt, wartete ſchon darauf, es mitzunehmen. Ein hochwohllöbliches Obertribunal zu Koblenz wurde dringend erſucht, wiederum die franzöſiſche Polizeipräfektur dringend zu erſuchen, daß ſelbige, ſobald als irgend tunlich, genehmigen wolle, daß die Gendarmerieposten im Moſeldepartement zu verſtärken und auch die entlegenen, ſonſt völlig preisgegebenen Eifelorte mit gleichen Poſten zu verſehen ſeien. Eine Aufzählung der in letzter Zeit der Behörde zur Kenntnis gelangten Verbrechen, die der Bande des bekannten Johannes Bückler zur Laſt fielen, folgte und endete mit dem Überfall der Ußmühle.

Der Federkiel kratzte übers Papier, die Tinte ſpritzte. Der Schreiber zog ein ſchiefes Maul: der juge de paix hatte ihm heut nicht einmal Zeit gelaſſen, ſeine Kielfeder ordentlich zuzuſpitzen, bei jedem ſchwungvollen

Schnörkel gab's ein Malheur. „Sie kleckſt", ſagte er vorwurfsvoll.

„Schreib Er nur weiter!" Und dann kam die ungefähr gleichlautende Eingabe, in franzöſiſch, zu Händen des Herrn Bürgerpräfekten.

Ob es was nützen würde? Verzweifelt fuhr ſich Adami durch die Tolle; es war nicht der Puder allein, der ihr dunkles Braun ein wenig heller ſchimmern machte, einzelne graue Fäden zogen ſich ſchon dem noch jungen Mann durchs Haar.

Was geſtern vormittag als noch unbeglaubigte Kunde nach Lutzerath hinaufgelangt war, das beſtätigte im Lauf des Mittags der älteſte Sohn aus der Ußmühle ſelbſt. Zu Bertrich läuteten ſie nun das Sterbeglöcklein für ſeine Mutter und ſeinen Vater zugleich. Der Hubert, ſonſt ein harter Junge, weinte, als er erzählte, wie der Vater durchs offene Fenſter erſchoſſen worden war, am Totenbett der Mutter. Dann aber flammte er auf im Triumph, er vergaß ganz ſeinen doppelten Schmerz: er und der Nikla, ſie hatten es den Räubern ordentlich heimgezahlt. Der Martin oben in ſeiner Kammer beim Taubenſchlag hatte nichts gehört — ſchade! — aber es war auch ohne ihn gegangen. Er hatte den einen Räuber getroffen; die beiden anderen waren leider entkommen, jenſeits im Waldgeſtrüpp. Nun war der tote Räuber heut morgen angeſchwemmt worden unterm Brückenbogen zu Bertrich; das wild ſtürzende Waſſer hatte ihn von Felsſtufe zu Felsſtufe geſchleudert, an einem Zacken war er zuletzt hängengeblieben. Zur völligen Unkenntlichkeit war ſein Kopf zerſchmettert, die Eingeweide hingen dem Halunken zum Bauch heraus.

Adami atmete tief. Einer weniger! Aber es blieben der Übeltäter noch viel zu viele übrig. Vor allem, wo steckte der Bückler selber?

Der junge Ußmüller schwor darauf, der Bückler selber war nicht dabei gewesen. Zwei von den Kerlen waren kurz von Statur, kurz und gedrungen; der Bückler war groß und doch wieder nicht so groß wie der dritte von ihnen. Der war ein richtiger Mordskerl, groß wie ein Riese, das hatte er ganz deutlich gesehen.

Adami ging, begleitet von seinem Sekretär, mit dem jungen Ußmüller zur Mühle hinab. Da war ganz Bertrich am Vormittag zusammengelaufen; jetzt aber lag die Mühle bereits wieder still, so ruhig und friedlich, als sei es gar nicht möglich, daß die Nacht zuvor hier Mord, Kampf und Blutvergießen gewesen seien. Adami betrat mit einem leisen Gefühl des Grauens den Hof. Als er zuletzt hier gewesen war, da hatte er das hübsche Mädchen gesehen mit dem eigentümlich ernsten Gesicht und der plötzlichen Wortkargheit, die Tochter des Hans Bast Nikolai von Krinkhof. Jetzt war kein Mensch auf dem Hof, nur der Hund lag in der Hundehütte auf Stroh. Er bellte aber nicht, schlug nicht einmal an.

„Den haben se auch erschossen", sagte betrübt der Hubert, bückte sich und schob dem toten Hund noch das Stroh besser unter dem Kopf zurecht.

Sie kamen ins Haus. Eine seltsame Stille. Der zweite Sohn saß in der Küche und putzte an seinem Gewehr. Der Richter sah sich die Kammer an und das Fensterchen, aus der die Brüder die Räuber beschossen hatten. Dann traten sie in die Wohnstube. Kerzen brannten, ein Duft von Weihrauch mischte sich mit dem

von Tannengrün. Vom Ehebett war der Kattunvorhang ein wenig zur Seite geschoben; wie so oft während der Krankheit der Müllerin, saß auch jetzt Maria am Bett. Aber statt der einen lag nun noch ein zweiter darin; sie hatten den toten Müller neben seine Frau gebettet. Seite an Seite lagen sie, ihre Körper berührten sich. Ihre Totenstarre hatte nichts Schreckliches, sie waren beide so sanft aus dem Leben geschieden, daß kein Kampf ihre Züge verändert hatte. Maria hatte sie liebreich mit Grün umsteckt. Sie hatte alles getan, was man Toten noch Liebes erweisen kann, jetzt aber fühlte sie, mit ihrer Kraft war's zu Ende.

„Wo warst du?" Damit hatte man sie hier gestern morgen empfangen. Lag irgendein Mißtrauen in dem Fragen von Hubert und Nikla? In der Frage des Martin sicherlich nicht. Er stürzte auf sie zu, er riß sie an sich, als sie bleich, stumm und verwirrt in der Tür stehenblieb. Was war hier vorgegangen? Alles, was sie befürchtet hatte — ach, und viel Schlimmeres noch! Sie brach förmlich zusammen. In leidenschaftlichem Weinen lag sie vorm Bett, ihre Hände verzweifelt ringend. Hubert und Nikla stahlen sich hinaus: der beruhigend zuzusprechen, das war des Martins Sache. Aber eine treue Seele war sie doch, sie schien die Mutter wirklich sehr zu betrauern. Warum war sie nur so plötzlich verschwunden gewesen?

Maria mußte eine Lüge sagen. Stockend nur kam ihr die von den Lippen: sie war hinaufgelaufen nach Krinkhof, um für die Kranke noch einmal von den Tropfen zu holen — es war spät geworden und dunkel, sie fiel über einen Stein und schlug sich die Stirn —

der Vater hatte sie durchaus nicht mehr hinuntergehen lassen wollen. Sie glaubten es ihr.

Oh, diese Lüge! Sie brannte ihre Lippen, diese Lippen, die, ach so oft, so oft lügen mußten, wenn sie nicht schweigen durften! Konnte sie denn, durfte sie denn die Wahrheit sagen? Daß der Mann da oben sie eingesperrt hatte in seinem Schrank; die geheime Tür, hinter der sie die Wand geschlagen mit ihren Händen, mit ihren Nägeln gekratzt, die sie mit ihren Schreien erschüttert, ihr erst wieder aufgetan hatte am Morgen. Ohne ein Wort war sie an ihm vorbeigegangen; sie hatte ihn nicht mehr angesehen.

„Wein nit so arg", bat der Martin, „wein doch nit so!" Es war ihm schrecklich, sie so verzweifelt zu sehen. Sein Schmerz um die Eltern war groß — sollte i h r Schmerz denn noch größer sein? Betroffen stand er. Er nahm ihre Hand: „Kannste mir nit sagen, Maria, was dich n o ch eso weinen macht?"

Sie schüttelte den Kopf: nein, sie konnte nicht. Aber ihre Tränen versiegten. Sie erschrak. Wenn der Martin nun etwas ahnen würde? Sie mußte sich besser zusammennehmen. Und sie raffte sich auf, trocknete ihr Gesicht ab und preßte die Lippen zusammen, damit kein Schrei ihrer inneren Qual sich ihnen entringe.

Alles, was der Tag an Pflichten erforderte, tat sie; jetzt war's getan, und nun saß sie neben dem Bett, und unten am Fußende saß der Martin, und sie waren beide ganz stumm. Und doch kreisten beider Gedanken um denselben Punkt.

Es ist etwas mit ihrem Vater — hatten sie miteinander gestritten, kam sie deshalb am Abend nicht gleich

zurück? Weinte sie darum noch soviel heftiger? Aber warum erzählt sie es mir nicht? Darüber grübelte Martin.

Und Maria lebte noch einmal durch, was sie erlebt hatte, und was sie immer wieder und wieder erleben würde durch diesen Mann, der ihr Vater war — nein, nicht länger erleben wollte, sie ging fort von hier! Aber wohin? — — — — — — — — — — — — — —

Adami war überrascht, die Tochter des Schmieds hier am Bett zu finden.

„Das ist meine Braut", sagte Martin.

Kein Schimmer eines Lächelns kam bei diesen Worten auf das Mädchengesicht. Es war ein todestrauriger Blick, den Adami auffing. Und als er ihr die Hand gab, fühlte er, wie ihre ganz kalten Finger in den seinen bebten.

Dieses Mädchen schien wahrlich keine glückliche Braut. Das war unbegreiflich. Der jüngste Müllerssohn gefiel Adami besonders gut. Aber dann dachte er nicht weiter darüber nach. Er hatte genug zu bedenken, genug zu sehen — den ganzen Schauplatz — und zu Protokoll zu nehmen. Das Mädchen sah er nicht mehr.

Es dämmerte bereits, als der Friedensrichter den Rückweg nach Lutzerath einschlug. Sein Sekretär war ein wenig voraus; ihm gab der älteste von den jungen Ußmüllern noch das Geleit. Als der zurückgegangen war und er, nun ganz allein, um die Ecke des durch die Felsen sich windenden schmalen Fußpfades bog, saß an der Wand der Lay das Mädchen. Es schien hier gewartet zu haben, es sprang auf und trat ihm in den Weg.

„Exkuſört, Herr", ſagte Maria haſtig, „weiß man et eweil, wer von den Räubern den Ußmüller erſchoſſen hat?"

„Nein." Er zog das ‚nein' lang, er war erſtaunt.

„Mer weiß et alſo nit, wie der heißt?"

„Nein", ſagte er wieder und ſah die Angſt in ihren Augen.

Sie ſprach wieder haſtig: „Vielleicht hat der et getan, den die Uß unten angeſchwemmt hat — nit wahr, Herr, der kann et doch geweſen ſein?" Sie fragte es ſo dringlich, daß es ihm auffiel. Und als er ſagte: „Der Täter iſt noch unbekannt", ſchien ſie aufzuatmen. „Bis jetzt unbekannt" — da war wieder die Angſt in ihrem Blick.

Seltſam war die mit ihren Fragen! Und warum paßte ſie ihm hier auf, hätte ſie das unten nicht auch fragen können? Als Braut des Sohnes hatte ſie am Ende doch ein beſonderes Intereſſe und — es durchzuckte ihn plötzlich: ſie war die Tochter Hans Baſts! Sollte ſie, konnte ſie am Ende mehr wiſſen als er und die Müllersſöhne? Er ſah ſie ſcharf an, da wurde ihr bleiches Geſicht dunkelrot und dann noch viel bleicher, als es zuvor geweſen war.

„Höre Sie mal," ſagte er freundlich, aber in einem beſtimmten Ton, „es iſt nötig, daß Sie mir ſagt, was Sie weiß. Oder" — er wollte ihr Mut machen — „was Sie auch vielleicht nur ſich denkt." Er faßte nach ihrer ſchlaff hängenden Hand. „Wir ſind hier doch nicht im Gerichtsſaal, wir beide ſind hier ganz allein, du kannſt mir ruhig erzählen, mein Kind, was dich bedrückt. Dich bedrückt ja noch mehr als der Schmerz um

die Toten; das weiß ich. Sage es mir, es wird dir dann viel leichter werden. Oder glaubst du, ich meine es schlecht mit dir?" Sie hatte ihm ihre Hand entreißen wollen, nun ließ sie sie ihm. Er sah die Qual, die sie würgte. „Armes Mädchen", sagte er. Da brach sie in Tränen aus.

„Ich kann den Martin nit heiraten", schluchzte sie.

Also das war der ganze geheimnisvolle Kummer, der ihm auf diesem jungen Gesicht gleich beim ersten Sehen so aufgefallen war? Er war enttäuscht — bloß Liebeskummer?! Rein menschlich konnte dies hübsche Mädchen ihn nun wohl noch interessieren, aber doch nicht in dem Maße wie zuvor, als er ganz anderes vermutete. „Warum denn nicht?" sagte er, nur um etwas zu sagen.

Als habe sie diese Frage gar nicht gehört, so sah sie ihn jetzt an mit ihren tränengefüllten und unendlich angstvollen Augen. „Ihr meint doch auch nit, Herr Friedensrichter, dat et einer von hier herum is, der den Müller erschossen hat?" Ihr Atem flog, man merkte ihre Angst deutlich.

Halt, da war doch mehr als bloß Liebeskummer! Die wußte etwas — manches — vielleicht sogar vieles. Nicht umsonst war die Tochter Hans Basts so in Angst und Aufregung, vielleicht war ihr Vater Mitwisser, Mittäter — Mitwisser ganz ohne Zweifel. Es war ihm auf einmal klar: der Schmied von Krinkhof wußte um den Überfall der Mühle, er hatte, da die Tochter dort gut bekannt war, die Gelegenheit ausgekundschaftet, der Bande des Bückler den Plan gemacht, und er hatte sie hingeführt. Masche auf Masche fügte sich dem

Richter feſter in dem Gewebe, das er wie ein Netz dem Krinkhofer über den Kopf zu ziehen hoffte. Alſo darum die Angſt der Tochter?! Nicht der Martin war es und die Heirat, um die ſie weinte — der Vater war es, der Vater, um den ſie ſo bittere Tränen vergoß. Sie tat ihm ſehr leid. Aber jetzt vorſichtig, nicht geradezu ſie nach ihrem Vater fragen, damit er ſie nicht verſcheuchte wie damals!

„Der Müller war ein ſehr guter Mann, nicht wahr?“ fragte er ſie.

„Oh, ſehr gut!“

„Dann iſt wohl anzunehmen, daß kein Hieſiger als Täter in Frage kommt. Das meint Sie doch ſicherlich auch?“

Sie nickte langſam und ſah unendlich kummervoll aus.

„Und heiraten will Sie den Martin nicht?“

Sie ſchüttelte wieder verneinend, aber dies Schütteln war viel energiſcher als vorher das Nicken.

„Das verwundert mich aber. Doch ein ſo lieber Menſch!“

Der Schimmer eines wehmütigen Lächelns glitt flüchtig über ihr Geſicht; dann aber wurde das um ſo trauriger. Vor ſich hinſtarrend, ſagte ſie gequält: „Ich kann nit.“ Und dann plötzlich, wie von einem rettenden Gedanken beſeelt, aufatmend: „Weiß der Herr mir keinen Dienſt? Ich bleib in der Mühl, bis daß dat Begräbnis vorbei is, dann aber“ — ſie ſchluckte trocken, und dann ſprach ſie ganz ruhig: „Der Hubert wird ja bald heiraten, ſie brauchen mich dann nit mehr.“

„Sie will alſo auch nicht bei Ihrem Vater bleiben?“

„Nein, nein!“ Es war ein leidenſchaftliches Verneinen.

Adamis ſcharfes Ohr hörte Widerwillen, Grauen, Schrecken heraus. Es durchfuhr ihn: da, da dieſes Mädchen, das in ſeiner Einfalt nicht all das verbergen konnte, was es doch gern verbergen wollte, würde ihm, ohne daß es das beabſichtigte, helfen, vieles aufzudecken. Er durfte Maria Nikolai nicht aus den Augen verlieren. Kurz entſchloſſen ſagte er freundlich: „Augenblicklich weiß ich Ihr keinen Platz, außer bei mir.“

„Zu Lutzerath?“ fragte ſie zögernd. Oh, das war nicht weit genug weg für ſie, lange nicht weit genug! Da konnte der Martin ſie ja allzeit erreichen. „Ich muß viel weiter in die Welt“, ſagte ſie leiſe.

„Das kann Sie ja auch. Ich werde Ihr ſchon etwas verſchaffen, ich weiß Leute genug. Aber das geht nicht ſo raſch, ich muß deswegen erſt ſchreiben. Und wenn Sie gleich aus der Mühle fort will —“

„Ja, ja“, fiel ſie ihm haſtig ins Wort.

„Dann paßt's ja gerade gut bei mir. Meine Haushälterin will ſchon lange ihre Tochter an der Moſel beſuchen, ich ſuche einſtweilen jemand, der ſie vertritt.“

Es war nicht ſo, ſeiner Alten würde es ſogar nicht recht ſein, zu dieſer Jahreszeit eine Reiſe zu machen, aber das half nun nichts; und mochte ſie denken, was ſie wollte, ſie mußte ſich fügen. Mit einer Überredungskunſt, die ihn ſelbſt verwunderte, ſprach er auf Maria ein. Er ſah ihr Zögern, ihr Zweifeln, er fühlte ganz genau: die wollte, ihrem Herzen entgegen, fort, weit fort. Und zwar nur ihres Vaters wegen. Ja, es war ſo, wie er ſich's dachte: der Alte war ein Verbrecher, die

Tochter wußte darum, und nun suchte sie zu entfliehen. Aber das durfte nicht sein, die wichtigste Zeugin durfte ihm so rasch nicht aus dem Gesicht kommen. Seine Miene war gütig, es wurde ihm nicht schwer, diesem gequälten Geschöpf wahre Herzlichkeit zu zeigen. „Ziehe Sie nur fürs erste getrost bei mir an. Ich sorge schon." Er nahm einen Taler aus dem perlbehäkelten Beutelchen, das ihm Susanne einst gegeben hatte als erstes Brautgeschenk, und steckte ihr den in die Hand: „Also abgemacht!"

„Abgemacht", sagte sie fast tonlos. Dann reichte sie ihm die Hand.

Er sah ihr noch nach, wie sie langsam, mit gesenktem Kopf den Weg hinabschlich — die war schwer beladen!

War denn heute ein Tag, an dem alles zusammentraf? Adami war kaum oben in sein Haus getreten, als ihm ein Landjäger gemeldet wurde. Der Mann kam von der Mosel herauf. Da hatte man eine Stunde von Alf einen Menschen aufgegriffen; der mußte Tag und Nacht da im Busch gesteckt haben, er war ganz verklammt, denn die Nächte waren noch kalt. Er bellte vor Husten wie ein heiserer Fuchs und schlang wie ein verhungerter Wolf. Er schien einer von der Bande des Bückler-Hannes zu sein. Herauszubekommen war aus dem Kerl zwar weiter nichts. Wenn man ihn nach dem Bückler fragte, war er wie aufs Maul geschlagen und sehr furchtsam. Der Landjäger hatte ihn nicht gleich heraufransportieren können, weil er krank war — ob wirklich oder ob's nur Verstellung war, ließ sich nicht sagen —, man hatte ihn einstweilen zu Alf in einen festen Stall gesperrt, bis er nach Lutzerath laufen konnte.

„Ich komme herunter", ſagte der Friedensrichter raſch. Er entſchloß ſich kurz: es war das beſte, er ritt mit dem Landjäger zuſammen heute abend noch, dann blieb er die Nacht unten in Alf, nahm morgen in aller Frühe den Vagabunden ins Verhör und konnte noch am ſelben Tage wieder hier oben ſein. Er war nicht dafür, unnütz Zeit zu verlieren. Und nun hörte er noch etwas, das ihn um ſo mehr zur Eile anſpornte.

Der Landjäger erzählte: geſtern war ein Kommando Franzoſen von Koblenz gekommen, berittene Chaſſeurs, die hatten am Reiler Hals den Bückler abfangen wollen, der ſich da Löſegeld hinbeſtellt hatte für ein Frauenzimmer, das von ihm verſchleppt worden war in ein Haus im Wald. Das Haus gehörte einem gewiſſen Edinger, zu Pünderich wohnhaft. Die Franzoſen hatten ſich in der Kapelle verſteckt, aber der Bückler kam nicht; und auch ſonſt keiner. Da waren ſie dann überall herumgeritten und hatten auch richtig das Haus von dem Edinger ausgefunden. „Et war en franzöſ'ſche Tänzerin, die drin ſaß. Die ſoll mächtig ſpektakelt haben, all ihre ſchönen Ring waren weg. Die hätt ihr en Kerl abgenommen. Sie wußt aber nit, wer der Kerl war."

„Der Bückler!" Adami ſchrie laut auf. Aber dann beſann er ſich: konnte das ſein? Vorgeſtern nacht war der Überfall in der Mühle — und dann ſollte zu gleicher Zeit der Bückler an der Moſel unten geweſen ſein? Alſo war beim Überfall der Mühle der Bückler wohl nicht dabei geweſen. Es zuckte etwas in Adami auf: Freude über die Beſtätigung ſeiner Annahme und doch ein gewiſſes Grauen. Alle Nerven vibrierten in ihm. Immer näher, immer greifbarer trat die Geſtalt des Schmieds

aus dem Dunkel heraus — ein Kerl wie ein Rieſe. Des jungen Müllers Ausſage ſtimmte! Armes Mädchen! Er dachte in Mitleid an die Tochter Hans Baſts.

„Natürlich der Bückler", ſagte der Landjäger. „Kein anderer wär' ja ſo kühn. In dem Haus, wo ſie die Frauensperſon fanden, da war noch einer. Der lag unterm Tiſch, ganz ſtumm und ſtarr."

„Tot?" fragte Adami erſchrocken.

Der Mann ſchmunzelte, laut zu lachen wagte er aus Reſpekt nicht: „Ne, beſoffen. Der Edinger ſelber. So beſoffen, daß er wohl heut noch nit zu ſich gekommen is."

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Unten zu Dorf Alf, in einem Stall eingeſchloſſen, lag der Burſche Jean-Claude. Verzweifelt wälzte er ſich auf der Streu, auf der vor ihm ſchon ein Ochſe gelegen hatte. Was ſollte er ſagen, was ſollte er nicht ſagen? Sollte er alles eingeſtehen? Ach, dann kam er zu den Franzoſen vors Militärgericht — ſie führen ihn vor die Tore von Trier, ſie legen an auf den Deſerteur — ach, er kam nimmermehr zu ſeiner Mutter heim! Nein, er wollte nicht zurück zu den Franzoſen; lieber wollte er doch noch bei den Deutſchen bleiben. Er zermarterte ſein armes Hirn: was, was ſagte er nur?! Die Pulſe klopften ihm, ſein Schädel hämmerte, und ſein Geſicht glühte; er hatte Fieber. Aber die Krankheit war es nicht, die ihn ſo peinigte — die Sehnſucht, die Sehnſucht! Der Frühling, der da kommen wollte, den er geſpürt hatte vor dem Waldhaus beim frühen Sonnenaufgang, beim erſten Vogelſang und beim Duften der Erde, der hatte ihm's angetan, der hatte ihn um ſein ganzes

bißchen Verſtand gebracht. Wäre er lieber doch nicht weggelaufen!

Oh, wie war es noch kalt und ungetroſt, wenn man die rechte Straße nicht kannte und auch keinen Menſchen fand, um den nach ihr zu fragen! Stundenlang war Jean-Claude einſam im Wald umhergetappt; die Richtung, in der er zu gehen hatte, glaubte er wohl zu wiſſen, aber ſein Kreuz- und Querlaufen ohne Weg hatte ihn aus der Richtung gebracht. Nun ſuchte er hinunterzukommen zur Moſel; wenn man immer an der entlang ging, war es leichter, ſich zurechtzufinden. Und da hätte nicht viel gefehlt, und er wäre den Chaſſeurs vor die Pferde gerannt, die, in Waffen blitzend, wie ein ſauſender Wind um die Naſe des Berges fegten. O weh, franzöſiſche Soldaten! Er konnte ſich gerade noch in die Dornbüſche am Straßenrand werfen. Da lag er und zitterte und japſte nach Luft. Er hörte und verſtand die Kommandos — ſie ſuchten jemand. Sie waren ausgeſchickt, um einen zu fangen. O weh, ſicherlich ihn! Er verkroch ſich noch tiefer unter die Dornen. Erſt als ſie längſt vorübergaloppiert waren, man keinen Hufſchlag mehr hörte, nicht das geringſte von ihnen mehr ſah, hatte er ſich hervorgewagt. Wie ein geſcheuchtes Huhn flattert, ſo ſinnlos flatterte nun auch er. Hin her — her hin.

Was moſelaufwärts war und was abwärts — moſelaufwärts ging's nach der Heimat —, das wußte er längſt nicht mehr. Der Weg machte unendliche Biegungen; immer ſchlängelte er ſich neben dem Fluß und immer um ſteile Bergwände herum. Um abzukürzen, kletterte Jean-Claude an denen empor, half ſich an

Ginſtergeſtrüpp und ausgerodeten Strünken mühſelig hinauf, kletterte an der anderen Seite ebenſo mühſelig wieder hinab, aber viel weiter gekommen war er drum doch nicht. Nur ſah er den Berg, den er vorhin von vorne geſehen hatte, jetzt von hinten. So ging's immer wieder. Das verwirrte ihn. Er faßte ſich an den Kopf und ſtöhnte; der tat ihm ſchon weh. Er fühlte ſich matt werden vor Hunger. Ach, zu eſſen, wenn er doch nur etwas zu eſſen bekäme! Aber tauchte fern wo ein Dorf auf, ſo umging er es trotzdem ängſtlich: nicht zu den Menſchen! Die waren alle ſo böſe. Die Werber hatten ihn angeſchmiert, der d'Aubry hatte ihn mit dem Stiefelabſatz getreten, die Räuber hatten ihn ausgelacht — ach, nur ſeine Mutter, die hatte ihn lieb, trotzdem er ſo dumm war. Denn daß er das war, das fühlte er heute ſelber. Dumpf war's ihm im Hirnkaſten, er konnte ſich überhaupt nichts überlegen.

Er lief die ganze Nacht; was ſollte er denn auch ſonſt machen? Ein paarmal hatte er ſich niedergelegt, unter Büſchen einen Unterſchlupf geſucht, aber der Boden war feucht und ließ ihm Eiſeskälte durch alle Glieder rieſeln. Sie wurden ihm ganz ſteif. Bei der Bande hatte er auch gefroren, aber ſo ſehr doch nicht. Der und jener von ihnen war irgendwo anſäſſig, hatte ein Bauernhaus, eine Werkſtätte, eine Köhlerhütte oder ſonſt einen Unterſchlupf. Sie ſetzten ſich wochenlang darin feſt.

Die Eulen machten: „Huhuhu", Nachtgetier huſchte; ihm war ſehr bang. Und als endlich der Tag kam — o Entſetzen! —, da ſah er nicht weit von ſich, oben auf ſchmalem Weg, eine Kapelle.

Noch war die Sonne nicht herauf, aber ein glühendes

Morgenrot färbte den Himmel. Vier nackte Steinmauern ſchimmerten blutig, ſchief gerutſcht ſaß ein Dächelchen darüber, ſelbſt das war wie begoſſen von Blut. „Ah, mon Dieu, mon Dieu!“ Den Ort kannte er. Da — da der Weg — die Kapelle — da, da! Er erkannte alles wieder. Er ſah den d'Aubry, vom Pferd geriſſen, am Boden, ſah ſich ſelbſt von den Räubern umringt, mit Püffen vorangetrieben, vom Wege verſchleppt, der ihn zu ſeiner Mutter gebracht hätte. O weh, o weh! Er hielt ſich die Hände vors Geſicht: da hatte ſein großes Malheur angefangen. Fort, fort, daß nicht noch Schrecklicheres über ihn kam!

Er drehte um und rannte davon wie beſeſſen. Er lief, bis er umfiel, nicht mehr laufen konnte. —

Was ſagte er nun am beſten? Sie hielten ihn für einen der Räuber. Sollte er ſie dabei laſſen? Ach, er war zu dumm, er wußte nicht, was ſehr klug war. Hilflos in ſeiner Schwäche des Körpers und des Geiſtes, fing er an zu beten. Als Soldat hatte er niemals gebetet, es war nicht Mode in der Armee. Nun fiel ihm auf einmal alles wieder ein, was ihn ſeine Mutter an Gebeten gelehrt hatte, als er noch ein Kind war, und auch das: „Du ſollſt nicht lügen.“ —

Als der Friedensrichter am frühen Morgen ſich den Stall aufſchließen ließ, in dem der Gefangene eingeſperrt war, erhob ſich ein armſeliges Etwas von der Ochſenſtreu vor der Krippe, kam angerutſcht auf den Knien mit erhobenen Händen und ſtammelte fieberglühend: „Gnade, Gnade! Ich bin der Jean-Claude — der Burſche vom Kapitän d'Aubry —, ich will ja alles bekennen!“

XIX

rnſt und wortkarg ritt Adami der Gegend des Kondel zu. Vor ihm her ſprang der Hund, die Zunge lang hängend, die Lefzen triefend, aufgeregt, als ginge es zur Jagd. Hinter dem Friedensrichter ritten ein paar Landjäger. Viel Leute hatte Adami ſich nicht mitgenommen, die Ungeduld ließ ihm nicht Zeit dazu, und es war auch das klügſte, ſo wenig Aufhebens wie möglich zu machen. Nur kein Lärm, nur kein Aufſehen, nur ganz unbemerkt!

Da hatte man ja nun den Burſchen, den Augenzeugen vom Reiler Hals, nach dem man lange vergeblich geſucht, den man ſchon tot gewähnt oder auch in falſchem Verdacht gehabt hatte. Verdacht auf dieſen einfältigen Jungen? Du lieber Gott! Aber was der im Stall erzählt hatte, ehe man ihn zu den Krankenſchweſtern ins Kloſter ſchaffte, das ſpornte zur größten Eile an. Bekam der Bückler Wind, ſo war er über alle Berge wie immer und tauchte erſt nach Monaten irgendwo auf, im Naſſauiſchen oder Heſſiſchen. Ob Jakob Ofenloch, der Krämer mit Tabak und Seife, überhaupt jetzt bei ſeiner Geliebten zu finden war, das war noch unſicher. Man mußte ſich aber jedenfalls der Bläſius

verſichern, damit ſie ihm nicht eine Warnung zukommen laſſen konnte. Kam er dann hin, um ſie zu beſuchen — und er ginge oft hin, ſo ſagte der Burſche —, dann nahm man ihn feſt.

Die drei Männer ritten ſchweigend. Adami hatte das Gefühl, einer Entſcheidung entgegenzugehen; in ſolchen Stunden vibrierten ſeine Nerven nicht mehr, dann wurden ſie eiſerne Stricke. Wieder und immer wieder überdachte er das Bekenntnis des franzöſiſchen Burſchen.

Der arme Schlucker! Er hatte wohl viel erdulden müſſen bei ſeinem Hauptmann. Selbſt in dieſer einfältigen Seele war Haß aufgekeimt. Jean-Claude gab es ruhig zu, darüber hatte er ſich keinen Kummer gemacht, daß die Räuber den d'Aubry ſo auszahlten. Daß der das Leben ſogar hatte laſſen müſſen, das bedauerte er weiter auch nicht. Er hatte die Bande von der Ermordung ſich heimlich erzählen hören, und er hatte wohl aufgemerkt. „Der Krinkhofer! Der mit dem ſchwarzen Bart! Der hat es getan", ſo ſprachen ſie. Er ſelber hatte den Krinkhofer nie mehr zu Geſicht bekommen; der kam wohl manchmal bei Nacht und verſchwand heimlich; der Krinkhofer konnte ſich unſichtbar machen; gerad ſo, wie der mit dem Pferdefuß, ſo ſagte Backenbart-Toni.

O dieſer doppelzüngige Schurke, der ſein wahres Geſicht hinter dem geheimnisvollen Schleier verbarg, den er ſich, phantaſtiſch genug, überwarf. So ſchlau, ſo ſchlau, ein Märchenerzähler, ein Fabelerfinder und doch, Gott ſei Dank, nicht ſchlau genug! Adami atmete auf. All dieſe Schlauheit war jetzt über den Haufen geworfen durch die leibhaftige Einfalt.

Jean-Claude, der einfältige Junge, den noch dazu ein Fieber ſchüttelte, hatte geſtammelt, franzöſiſch und deutſch herausgeſchluchzt: „Es iſt wahr, ganz gewiß alles wahr, mein Herr, was ich Ihnen erzähle. Meine Mutter hat zu mir geſprochen heute nacht: ‚Schankelöbchen, nicht lügen!‘ Und Monſieur Bückler hat den Wagen von eine Demoiſelle auf die Landſtraß angehalten, er wollte gewinnen ein Löſegeld, er hat ſie gebracht herauf in das Haus, wo war ich und Backenbart-Toni und Placken-Klas. Wir haben gebraten viel ſehr gute Sachen. Ich mußte ſpreken mit ihr immer franzöſiſch. Und ſie waren ſehr luſtik, und Madame hat getanzt auf der Tiſch, und ich abe gemußt ſervieren. Zuletzt waren alle betrunken, auch der Monſieur, der kam, pour faire la visite. Da bin ich gelaufen. Oh, grand malheur! Mein Herr, aben Sie Mitleid mit mir!“ Er rang die Hände. „Mein Herr, geben Sie mir nicht an die Franzoſen, da werd' ich erſchoſſen als Deſerteur. Ich bin kein Deſerteur, pas du tout, ich will nur gehen zu meine Mutter!“

Der Burſche hatte geweint und gezittert, er war kaum zu beruhigen. Nun, das würden die Nonnen ſchon fertig bekommen und ihn auch geſund pflegen. Jean-Claude konnte getroſt ſein, ihm würde kein Leid geſchehen. Adami hatte die feſte Abſicht, ſeinetwegen bei Oberſt Dupuis vorſtellig zu werden, und auch die feſte Überzeugung, daß ſie ihn würden laufen laſſen. Man kann einen Untergegebenen nicht ſtrafen, der nur ſeinem Vorgeſetzten gehorcht hat. Und er hatte unbezahlbare Dienſte geleiſtet, ihm gebührte Dank. Sie waren nun beide durch ihn entdeckt, Johannes Bückler

und Hans Baſt Nikolai, alle beide die Schrecken des Landes.

„Ich war dabei und war doch nit dabei, der Herr weiß es jetzt“, hatte der Krinkhofer geſprochen, als er im Amtszimmer zu Lutzerath ſtand und, um einer vielleicht möglichen Anklage vorzubeugen, das Märchen von ſeinem Führerdienſt und ſeiner Flucht beim Überfall auf dem Reiler Hals dem Richter aufband. Daß er das hatte glauben können! Adami wunderte ſich jetzt ſelber, er ſtaunte über ſeine Leichtgläubigkeit. Es hatte ihn dazu noch förmlich gepackt, als der große Mann damals, noch im Fortgehen, ſich noch einmal umwandte und mit ſeltſamem Raunen ſprach: „Ich ſehe drei.“ Das Rätſel von den dreien — der eine reitet aus Trier, iſt Kapitän und nennt ſich Marquis — der zweite ſitzt zu Kochem, kein Marquis und doch als Marquis — der dritte liegt tot am Reiler Hals, iſt nicht Marquis und auch nicht Kapitän —, das war für Adami jetzt kein Rätſel mehr. Ein Betrüger, der Kapitän d'Aubry, war aus Trier geritten unterm Namen des Marquis de la Ferrière — ein zweiter Betrüger, im geraubten Koſtüm des erſten Betrügers, der Räuber Bückler, ſaß zu Kochem und ſpielte den Marquis — der dritte, ein Galeerenſträfling, der nicht Kapitän und nicht Marquis war, lag tot am Reiler Hals. Und jetzt ſah Adami noch einen vierten, und es zog wie Grauen dabei über ſein Geſicht: dieſer vierte ſpielte den ehrſamen Mann und war ein Mörder.

Ein Mörder dieſer Mann im ſauberen Bauernkittel, Haar und Bart glänzend gekämmt, ſo reinlich wie ſelten einer! Ein doppelter Mörder dieſer Mann mit der hohen Geſtalt, der ſtolzen Haltung und dem Anſtand, um den

ihn manch Vornehmerer beneiden konnte! Ein dreifacher Mörder vielleicht dieſer Mann mit dem ſchönen Geſicht und den dunklen Augen, der eine Tochter hatte, die ſo ehrlich war, daß ſie, ſo gern ſie es verbergen wollte, ihre Verzweiflung über den Vater und das Fliehenwollen vor ihm ſo deutlich offenbarte. Ein Mörder dieſer Hans Baſt —?! Der Gedanke packte Adami, in faſt ſchmerzhaftem Brüten zog er die Stirn zuſammen. Trotz des leiſen Mißtrauens, das er gleich zu Anfang gehabt, das dann geſchwunden war, um ſtärker wieder aufzuerſtehen, das ſich dann zu einem ganz beſtimmten Argwohn verdichtet hatte, fühlte er ſich erſchüttert. Mord an d'Aubry, Mord am Händler Mungel, Mord an dem Ußmüller — alle dieſe drei Morde und, wer weiß, welch andere noch, fielen den Krinkhofer zur Laſt. Und man hatte nur den Johannes Bückler geſucht!

Der Friedensrichter hatte, nachdem er den Gefangenen Jean-Claude zu Ende vernommen, einen Augenblick geſchwankt: ſollte er nicht lieber zuerſt verſuchen, ſich des Krinkhofers zu bemächtigen? Aber der ſaß ja, ſich ſicher glaubend, wie der Fuchs in ſeinem Bau; der blieb ihm gewiß. Der wie ein Hirſch wechſelnde, immer und immer ſeinen Stand verändernde Bückler war vorerſt der Wichtigere.

Adami gab ſeinem Pferd die Sporen, die Landjäger taten es ihm nach; es ging dahin wie die wilde Jagd, aber lautlos. Sie ſuchten weichen Ackerboden oder den Wieſengrund, der eben anfing, ſeine gelbe Winterfarbe zu verlieren und ſich in Frühlingsahnen grüner zu zeigen. Sie wollten ſelbſt ein Klappern der Hufe vermeiden. Und doch hatten ſie es noch weit.

Wo die Bläſius eigentlich wohnte, das wußten ſie nicht genau, ſie kannten weder das Dorf mit Namen noch das Bauernweib, in deſſen Hütte ſie untergebracht war. Nur „am Kondel" hatte Jean-Claude mit Beſtimmtheit angeben können. Allzu viele Ortſchaften kamen da nicht in Betracht; je weiter von der Moſel ab, deſto dünner geſät die Dörfer. Und hier und da verſtreut ein paar einſame Häuschen; das war alles.

Nun hatten ſie Bengel paſſiert. Einige Neugierige traten vor die Tür und gafften den drei Reitern nach. Ein paar zerlumpte Kinder liefen hinter den Pferden drein und ſammelten die Roßäpfel auf, die ſie fallen ließen; die brachten ſie der Mutter zum Verbrennen im Herd.

Adami fand, daß ſie ſchon zuviel Aufſehen erregten; es war klüger, ſich zu verteilen. Wer ſtand ihm denn dafür, daß dem Bückler nicht ſofort gemeldet wurde: drei Reiter nahen. Er hieß die Landjäger langſamer folgen und ſtob allein vorneweg. Der Hund ſetzte in großen Sprüngen neben ihm her. In einer anderen Miſſion zu reiten, wäre heut ein Vergnügen geweſen. Was ſein Lutzerath oben noch gar nicht zu hoffen wagte, das ging hier unten ſchon mit ſichtbarem Schritt. Überall an den Weißdornhecken die erſten grünenden Spitzchen, am wilden Stachelbeerbuſch auch ſchon die Triebe und da an der Schlehe, die ſich tief über den Rain neigte, die früh ſich öffnenden weißen Knöſpchen. Noch keine Blüte, die gleich einer weißen Wolke an jedem Straßenhang ruht, aber nur eine kleine Weile noch, und auch ſie war da. Im tiefen Grund hinter Bengel ſpazierte hochbeinig und langſam der erſte

Storch durch die Wiese, ab und zu bückte er sich und tauchte den langen Schnabel tief ein. Als der Reiter vorbeigaloppierte, erhob er ein warnendes Geklapper.

Langsamer, langsamer! Adami zügelte sein Pferd. Spähend sah er rundum: alles ganz menschenleer. Wiesenschaumkraut, blaßlila und zart, überschäumte die Fläche des Tales, die der Kondel im Hintergrund abschloß. Und siehe da, die ersten goldgelben Himmelschlüssel, die Boten des Frühling! Der Reiter atmete tief die hier soviel weichere Luft ein, selbst beim ruhigeren Traben wurde ihm jetzt schon heiß. Wenn es ihm nicht gelang, zu dieser Zeit noch den Bückler zu fassen, dann war's wieder vorbei; wurden die Wälder erst dicht und undurchdringlich, dann war der nicht mehr zu finden.

Wenn man nur wüßte, wo das Haus lag, darin die Bläsius steckte? Er stand in den Steigbügeln und reckte sich lang. Dahinten tauchte Springiersbach auf, das Dorf, und nicht weit davon die Abtei. Dies Dorf war zu groß, da wohnte sie nicht. Schon neigte der Nachmittag sich gegen den Abend, zu den Waldhöhen des Kondel stiegen vom Tal bereits weißliche Nebel auf. Wenn doch jemand sich nahen würde, den er noch ausfragen könnte, ehe der Fuchs vollends braute und der Mond, der heut voll werden mußte, jeden sich Nahenden schon von weitem verriet!

In verschiedenen einsam liegenden Hütten hatte Adami schon vergebens geklopft und durchs Fensterchen hineingeschaut; in den meisten war niemand zu Haus, oder nur ein paar einsame Kinder glotzten ihn an. „Wohnt hier eine Frau Ofenloch?" Ahnungslose

Kinder, die konnte er ja getroſt fragen. Aber ſie blieben die Antwort ſchuldig, bohrten den Finger in die Naſe und ſagten verängſtigt kein Wort. Hin her — her hin war der Reiter ſchon oftmals geritten.

Die angeſpannte Aufmerkſamkeit ließ Adami ſelber nicht müde werden, aber ſein Pferd wurde es. Er ſchaute ſich um nach den Landjägern, ſie waren noch nicht zu ſehen. Aber etwas anderes kam des Weges, aus der Richtung Springiersbach her, ein Mann mit dem Packen. Und eine ſchlanke Weibsperſon ging ihm zur Seite, deren Kopftuch grellrot leuchtete ſelbſt im Dämmerſchein. Ein wandernder Krämer. Wenn das Jakob Ofenloch wäre und bei ihm die Bläſius?

Adami ſpornte ſein Pferd, es ſetzte auf die beiden zu, daß ſie laut aufſchrien: „Gott der Gerechte!“

Der Mann, dem der Rücken gebeugt war unter dem Packen, riß die Schlanke zur Seite: „Blümchen, gib Obacht!“ Dann dienerte er.

War das nicht ein alter Bekannter? Herz Roſenblatt aus Reil an der Moſel? Der Friedensrichter erkannte ihn gleich. Das waren dieſelben ſchlau-gutmütig glänzenden Augen, die ihn oben zu Lutzerath traurig angeſehen hatten; ſie waren mit der Zeit noch trauriger blickend geworden, und der ganze Mann, unter der Laſt des ewigen Packens, bewegte ſich noch tiefer nach vorn.

Herz Roſenblatt war hocherfreut: „Der Herr Friedensrichter!“ Und ſehr neugierig auch: „Wo will der Herr noch hinreiten ſo ſpät? Es war ihm ſofort klar: der ſuchte hier etwas. Bereitwillig bot er ſich an: „Kann ich dem Herrn ſein zu Dienſten vielleicht?“

Adami überlegte: ſollte er den Roſenblatt offen fragen? Das war zuviel Vertrauen. „Ich reite ſpazieren", ſagte er kühl.

„Der Herr Friedensrichter reitet ſpazieren, ei weh, e bißche e weiter Spazierritt von Lutzerath her!" Roſenblatt wendete ſich zu ſeiner Tochter: „Siehſte, Blümchen, das is der Herr Friedensrichter, der gute Herr, der deinem Tate geſchenkt hat en Taler! Aber der Taler hat nit gemacht die Liebe. Herr Friedensrichter, daß Sie geredt haben wie en Menſch zu 'nem Menſchen, das wird der Jüd Ihnen niemals vergeſſen."

„Wie geht es Ihm denn?" fragte Adami.

„'s will nit eſo recht mehr", ſeufzte Herz Roſenblatt. „Seit die Räuber mir's Haus geplündert haben zu Reil, bin ich kapores. Allein kann ich nicht mehr auf den Handel gehen. Meine Tochter Blümchen", ſtellte er ſeine Begleiterin vor.

Ein paar wunderſchöne nachtdunkle Augen ſahen Adami an. Er war überraſcht: ſ o l ch eine Tochter hatte der alte Jude? Sie ſtand barfuß mit ſchlanken Beinen im Kot der Straße. Ein ſchmales, mattgelbliches, edles Geſicht; aller Zauber des Morgenlandes lag noch auf dieſer Jugend am Moſelufer. Sie war die Schöne des Hohenliedes, bis ſie verblühte hier in der Armut und ihre Schlankheit zerfloß im Fett des Weibes mit den vielen Kindern. Adami lächelte unwillkürlich: wie neugierig ihn das Mädchen anſah! Ganz wie der Vater. Und dabei doch der Blick ſo traurig; auch wie beim Alten. „An den Waſſern von Babylon ſaßen wir und weineten, wenn wir an Zion gedachten" — das fiel ihm ein.

Er ſchenkte dem Blümchen einen Taler. Und nun fragte er doch: „Sagt einmal, Roſenblatt, hat Er nichts vom Bückler gehört? Der ſoll doch wo hier herum ſein?“

Der Jude verneinte erſchrocken und hob abwehrend beide Hände: „Gott ſoll hüten, ich weiß von dem Menſchen nix! Aber neulich hab' ich einen geſprochen, den Ofenloch, 'n Krämer wie ich, der ſagte: ‚Nu is Ruh im Land, der Bückler is nach Heſſen verzogen.‘“

Glaubte der Jude das wirklich, oder tat er nur ſo? Adami ſah ein liſtiges Zwinkern in den dunklen Augen. Herz Roſenblatt mußte vorſichtig ſein, er war durch Schaden gewitzigt und wollte ihm doch wohl gern auf die Fährte verhelfen! Erwartungsvoll ſah er den Händler an.

Der nickte unmerklich nach einem Häuschen hin, das weit, weit hinter Springiersbach, kaum noch zu erkennen, wie ein graues Klümpchen am Abhang des Kondel klebte. Er hob nicht den Finger, er drehte den Kopf nur unmerklich: „Da wohnt der Ofenloch. Er hat meinem Blümchen geſchenkt das ſchöne rote Tuch, was ſie trägt um den Kopf. Er hat ihr auch verſprochen was Güldenes, wenn ſie wird ſchenken ihm einen Kuß.“ Er hob wieder die Hände: „Gott der Gerechte, wo kann der Ofenloch, arm wie ich, was Güldenes ſchenken dem Blümchen für einen Kuß! Der Mann muß doch ſein ganz meſchugge.“

Das war alles nicht ohne Bedeutung geſagt. Adami verſtand den Juden vollkommen: kein anderer wie der Bückler tat ſo etwas. Schwach gegen alles, was einen Weiberrock anhatte. Er nickte dem Roſenblatt zu: „Kommt gut heim!“ Und dann gab er ſeinem Pferd die

Sporen. Bald war er weit fort von Herz Rosenblatt und seinem Blümchen, die mühselig, durch die Pfützen der von wärmerer Sonne hier gänzlich erweichten Straße, Reil zustapften.

Adami hatte nicht Zeit, auf seine Landjäger zu warten. Welch glücklicher Zufall, der ihm den Rosenblatt in den Weg geweht hatte! Es galt, den zu nützen. Er stob durch Springiersbach. Wo der Weg sich kreuzte, stand ein uraltes Heiligenbild. D a ging's hinunter nach der Mosel — d a hinauf nach dem Kondel. Er bekreuzte sich flüchtig. Schon war der Abend da.

Als er dem einsamen Häuschen zuritt, das, fern allen anderen Behausungen, wie ein Schwalbennest zusammengekleistert und dreckig, an einem Rasenhang klebte, ging schon der Mond auf. Er war noch nicht ganz herauf, sein Licht zitterte noch im Streit mit Wolken und Bäumen und machte alles wesenlos und ungreifbar. Ein unheimlich dämmerndes Licht und eine Stunde, in der es nicht gut tut, wenn man ganz allein ist. Adami fühlte das, er hätte doch vielleicht nicht so vorausreiten sollen. Im Hui fielen allerlei trübe Gedanken über ihn her. Er dachte plötzlich an die einstige Braut. Wenn Susanne jetzt seine Frau wäre, würde er sich gewiß nicht so rücksichtslos allem aussetzen, was nun kommen konnte. Er gab sich keinen Illusionen darüber hin. Aber s o hatte er ja kein Glück zu verlieren.

Er pfiff dem Hund, der eine Katze jagte: „Miro, hierher! Du bleibst bei mir, Miro. Pass' auf!" Er fühlte nach seiner Waffe.

Nun war er am Haus. Durch das einzige Fensterchen, hinter dem trüber Lichtstrahl blinzte, schaute er in die

Stube. Er konnte nichts ſehen. Aber er hörte drin Stimmen.

In der Stube von Julie Bläſius lag das Hänneschen in Krämpfen. Die ſtarren Augen in dem dicken Kopf blickten noch ſtarrer zur Decke; der kleine Körper wurde hin und her geworfen, die Füßchen waren zum Leib hinaufgezogen, die Händchen ſo feſt zuſammengeballt, daß man ſie nicht hätte aufmachen können, ohne ſie zu zerbrechen.

Als Julie ihren Hannes angeſchleppt hatte, war es ſchon ſpäter Abend geweſen; da die franzöſiſchen Reiter umherſtreiften, hatten ſie für Stunden verſteckt im Buſch liegen müſſen. Als ſie endlich nach Haus gelangten, ſchlief der Knabe noch immer, ſchlief ſo feſt, wie ihn die Julie beim Morgengrauen verlaſſen hatte.

Die Alte war ſehr ſtolz: „Eſu hat hän geſchlof den ganzen Dag!“ Daß ſie ihm immer wieder und wieder ſein Lutſchbeutelchen in M.hntee getunkt hatte, das ſagte ſie nicht.

In der Nacht wachte der Vater auf von einem gellenden Schrei. Im nächſten Augenblick war er ſchon an der Wiege. Und nun wankte auch Julie verſchlafen heran. Krämpfe ſchleuderten das Kindchen faſt aus dem Kiſſen. Sie ſtanden entſetzt.

„Dat ſein eweil die Sichter,“ tröſterte die Alte, „die han mein Könder als oft gehatt, die gehn vorüwer!“

Aber ſie gingen nicht vorüber. Die Eltern ſtanden dabei, von Schrecken ganz ſtarr. Stunde auf Stunde verrann.

„Et micht als die Zähn", tröſtete wieder die Alte. Aber ihr ſelber war es nicht geheuer, ſelbſt ihrer Gleichgültigkeit dämmerte etwas. Das Kind wurde ganz blau.

„Hättſt du et nit allein gelaſſen, wär et eweil nit eſo krank", ſtöhnte der Bückler vorwurfsvoll. „Warum biſte mir auch nachgerannt?" Er hob die Fauſt gegen Julie.

„Weil du kein andre bei dir haben ſollſt, weil ich allein zu dir gehör, ich, immer und ewiglich!" Sie ſah ihn ſtarr-trotzig an.

Da ließ er die Fauſt ſinken. Sie hatte recht, ſie beide gehörten zuſammen, dies war ihrer beider Kind. Und er hielt ihr die Hand hin: „Sei mir nit bös!"

Als der Tag weiter vorſchritt und keine Beſſerung eintrat, verlangte Julie nach einem Doktor. Aber ſie trauten ſich nicht, einen zu holen; der könnte ſie ja erkennen. Julie jammerte laut; nun ſie ſich mit dem Hannes ausgeſöhnt hatte, erwachte auch wieder ihr Gefühl für das Hänneschen. Sie gab ſich gar nicht zufrieden. „En Dokter, en Dokter, wenn mir doch nur en Dokter hätten!"

Da, in der höchſten Not, fiel dem Hannes der Krinkhofer ein. Alles was wahr war, der kurierte gut, der tat mehr Wunder als ein gelernter Doktor! Er machte ſich auf nach Krinkhof.

Der Weg war weit, er rannte durch den Kondel, der Schweiß lief ihm in Strömen. Wenn er den Krinkhofer nur zu Hauſe antraf! Wäre es doch wie vordem geweſen, ſo hätte er leicht einen von der Bande nach Krinkhof hinaufſchicken können und ſelber beim Hänneschen bleiben. Aber wo waren die alle hin? Wie in die Winde zerſtoben. Er runzelte noch beſorgter ſein

heute ohnehin kümmerliches Geſicht: der Schwarze Peter und Iltis-Jakob ſchienen verloren. Backenbart-Toni und Placken-Klas hatten ſich auch nicht wieder gemeldet; ſchliefen die noch immer oben im Edinger ſeinem Haus? An den anderen Brüdern — es waren ihrer über dreißig — lag ihm nicht halb ſoviel; die waren nur aus Gewohnheit beim Handwerk und ſtumpf, bei denen kam nicht die rechte Luſt dran hinzu.

Wo der Burſche Jean-Claude geblieben war, ob der ſich mit dem Toni und dem Placken-Klas glücklich verzogen hatte, daran dachte er nicht. Sein ganzer Sinn war bei dem Kinde geblieben. Wie mochte es jetzt dem Hänneschen gehen? Er würde ſeinen Knaben doch noch lebendig wiederfinden? Jeſus, Hans Baſt mußte mit ihm kommen, Hans Baſt mußte helfen! Und wenn er ſeine Seele dem Teufel verſchreiben ſollte.

Wie ein Beſeſſener rannte der geängſtigte Vater. Jetzt war er auf Kaiſersherberg. Verſchnaufend ſah er ſich einen Augenblick um. Sommertage fielen ihm ein, laue Nächte, von Glühwürmchen durchfunkelt, in denen ſie hier ſich gelagert hatten. Da war alles ſo gut gegangen. Schön war's hier geweſen. Hei — es blitzte in ſeinen Augen auf —, wenn's erſt wieder ſoweit war! Dann ſollte das Moſelland erſt recht einmal ſtaunen, die ganze Welt. Dann war der Hannes ihr König! Er lachte laut auf. Aber dann verfinſterte ſich ſein erheitertes Geſicht raſch wieder: noch war es lange bis dahin.

Je höher er nach Krinkhof hinaufkam, deſto weniger war vom Frühling zu merken; tot lag noch der Waldboden, die Buchen zeigten kein Leben, finſtergrün nur ragten die Tannen. Die Eifel vor ihm lag noch feſt im

Schlaf. Buckelauf, buckelab, durch Schluchten, über Höhen. Die Schmiede auf dem höchſten Buckel lag windeumweht. Er ſtürmte ſie eilig.

Gottlob, Hans Baſt war zu Haus!

Der Krinkhofer ſaß am Herd und rupfte zwei weiße Tauben. Wenn die Maria nicht heraufkam zu ihm, brauchten die auch nicht länger zu leben, dann briet er die ſich. Eine Unluſt lag dem Mann in Leib und Seele. Alles war fehlgegangen, der Tod des Ußmüllers ohne jeden Zweck. Gut, daß der Iltis-Jakob ſo zerſchlagen war, daß ihn niemand erkannt hatte — aber wo waren die beiden anderen geblieben? Er fühlte Unruhe. Nun, wenn die Spürnaſe kommen ſollte, nachforſchen wegen der Mühle, ſo lag er krank. Schon ſeit drei Tagen. Wußte von nichts, hatte niemand geſehen. Er beſchloß, ſich ſofort ins Bett zu verkriechen. Nun kam aber auf einmal der Bückler, atemlos, Schweißtropfen auf der Stirn, und quälte ihn: „Komm doch erunter zu meinem Hänneschen, et is eſo krank. Du kannſt ihm helfen. Um Jeſu Barmherzigkeit willen, komm doch, komm!“ Bittend faltete er die Hände und bückte ſich tief.

Es hatte dem Krinkhofer geſchmeichelt, daß der andere ſo vor ihm kroch. Als er noch zögerte, denn nur ungern gab er den Plan auf, ſich krank zu ſtellen, fing der geängſtigte Vater an zu weinen. Die Tränen kollerten ihm über das Geſicht.

Da hatte Hans Baſt ſein Haus abgeſchloſſen und war mit dem Bückler hinuntergegangen.

— — — — — — — — — — — — — — — —

Hans Baſt ſchlug ſogleich Feuer und zündete ein Lichtſtümpfchen an, er hielt es dicht vors Geſicht des

Kindes: das Flämmchen bewegte ſich, noch blies durch die Naſe der Atem, den das verkrampfte Mündchen nicht mehr von ſich gab. Die Bläſius hielt auch noch eine Kerze. „Höher dat Licht", gebot ihr Hans Baſt.

Nun reckte ſie ihren Arm, und alle drei ſtreckten ſie ihre Köpfe über die Wiege; der unſicher flackernde Schein zeigte ihre ſich bückenden, ſich wieder aufrichtenden und wieder zuſammenſinkenden Schatten rieſengroß an der Wand.

Lebte das Hänneschen noch? Das kleine Flämmchen bewegte ſich nicht. „Tot?" ſchrie der von ſeinem raſchen Lauf noch eben glühheiße Hannes, jetzt plötzlich zuſammenſchaudernd wie unter einem Eishauch.

Draußen knurrte böſe ein Hund. Das Bauernweib zeterte auf. Man hörte gedämpft eine Stimme, und nun kauderwelſchte die Alte drauflos.

Sie achteten drinnen auf nichts, hörten nicht, was draußen vorging, ſie waren alle drei zu ſehr hingenommen: oh, das Flämmchen bewegte ſich ja wieder! „Et lebt noch, et lebt!" frohlockte der Vater.

Die Tür ging auf. Von der Alten hineingewieſen, die neugierig den Hals hinter ihm reckte, betrat der Friedensrichter die Stube. Er ſah im Halbdunkel drei Geſtalten. Deutlich zu erkennen war keine von ihnen, aber er wußte: der, den er ſuchte, der war hier. Der Ofenloch, ja, der war drinnen, der hatte eben den Doktor geholt, das hatte die Alte eingeſtanden.

„Im Namen des Geſetzes!" Die Stimme war laut — eine Poſaune des Gerichts. „Johannes Bückler, Ihr ſeid verhaftet!"

Ein unterdrückter Aufschrei. Im gleichen Augenblick waren beide Lichter erloschen, das große sowie das Stümpfchen; aber dunkel war es drum doch nicht im Raum, denn als habe der Mondschein, der bislang mit dem Schein der Kerzen gekämpft, nur auf Verrat gelauert, so goß er jetzt all sein Licht zum Fenster herein. Die Stube war plötzlich ganz hell.

Drei Gesichter starrten. Von der Überraschung überwältigt, stand Bückler. Jetzt aber machte er einen Satz: auf dem Tisch, auf dem Tisch, da lag seine Waffe!

Der Friedensrichter vertrat ihm den Weg, der Hahn seiner Pistole knackte. „Kein Widerstand — oder ich schieße! Hände hoch!"

Unwillkürlich gehorchte der Räuber. Aber gehetzt flogen seine Blicke umher — wenn sich Hans Bast nur auf den Kerl stürzen wollte! Zu zweien wurden sie auch ohne Waffen Meister über den, und Julie konnte ihm ein Bein stellen.

Aber Hans Bast hatte anderes im Sinn. Auch ihm war der Schreck wie eine Lähmung gekommen, aber schon hatte er die überwunden. Er drehte sein Gesicht anscheinend etwas erstaunt, aber freundlich-ruhig Adami zu: „Der Bürger Friedensrichter? Sieh einer an!"

Adami verschlug's fast den Atem: der — der — der auch hier?! Jetzt erst erkannte er den großen Mann mit dem schwarzen Bart. Also nicht ein Doktor, wie die Alte sagte. Ihm schwindelte. Das hatte er nicht erwartet — alle beide auf einmal!

Der Krinkhofer sagte gelassen: „W a s wollt Ihr? Ihr seid ja närrisch! Hier dem armen Mann sein Kind is krank. Er hat mich geholt bis von Krinkhof."

Krank — krankes Kind —?! Was der Halunke auch vorſchützen mochte! Adami machte einen haſtigen Schritt auf den Krinkhofer zu. Er wollte ihm die Hand auf den Arm legen: „Auch Ihr ſeid verhaftet.“

Aber Hans Baſt war nicht ſo leicht einzuſchüchtern. Verächtlich lächelte er: „Wat Ihr alles wollt! Den verhaften und mich verhaften? Seht Euch ſelber vor!“ Auch er hatte augenblicklich keine Waffe zur Hand, aber er hatte Fäuſte, die waren wie Schmiedehämmer, und die ſchwang er jetzt drohend. Die freundlich-ruhige Maske war gefallen, nun zeigte der Wolf auf einmal die Zähne.

Die Bläſius kreiſchte: „Packt ihn, packt ihn, er is allein!“

Es hatte Adami förmlich gelähmt, auch den Krinkhofer hier zu finden. Aber die Gefahr, in der er ſich befand, gab ihm die Faſſung wieder, er erkannte ſeine ſchwierige Lage: zwei ſich gegenüber, die vor nichts zurückſcheuten, die ja nichts mehr zu verlieren hatten. Er pfiff — der Hund ſtürzte ſich kläffend in die Stube mit geifernder Zunge. „Miro, faſſ'!“

Den Bückler ſtellte die Beſtie, ſie ſprang ihm gegen die Bruſt und packte ihn vorn beim Hemdkragen; er durfte ſich nicht rühren.

Der Richter ſtand dem anderen gegenüber. Sie ſahen ſich in die Augen, ſo wie einſt oben in Krinkhof, und heute doch noch anders. Heute glimmte kein verſtohlenes Feuer mehr, heute loderte die Flamme der Feindſeligkeit offen in Hans Baſts Augen. Und auch der Richter blickte wild, alle Kühle in ſeinem Auge war geſchwunden. Endlich, endlich hatte er den, der ſchlimmer war als jener Strauchdieb dort, den der Hund im Schach hielt!

Er atmete rasch: wenn Hans Bast sich nun auf ihn stürzen würde?! Er konnte dann schießen, auch treffen, aber das hieße einen Schuldigen aller irdischen Gerechtigkeit zu glimpflich entziehen. Jeden Augenblick erwartete Adami einen Angriff, aber er irrte sich.

Hans Bast sagte ruhig, nur eine leise Schwankung der tiefen Stimme verriet die geheime Erregung: „Ich weiß nit, warum Ihr Euch alteriert. Ich geh ja als mit. Ich han Euer Wort, Friedensrichter, da dran halt ich mich. Ich war dabei und war doch nit dabei" — er hob mahnend den Finger —, „vergeßt dat nit!"

Dumpf grollte der Hund, der Bückler hatte sich zu rühren gewagt — ein Blick nach dem Fenster: wenn er das erreichen könnte, hinausspräng! Noch gab er die Hoffnung nicht auf. Mehr als zehnmal auf seiner Laufbahn war es ihm ähnlich, nicht besser ergangen, er war jedesmal noch davongekommen. Warum sollte es nicht auch diesmal gelingen? „Ruft Euern Hund zurück," bat er, „dann will ich alles gestehen!"

„Miro, hierher!" Ungern gehorchte der Hund. Diesen Augenblick benutzte der Gewandte, mit einem Satz hatte er das Fenster erreicht, er sprang in die Scheibe — klirr, klirr —, schon wäre er draußen gewesen, hätte ihn eine Faust nicht beim Kragen gehabt, gerade als seine Füße schon freien Boden berührten.

„Holla!" meldeten sich die Landjäger. Eine Begegnung mit Herz Rosenblatt hatte sie zur Eile getrieben und hergeführt. Sie kamen gerade recht. Noch wußten sie nicht, wen ihre Fäuste da festhielten trotz alles Sträubens. Der geschmeidige Bückler zappelte wie ein an der Angel hängender Fisch.

Er wäre doch noch entkommen, hätte nicht drinnen plötzlich eine Weiberſtimme grell aufgeſchrien: „Tot is et!“ Da ſchüttelte er die haltenden Fäuſte ab, ſetzte unverſehens wieder durchs Fenſterchen in die Stube zurück und heulte über ſeinem Kinde: „Hänneschen, du mein lieb, lieb klein Hänneschen!“

— — — — — — — — — — — — — — — —

Ein Karren war herbeigeſchafft worden noch in ſelbiger Nacht. Darauf lagen hinten im Stroh, mit Handſchellen und einem Fußklotz, wie man ihn dem Vieh, das es in der Mode hat, von der Weide zu rennen, ans Hinterbein bindet, und zudem noch mit eiſerner Kette aneinandergeſchloſſen, die beiden Gefangenen. Vorn, rechts und links vom Kutſcher je ein Landjäger, hinter dem Karren wieder ein Paar, ein Trupp bewaffneter Bauern noch beiderſeits nebenher; man hatte alles aufgeboten, deſſen man habhaft werden konnte. Es ging gen Koblenz. Eine weite Fahrt.

„Se bringen hän, ſe bringen hän!“ Das galt dem Bückler. In die nächſtliegenden Ortſchaften war wie ein Feuer, das mit der Schnelle des Gedankens von Halm zu Halm läuft und immer weiter ſchnell fliegt und ſpringt, die Kunde gelangt: „Se han den Hannes gekriegt!“ Alles ſtand auf der Straße.

Als der Karren bei Sonnenaufgang über die Straßen von Kochem raſſelte, duckte ſich der Bückler tief. Sie fuhren auch beim Wirtshaus ‚Zum goldenen Eſel‘ vorbei, und da konnte er ſelbſt jetzt nicht ein ganz kleines Lächeln unterdrücken: das war doch ſchön geweſen, als er die da ſo trefflich genasführt hatte! Darüber kam ihm langſam wieder ein wenig beſſere Laune zurück. Gott ſei

gedankt, das Hänneschen war ja nicht tot gewesen, als die Julie so geschrien, sie hatte das nur gemeint, weil es auf einmal zur Ruhe gekommen war vor den Krämpfen. Wenn das Hänneschen erst größer war, dann ließ er dem aus seinem hellblauen Rock, in dem er so staats gewesen war, ein schönes Wämslein machen; das Tuch war dann akkurat so in der Farb wie die Augen vom Jung. Er konnte sich's jetzt schon gut vorstellen. Das eine nur verdroß ihn arg, daß die Julie sich so benommen hatte, wie sie es getan. Als der vom Gericht sie Näheres befragte, schrie sie fast überlaut: „Mich geht der Bückler nix an!" Er sie nichts angehen —?! Und nur ein wenig vorher hatte sie so anders gesprochen: „Immer und ewig gehör ich zu dir" — wie reimte sich das zusammen? Er grübelte darüber, das Gesicht auf die Brust geneigt, bei jedem Stoß des Wagens noch mehr in sich zusammenschüttelnd. Sie hatte sich ihm auch nicht an den Hals gehängt. „Nehmt Abschied", hatten sie gesprochen, da hatte sie ihm kaum die Finger gereicht; als er sie umfangen wollte, wich sie zurück. „Donner und Doria, verlogenes Mensch!" Er fluchte, aber es war ihm doch elend zumute.

„Die Weiber, hm, die Weiber!" Der Krinkhofer verzog geringschätzig den Mund. „Die sind wie die Hummeln; hasste Honig, schlecken se dich, hasste keinen, stechen se dich." Das war kein Trost.

Hans Bast rauchte. Den Tabaksbeutel und die Pfeife hatte man ihm gelassen. Ein Bauer schlug Feuer und stopfte sie ihm. Nun paffte er schweigend in den nebligen Morgen hinaus. Frühnebel stiegen vom Fluß auf, die Felder dampften.

Als gegen Mittag die Sonne ihre bleiche, noch halb verſchleierte Scheibe am Himmel zeigte, hatte ſich die Begleitmannſchaft verſtärkt; jetzt hatte ſie Kompanieſtärke, und noch viel Volks rannte in Scharen nach. Kein Fürſt, der durch ſein Land zieht, konnte ſich größerer Eskorte rühmen und auch nicht größerer Aufmerkſamkeit. Kinder ſchrien: „Vivat den Hannes!“ Erſt als die Landjäger ihnen das verboten, ſchwiegen ſie. Auch Erwachſene trabten atemlos am Straßenrain nebenher und hofften, einen Blick auf den Berühmten werfen zu können.

Der Hannes ſaß jetzt ganz aufrecht und freimütig, es machte ihm großen Spaß, die Leute ſeinetwegen ſo rennen zu ſehen. Ein paar hübſchen Mädchen, die ſo eilig herbeiliefen, daß ihre Röcke flogen und man die blau beſtrumpften Waden bis zum Knie herauf ſah, winkte er mit den Augen. „E Küßche, gib Küßche!“ ſchrie er ihnen lachend zu. Ein Landjäger ſchlug ihn aufs Maul, ſchnell wollte er die Hand erheben, um den wieder zu ſchlagen, da merkte er erſt ſo recht, daß er gefeſſelt war. Und nun ward er niedergeſchlagen. Was würde werden mit ihm, mit der Julie und mit dem Hänneschen?! Er hatte das Bedürfnis, zu reden.

„Kamerad“, fing er mit einem der Landjäger an. Himmel noch einmal, war das nicht der Andrees, den er einſtmals, noch ganz zu Anfang, vor der Bande geſchützt hatte, als der Gendarm vom Pferde gefallen war und ſie ihm gleich den Garaus machen wollten? Er war erfreut: eine bekannte Seele, noch dazu eine, die ihm dankbar ſein mußte! „Kamerad, he, kennſte mich noch? Nit weit von Kirn war et!“

Aber der Andrees warf ihm nur einen verächtlichen Blick zu und guckte dann auf die andere Seite.

Ob sie die Julie auch gefangennahmen? Und wer blieb dann bei dem Hänneschen? Dieser Gedanke folterte ihn. Er rührte Hans Bast mit dem Ellbogen an, so viel konnte er sich nur noch regen. „Wenn ich nur wüßt, ob ich bei 't deutsche Gericht komm oder bei die Franzosen. Bei die Deutschen han ich noch lang kein Angst" — er warf die Lippen auf —, „aber bei die Franzosen. Wat geschieht da mit uns?"

Hans Basts Gesicht veränderte sich um keinen Zug, es war ruhig wie immer, nur etwas finsterer vielleicht. Ihm war das Aufsehen, das sie erregten, die größte Pein. Er wies mit den Augen nach dem Ast eines kahlen Apfelbaumes hin, auf dem ein Rabe saß und in Pausen krächzte: „Krah, krah."

„Kopf ab", sagte der Krinkhofer und versank wieder in Schweigen.

XX

um Umſinken müde war der Friedensrichter nach Lutzerath zurückgekommen. Auch der Hund war langſam geſchlichen, und das Pferd hatte den Kopf hängen laſſen. Adami hatte das Gefühl, als habe er einen gewaltigen Berg erklommen, den Gipfel erreicht und dürfe nun ruhen; freilich nicht allzu lange. Noch war da der Abſtieg. Und der bot noch Mühen genug. Noch blieben die Glieder der Bande zurück, wenn deren Häupter auch gefangen waren. Aber ohne den Krinkhofer, der die Pläne ausheckte, und ohne den Bückler, der ſie ſpielend ausführte, waren ſie nicht zu fürchten mehr; bald würden ſie auch im Garn ſein, armſelige Droſſeln, die ſich an den Beinen aufhängten.

Langſam war er geritten, ein müder, einſamer Sieger. —

Und einſam lag die Ußmühle, ſo ſtill, als ſei niemand in ihr. Die Alten waren begraben. Zu Bertrich auf „Blaſius Päſch", wie der windumwehte Friedhof im Volksmund heißt, hatte man Mann und Frau in ein Grab gelegt, die ſchmalen Särge dicht nebeneinander. Es war ein ſtattliches Trauergeleit, ganz Bertrich ging

hinter den Särgen her. Es wäre keiner zu Haus geblieben. Selbſt der rote Bruttig, der Metzger, war früher von ſeinem Schweinehandel zurückgekehrt, ging nun als letzter im Zug, hielt ſich die Mütze vors Sommerſproſſengeſicht und betete andächtig laut. Die Rede des Geiſtlichen war ergreifend; er hatte dem Paar nur Lob zu zollen. Friedlich hatte das gelebt, trotz Krieg, Hunger und der Peſtilenz der Räuber im Lande; es war allen ein Beiſpiel geweſen. Und friedlich war es denn auch geſtorben; trotzdem eine Mörderhand ſich gegen den Müller erhoben, hatte er die Schrecken des Todes nicht zu verſpüren gebraucht. Am Bett ſeines Weibes ward er plötzlich abgerufen; Hand in Hand, wie ſie auf der Reiſe des Lebens gegangen, traten ſie nun die Reiſe ins Himmelreich an.

Die Schulkinder ſangen lateiniſche Worte, die ſie nicht verſtanden, aber ſie ſangen ſie hell, ſelig in den Tag hinein, der auf den Zehen ſtand und über die Berghöhen, die in der Runde das Tal umſchloſſen, helläugig und freundlich hinunterguckte.

Viele ſchluchzten, auch die Söhne weinten. Nur die Pflegerin der alten Ußmüllerin, die Tochter von Hans Baſt, weinte nicht. Sie hatte bis zur letzten Minute geſchafft; der ganze Hof ſtand voll Wagen, Anverwandte waren gekommen und die Bräute von Hubert und Niklas. Wie betäubt war ſie; ſie tat alles ganz recht, aber es war eine andere Maria, die den Kuchen backte und für die Gäſte einen Tiſch deckte. Es war auch noch immer die andere Maria, die dann im Grabgeleit ging, die Augen niedergeſchlagen, das Betbuch, um das der Roſenkranz geſchlungen war, in den unmerklich zittern-

niedergeſchlagen, „ich geh zum Friedensrichter nach Lutzerath. Kuck“ — ſie zog einen Laubtaler aus der Taſche —, „den hat er mir gegeben, als er letzthin hier war. Ich ſoll bei ihm Magd ſein — nur für en Weil“, ſetzte ſie raſch hinzu, als Martin auffahren wollte.

Nein, das war ihm doch gar nicht recht, dann hätte er noch lieber geſehen, ſie bliebe ſolange bei ihrem Vater; das hatte ſie doch nicht nötig, als ſeine Braut noch als Magd zu gehen. Er war unmutig. „Ich leid dat nit!“

„Nur für'n Weil, für en ganz kleine Weil“, ſagte ſie bittend, „et is ja nit lang mehr.“

„Bis zur Hochzeit“, ergänzte er. „Morgen geh ich zu unſerm Paſtor, beſtell dat erſte Aufgebot; worauf ſollen wir dann noch warten?“ Er ſtieß einen Seufzer aus. „Weiß Gott, mir wird jeder Tag zu lang. Ach, Maria —“ er trat plötzlich neben ſie und riß ſie an ſich, daß ihr der Atem verging —, „ich hab dich ja ſo lieb, ſo lieb! Und wenn ich dran denk, daß du bald mein Frau biſt, dann wird mir der Kopf ganz ſchwindelig, ich hör nit, ich ſeh nit, ich hab nix im Sinn mehr als dich, dich allein!“

Sie konnte ſich nicht ſträuben, ſie lag ihm im Arm, eine wehrloſe Beute von Glück und Schmerz. Beide Hände ſchlang ſie ihm um den Hals und faltete ſie ihm im Nacken. So nah mit ihrem Geſicht vor dem ſeinen, ſahen ihre Augen tief und dunkel in ſeine blauen: wie waren doch des Martin Augen ſo treuherzig offen, die brauchten ja auch keinen Blick zu ſcheuen. Es übermannte ſie ſchier. Was hatte ſie, ſie denn verſchuldet, daß ſie zum Martin nicht ſprechen durfte: „Ich will

gern dein sein —?!" Sie küßte ihn, wie jemand küßt, der für immer Abschied nimmt.

Er spürte nicht die Verzweiflung in diesen Küssen, er fühlte nur die Liebe heraus und ein großes Verlangen. Sie seufzten beide im ungelöschten Brand einer großen Sehnsucht.

„Ich bin deiner nit wert." Sie nahm sich zusammen und schob ihn von sich.

Da lachte er hell: „Du meiner nit wert? Ich bin deiner nit wert — o Maria!" Er wollte sie wieder an sich ziehen.

Aber sie stieß ihn fast wild zurück: „Laß mich!" Und dann lief sie zur Tür: „Die Sonn geht schon unter, laß mich, ich muß vor Dunkel in Lutzerath sein." Sie ließ sich nicht halten. Er bat, er beschwor sie: nur bis übermorgen, bis morgen wenigstens sollte sie bleiben, er brachte sie dann selber herauf; warum denn so eilig? Er schlang den Arm um sie, trotzdem sie widerstrebte, er hielt sie am Kleid fest. Sie riß sich los. Er gab ihr tausend gute Worte, es nutzte alles nichts.

„Du gehst, und ich bleib eweil ganz allein", sagte er zuletzt traurig. Da gab sie es wenigstens zu, daß er sie noch ein Stück Weges begleitete; auch das hatte sie zuerst nicht gewollt. — — — — — — — — — —

Nun war Maria Nikolai schon Tage oben in Lutzerath. Sie war schweigsam, sprach nur das Notwendigste. Gegen die Redseligkeit seiner allzeit geschwätzigen Alten stach diese Schweigsamkeit doppelt ab, Adami empfand sie als Wohltat und doch als eine Stille vor Sturm. Fragte dieses Mädchen denn gar nicht nach seinem Vater? Ahnte ihr Schlimmes, und hielt ihr die

Angſt deswegen den Mund zu? Vielleicht hatte er es ſich nur eingebildet, daß ſie ahnungsvoll ſei. Dem widerſprach aber dies blaſſe Geſicht mit den Augen, in denen er oft glaubte, Verzweiflung dämmern zu ſehen, widerſprach das ganze gedrückte und ſcheue Weſen. Wie das Mädchen daſtand: geſenkten Kopfes, die Arme ſchlaff hängend — wie ſie ging: müde, gebeugt unter Laſten, die das Auge nicht ſah — wie ſie arbeitete: fleißig und doch ohne Luſt am Schaffen — wie ſie ſprach: mit einer Stimme, die in ihrem tiefen Klang keine Jugend mehr hatte, nur Klage — das alles ſagte ihm mehr als genug. Die hier a h n t e nicht nur, die w u ß t e. Aber ob Hans Baſts Tochter auch wußte, daß ihr Vater jetzt gefangen ſaß zu Koblenz? Adami überlegte: nein, das nicht. Maria konnte es nicht wiſſen, ſie hatte noch mit keinem Menſchen im Ort geſprochen, ſie hatte das Haus ſeit ihrem Hierſein noch nicht verlaſſen. Der Müllersſohn war auch noch nicht oben geweſen. Vielleicht, daß der gar nicht mehr kam — ehrlicher Leute Sohn und die Tochter eines Mörders, nein, das ging nicht an! Das Mädchen tat Adami ſehr leid. Es war das beſte, ſie erfuhr bald und ſchonend von ihm, was ſie wiſſen mußte, ehe rohe Mäuler es ihr kundtaten.

Noch hatte ſie nichts gewußt. Denn als er von einem Ritt heimkam und ſie das Pferd beim Kopf hielt, während er es abzäumte: ſagte ſie: „Wart Ihr drüben im Krinkhof? Is mein —“ ſie verbeſſerte ſich — „is der Hans Baſt zu Haus?“

Er war in Gedanken geweſen, jetzt ſah er ſie plötzlich betroffen an: wie kam ſie darauf? Er war gerade in Krinkhof geweſen. Da ſtand die Hütte im Winde, kein

Mensch hatte sie wieder betreten, eine verlassene Katze saß auf der Schwelle und miaute kläglich. Er hatte alles verschlossen und mit dem Amtssiegel versehen.

„Was willst du von deinem Vater, Maria?"

„Nichts. Aber ich mußt heut an ihn denken."

Nun war die Gelegenheit da, nun mußte er die ergreifen, ihr die Wahrheit beibringen. Aber feige, wie er sonst niemals war, fühlte sich der Mann vor diesen Mädchenaugen.

Er hätte sich nicht zu fürchten gebraucht; sie hatte kein Weinen, kein Jammern bei dem, was er ihr erzählte, keine Verwunderung, keine Anklage, aber auch keine Entschuldigung. Stumm, mit einem Gesicht, aus dem alles Blut entwichen war und auch alle Jugend, hörte sie alles wider den Vater an. Adami hatte sie mit sich ins Amtszimmer genommen. Seinen Sekretär hatte er fortgeschickt, er hatte das Gefühl, ihr das letzte bißchen armseligen Stolz erhalten zu müssen.

Da, wo der Krinkhofer einst vor dem Schreibtisch gestanden hatte, stand jetzt seine Tochter. Das Licht des Tages lag voll auf ihr. Und wiederum fiel es Adami auf, wie sehr sie dem Vater ähnlich war. Dasselbe schöne, stolze Gesicht. „Wußtest du, was dein Vater war?" fragte er sie.

Sie neigte langsam den Kopf: ja, und schüttelte doch gleich darauf: nein. Was sollte sie sagen, die Antwort war „ja" und auch „nein". Der Mann da wußte ja auch schon alles; er hatte Hans Bast gefangengenommen, Hans Bast lag in Ketten. Und den Ußmüller sollte Hans Bast auch erschossen haben? Und wie war's mit dem Mungel? Sie hörte Namen und dachte nicht nach,

ſie konnte nicht denken, ſie fühlte nichts als Entſetzen. Die Zähne in die Lippe verbiſſen, ſtand ſie bewegungslos. In ihrem Kopf ward es mit einemmal ganz leer, ſie hatte gar nichts mehr darin. Sie hörte ein ungeheures Getöſe, vor ihren Blicken ward's ſchwarz. Aber ſie fiel nicht um.

Ein ſeltſames Mädchen! So ſtumpf. Keine einzige Träne. Adami wunderte ſich: ſtand der Vater ihr ſo fern, daß ſein ſchreckliches Schickſal ſie nicht einmal bewegte?

Es war ſtill im Zimmer, eine ganze Weile. Winterfliegen, vom Sonnenſchein geweckt, ſurrten am Fenſterglas auf und nieder; Kinder kamen von der Schule draußen vorbei, man hörte das Trappeln ihrer Nägelſchuhe und ihr fröhliches Schwatzen.

„Werden ſie ihn totmachen?“ fragte plötzlich Maria.

„Wer Blut vergießt, des Blut ſoll wieder vergoſſen werden“, ſagte ernſt der Richter. „Wie wir ihn aburteilen, das deutſche Gericht, kann man noch nicht wiſſen. Die Franzoſen werden ihn zum Tode verurteilen, er hat den franzöſiſchen Hauptmann ermordet. Dafür allein gebührt ihm ſchon Tod.“

„Dafür nit — o nein, dafür nit!“ Laut aufſchreiend ſtreckte plötzlich das Mädchen beide Arme abwehrend aus. „Ihr wißt ja nit, warum er den totgemacht hat!“

Der Aufſchrei war ſo gewaltig, die Miene ſo verſtört, die bis dahin Stumme ſo laut und voller Leidenſchaft, daß Adami ſtutzte.

Maria war verwandelt, alle ſcheinbare Gleichgültigkeit verſchwunden; die Hände ringend, ſchrie ſie überlaut: „Dat hat mein Vater für mich getan, für mich!

Der hatt' mich ja angefallen, als ich allein ging auf dem Weg von Trier, — in't Gebüſch hatt' er mich geſchleppt, wehren konnt ich mich da nit mehr. Herr, Herr!" Sie fiel vor dem Friedensrichter nieder und hob bittend die gerungenen Hände: „D a f ü r darf meinem Vatter nix geſchehen!"

Des Richters Augen wurden groß und ſtarr. Was — was ſagte ſie? Angefallen worden auf dem Weg von Trier, ins Gebüſch geſchleppt — vergewaltigt, das meinte ſie doch ohne Zweifel, und d'Aubry, der Ermordete am Reiler Hals, der, der war jener Schurke?! Hans Baſt hatte ihn ermordet — der Vater hatte die Tochter gerächt! Alles war ſo ſeltſam, ſo verworren und doch ſo folgerichtig, unleugbar klar. Und dieſes Mädchen log nicht.

Er faßte ſich an die Stirn, die Stube drehte ſich plötzlich — er war auf der Straße von Trier — er ſah ein einſam wanderndes Mädchen — Trier, Trier! — er ſah die Simeonſtraße, das Patrizierhaus, die ſchöne Suſanne hinter dem Blumenfenſter. „Mein Gott, mein Gott", ſtöhnte er auf. Maria, Suſanne, d'Aubry, Hans Baſt — die Geſichter jagten ſich. Er faßte um ſich, als ſuche er einen Halt, und ſeine Hand ſank auf den Scheitel der Knienden.

„Steh auf!" Er zog ſie empor. „Erzähle mir alles."

Sie faßte ſich, ſeine Miene flößte ihr Mut ein: ja, der verſtand ſie, der wußte, warum Hans Baſts Tochter jetzt auf einmal wieder zum Vater hielt. Das gab ihr Worte. Die jagten ſich; mit glühenden Wangen ſprach ſie. Aller Schreck der Überfallenen, alle Verzweiflung der Beraubten, alles Entſetzen der den Schänder

Wiedererkennenden, der die Rache Wünſchenden und doch vor der Rache Zitternden ſpielte ſich vor Adami ab.

Er atmete gleich raſch mit ihr, er fühlte das Blut ebenſo heiß in ſeinen Adern: Rache für die Entehrten— Suſanne, Maria! Und es hallte ihm mit Dröhnen in den Ohren, was er einſt hier in ſtiller Stunde geleſen hatte: „Denn alle Schuld rächt ſich auf Erden.“

Hans Baſt! Groß und finſter, und doch ganz ſo ſchrecklich nicht mehr, ſtand er vor ihm. Der Schmied von Krinkhof ein Verbrecher! Aber war der Mord an d'Aubry auch ein Verbrechen? Vor dem Geſetz ja. Aber vor der Menſchlichkeit? Er wußte ſich keine Antwort, ſeine Seele war bedrückt. Auf ſeiner Stirn perlte der Schweiß, als Maria aufgehört hatte zu ſprechen. Er empfand nicht nur ihre Qual nach, er hatte auch eigene Qual. Suſanne! Lange hatte er ihrer nicht gedacht, hatte nicht an ſie denken wollen, und der Beruf, ſein Pflichteifer, ſein Ehrgeiz hatten ihm geholfen dabei. In dieſer Stunde dachte er noch einmal an ſie, und ſo, als ob er ſie noch immer liebte. —

Es war ein verſtörter Tag. Die Sonne, die am Morgen freundlich geſchienen, hatte ſich am Mittag verkrochen, nun zog noch einmal Schneegewölk herauf — oder brachte es erlöſenden, auch die winterliche Eifel befreienden Regen? Adami ſah von ſeinem Fenſter das Band der Straße mit den demütigen Bäumchen, und auch er war demütig. Erbärmlich wie dieſe windgezauſten, geduckten Ebereſchen ſtanden die Menſchen, ſie grünten im Frühling und verſuchten das Blühen, und dann kam das Schickſal, der unbarmherzige Wind, und duckte ihnen die Krone.

Der Mann fühlte sich ohnmächtig. Alle Erfolge, die er erreicht hatte, erschienen ihm heute zwecklos. Zwei schuldige Häupter würden fallen: Johannes Bückler — Hans Bast Nikolai — und noch andere vielleicht ihnen folgen, aber was wurde damit erreicht? Ein abschreckendes Beispiel wurde gegeben, und doch wurden die Menschen nicht besser dadurch. Geschlechter würden kommen, Geschlechter gehen, Zeiten über die Länder hinrasen, die aus ihrem Bauch wiederum Kinder gebären, und diese Kinder zeugten wiederum Söhne, die Räuber waren, Diebe und Mörder. Er fühlte sich ganz verzagt und ganz machtlos.

Gott sei Dank, daß es an seine Tür klopfte! Er wurde abgelenkt. Der jüngste Ußmüller war es, der bei ihm eintrat. „Nun, was führt Ihn denn her?" Er sah es, der junge Mann hatte etwas Besonderes auf dem Herzen.

Verlegen stand Martin und nahm seinen Hut bald in die rechte Hand, bald in die linke. „Ich möcht die Maria sprechen. Sie will ja nit, dat ich bei sie komm. Aber ich muß sie sprechen." Das letzte sagte er fest. Sein ehrlicher Blick sah Adami offen ins Gesicht: „Friedensrichter, Ihr wißt et, der Krinkhofer sitzt im Gefängnis, ihm wird der Prozeß gemacht — steht et arg schlimm um ihn?"

Der Friedensrichter bestätigte: „In der Tat."

Der junge Mann nickte: „Dat hab ich mir gedacht. Darum muß ich die Maria sprechen. Ich will ihr sagen: dat ändert nix zwischen dir und mir. Da können die Leut sagen, wat sie wollen, und wenn der Hubert und der Nikla auch noch so dawider sind."

„Er will sie doch heiraten?“ In der Stimme Adamis klang einiges Erstaunen.

„Warum denn nit?“ Nun war der Martin erstaunt. Wie konnte der Friedensrichter nur daran zweifeln? „Die kann doch nix für dat, wat ihr Vatter getan hat. Aber sie will nit. Jetzt weiß ich, warum sie immer und immer mich hingehalten hat mit unserm Verspruch.“ Er war ganz gerührt. „Ach, Herr, da kann en Mann weit suchen, bis er so eine wieder findt. Un wenn sie zehnmal en Vatter hätt wie der Hans Bast, heiraten tät ich sie doch. Kann ich die Maria nit emal zu sprechen kriegen?“

Adami hatte dem jungen Mann still zugehört, nun ging er selber, ihm die Magd zu holen. Er hatte Maria geheißen, sich niederzulegen, ihre Augen hatten so krankhaft fiebrig geglänzt, und sie schien ihm nicht ganz ihrer Sinne mehr mächtig. Aber als er jetzt an ihre Kammer klopfte, antwortete sie nicht; er sah hinein, sie war nicht darin und auch nicht in der Küche. Er rief laut nach ihr. Im ganzen Haus war sie nicht. —

Maria hatte auf ihrem Bett gelegen; ihr Inneres war wie ausgeweidet, nur das Herz war noch darin geblieben, das drehte sich rastlos herum in der hohlen Brust, es war qualvoll. Wenn sie doch schlafen könnte! Aber das konnte sie nicht, wachen Auges mußte sie immer starren, hinaus durchs Kammerfensterchen über die Felder, die noch unbestellt lagen, hin zum Felsenhaupt der Lay, deren oberster Scheitel sich über das Hochland reckte. Da — da vorbei ging der Fußpfad hinab zur Mühle. Es war so ein lieblicher Weg, aber sie würde ihn nie mehr gehen. Diese Schluchten, diese

Wälder, dieſe Wieſen, dieſen Wildbach nicht mehr ſehen. Ach, dieſen Weg war ſie zuletzt mit dem Martin gegangen! Noch fühlte ſie all die Küſſe, die er ihr aufgedrückt hatte; ſie hatten ſich gar nicht trennen mögen. Und doch war das noch nicht der letzte Abſchied geweſen. Morgen mußte ſie nun auch von hier fort!

Seit Maria gehört hatte, daß Hans Baſt in Koblenz gefangen ſaß und welches Los ſeiner harrte, hatte ſie nur noch den einen Gedanken: Flucht. Sie mochte den Martin nicht mehr ſehen, ſie ſchämte ſich z u ſehr. Und wenn ſie hier länger blieb, dann konnte ſie ihm nicht entgehen, er hatte ja geſagt: „Ich komm herauf zu dir, und wenn du et auch nit willſt, ich komm doch!“ Er würde ihr aufpaſſen. Flüchten, ſich flüchten! Sich und den Vater ihm ganz aus dem Weg räumen, damit er wenigſtens von allem frei kam. Ach, und er würde des noch froh werden. Denn jetzt wußte er es ja auch, was ſie ſchon längſt wußte! Sie kniff die Augen zu, kalter Schweiß trat ihr auf die Stirn. Nein, ſie könnte dem Martin nie mehr begegnen. Es könnte wohl ſein, er käme nicht mehr herauf — ach, er hatte vielleicht gar nicht mehr den Wunſch und kein Verlangen mehr, ſie zu ſehen! — dann dürfte ſie ruhig hierbleiben. Aber nein, nein, das hielte ſ i e dann nicht aus: ihm ſo nah ſein und doch nicht bei ihm ſein dürfen, nein! Es war das einzige, ſie machte ſich morgen beim erſten Tagesſtrahl auf, verließ auch dieſes Haus und lief davon. Was rannte ſie denn ſo unſinnig? Ach, es wollte ſie ja gar keiner mehr einholen! Sie weinte.

Da tauchte vor ihren tränenverſchleierten Blicken plötzlich eine Geſtalt in den Feldern auf, eine wohl-

bekannte. Sah ſie recht? Sie ſprang vom Bett, drückte ſich nah ans Fenſterchen und ſtarrte mit brennenden Augen hinaus. Er war es, er war es! Sie ſah ihn näher und näher kommen, raſchen Schrittes ging er. Schon konnte ſie ſein Geſicht deutlich erkennen, ſein blondes Haar hell unterm Hut flattern ſehen. Jetzt aber ſchnell fort! Wohin? Sie huſchte eilends zum Haus hinaus, Regen fing an zu klatſchen. Oh, daß ſie ihm nur nicht zu begegnen brauchte! Sie verkroch ſich beim Pferd in den dunkelnden Stall.

Hier fand ſie Adami. „Hier biſt du?“ Er war ſehr verwundert. Sie ſtand hinterm Pferd ganz in die Ecke gedrückt. „Der Martin iſt da!“

„Wat will er?“

„Dich ſehen, mit dir ſprechen.“

„O nein, o nein!“ Sie wehrte wild ab.

Das Mädchen war wirklich krank, es zitterte ja. „Komm ins Haus, Maria!“ Er ſprach freundlich zu ihr. Das konnte er wohl verſtehen, daß ſie verſtört war, aber nun war der Martin ja da, und der war ein ſo verſtändiger Menſch, ein ſo prächtiger Menſch, der würde ſie tröſten. Aber je mehr er zum Lobe des jungen Mannes ſprach, deſto hartnäckiger drückte ſie ſich in die Ecke.

„Ich will ihn nit ſehn — nie, nie mehr ſehn — um Jeſu willen, oh, ſo laßt mich doch!“

„Maria“, rief da des Martin Stimme. Es war ihm zu lang geworden im Zimmer, er war nachgekommen. Nun ſtand er im Stall, und es war, als ſei der dunkle Raum heller geworden. Seine Stimme klang zuver-

ſichtlich und frei. „Wenn du nit zu m i r kommen willſt, dann komm ich zu dir und hol dich herein. Komm, Maria!“ Er nahm ſie bei der Hand und zog ſie aus der Ecke.

Adami ſah erſtaunt, daß ſie ſich ziehen ließ; aber es war etwas Mechaniſches darin, wie ſie die Füße ſetzte, und ſie hielt die Augen geſchloſſen. Er folgte dem Paar ins Haus und hieß es eintreten in ſein Wohnzimmer, nicht in die Amtsſtube, die ſo öde war.

Da ſaßen ſie nun zu dreien, er auf dem Kanapee unter einem, jetzt in allen Amtshäuſern des Rheinlandes verbreiteten Stich: „Napoleon Bonaparte, der Erſte Konſul“ — die jungen Leute auf zwei Stühlen ihm gegenüber. Maria hing nur auf einem Stuhleckchen, wie gewillt, jede Minute aufzuſpringen und davonzulaufen. Aber Martins Hand hielt ſie feſt. Die ſchwarzen Wimpern beharrlich auf die bleiche Wange geſenkt, die dunklen Brauen zuſammengezogen, daß ſie ſich wie düſtere Schatten über der Naſenwurzel berührten, den Mund feſt geſchloſſen, ſo ſaß ſie ſtumm.

„Warum läufſt du fort vor mir?“ fragte Martin. „Ich lauf dir doch nach. Und wenn du bis dahin läufſt, wo die Welt 'n End hat.“

Sie rührte ſich nicht.

Er ſprach weiter: „Ich hab dat Aufgebot geſtern beſtellt. Nächſten Sonntag hängen wir aus an der Kirch. Über vier Wochen biſt du mein Frau.“

„Nein“, ſagte das Mädchen. Es ſah nicht auf.

„Doch“, ſagte der Burſche. Feſter drückte er ihre Hand und ſah ſie liebreich an. „Haſt du mich denn nit e bißche lieb?“

„Doch, doch", ſchluchzte ſie plötzlich, „ich hab dich ſehr lieb, aber gerad darum will ich dich nit. Du ſollſt kein Frau haben, auf die alle Leut mit Fingern zeigen: dat is dem Hans Baſt ſeine Tochter, der war en Räuber und —", ſie ſchrie auf, riß ſich los und verbarg ihr Geſicht in den Händen. „Martin, und wenn et dazu noch wahr wär, dat eine Kugel vom Hans Baſt deinen Vatter getroffen hat — o Jeſus Maria, dat wird doch nit auch noch wahr ſein?!"

„Sei ruhig!" Der Martin ſprach zuverſichtlich. „Ich glaub dat nit. Und dat i ch nit glaub, dat is doch die Hauptſach. Und wenn et wär, kannſt d u dafür? Ich lieb dich, ich will dich, und alles andere geht mich nix an!"

Adami wunderte ſich über den Müllersſohn — ſo jung noch und ſo viel Energie! Und eigentlich nur ein einfacher Menſch, ein Landkind, und doch ſo viel Feingefühl. Und vor allem ſo große Liebe! Es wurde ihm plötzlich heiß, es ſtieg ihm wie Scham zu Kopf: war denn auch er dieſer Unbekümmertheit fähig, die alles andere beiſeiteläßt und einzig und allein dem Trieb folgt, der den Baum blühen läßt und die Frucht reifen?! Sein Geſicht war ſehr ernſt. Er beneidete dieſen jungen Menſchen und bewunderte ihn zugleich.. Und mit dieſer Bewunderung kam ihm auch eine Beruhigung. Ach, was hatte er ſich ſo oft um des Landes Schickſal gegrämt und um des Volkes Seele gebangt! Wozu das Bangen, wozu die Trübſeligkeit? Aus dem Volk ſelber kam doch die Erneuerung, das fand ſich zurecht wieder ganz allein. So wie dieſen hier, gab es noch manchen, viele, und ihnen wurden Söhne geboren — nein, ihm

brauchte nicht bange zu ſein um ein Volk, das im tiefſten Kern voller Kraft war und geſund!

Freundlich ſah er den jungen Mann an und nickte ihm zu. Dann drückte er Maria ſanft nieder auf ihren Stuhl: „Du ſollſt ihm folgen, getroſten Mutes. Du haſt vielleicht an ihm gutzumachen, w a s, weiß ich jetzt noch nicht. Wir werden es erfahren, wenn Hans Baſt ſeinen Mund auftut. Aber wartet nicht, Kinder, werdet ſchon eher Mann und Frau; ihr kommt ſonſt nicht mehr zur Ruhe. Heutzutage muß man Mut haben — der Martin hat ihn. Willſt du dich ſo von ihm beſchämen laſſen, Maria? Mich dünkt, es iſt Feigheit von dir, wenn du nicht ſeine Hand nimmſt. Halte dich feſt an ihr!“

Damit ging er hinaus und ließ die beiden allein.

XXI

Der Frühling regierte im Moſelland, es war eine Pracht, die Obſtbäume zu ſehen. Links und rechts des Fluſſes blühten ſie wie Sträuße, roſa und weiß. Ein Aufatmen ging durch die Natur, der der ſtarke eiſige Winter eine Kappe übergezogen hatte, unter der ſie ſchier erſtickt war. Jetzt atmete ſie auf, und mit ihr befreit atmeten die Menſchen. Aber nicht nur froh über die wärmende Luft und den Sonnenſchein, man war auch einer Laſt ledig geworden, deren Schwere man jetzt erſt, da man ſie los war, ſo recht ermeſſen konnte. Nun konnte man doch ruhig wieder ſeines Weges gehen, der Wanderer hatte nicht nötig, angſtvoll zu laufen, wenn's im Gebüſch raſchelte, die Juden konnten zu Markt ziehen ohne eine Eskorte von Gendarmen, die Bauern brauchten nachts nicht ihre Ställe zu verrammeln, die Einwohnerwehren nicht Pulver und Blei zu verknallen; die Dörfer lagen wieder dunkel in friedlichem Schlaf, und die Städtchen ſchloſſen ihre Tore nicht ſchon bei Dämmerſchein. Gott ſei Dank, der Bückler ſaß gefangen zu Mainz und der Nikolai zu Koblenz!

Die Geliebte des Bückler, die Julie Bläſius, hatte es verſucht, ihn zu befreien, aber es war ihr nicht ge-

glückt. Als er transportiert wurde nach Mainz, begleitet von einer ganzen Kompanie Fußsoldaten und noch von berittenen Chasseurs dazu, waren viele Leute zusammengelaufen, um zu gaffen. Da machte sich an den Sergeantmajor, der den Transport kommandierte, ein Frauenzimmer heran, das war hübsch und so freundlich, daß sich der Sergeantmajor schon den Bart strich und sich etwas versprach. Aber als sie ihm drei Karolin anbot, wenn er ihr erlauben würde, ein Wörtchen mit dem Bückler zu parlieren, da witterte er etwas. Keine Beteuerungen halfen und auch kein Lamentieren, er nahm die freundliche Schöne fest, und Julchen Bläsius kam auf den gleichen Wagen mit ihrem Hannes.

Auch andere wurden nach und nach aufgegriffen, binnen einer Woche schon allein sieben. Es war, als ob die Mitglieder der Bande den Kopf verloren hätten. Und eine Mutlosigkeit war über sie gekommen: was nützte nun auch alles Leugnen und Wehren, wenn zu Mainz ihr Hauptmann saß, und die Richter, die so schlau waren und so auszuquetschen verstanden, ihm nach und nach einen Namen nach dem anderen abpreßten.

Johannes Bückler nannte seine Genossen alle und bekannte freimütig, welche Taten er mit ihnen begangen hatte. Ein ellenlanges Protokoll war aufzunehmen, die Untersuchung war von einer Weitläufigkeit ohne Grenzen. So viele Diebstähle, Straßenräubereien, Überfälle, Brände, Verbrechen aller Art. Und so viele Teilnehmer! Siebenundsechzig Angeklagte waren nun beisammen zu Mainz. Unter ihnen auch Weiber: Julie

Bläſius, Buzlieſen-Amie und noch ein paar Mädchen, die Liebchen des Bückler geweſen waren. Stöße von Akten wurden geſchrieben, ſie wurden gedruckt; jedes kleinſte Details mußte berückſichtigt werden. Ein Spezialgericht war eingeſetzt worden. Seine Advokaten hatten dem reuigen und fleißig betenden Bückler geraten, die Gnade des Erſten Konſuls anzurufen.

Es würde ſicherlich Herbſt darüber werden, bis die Anklageakten verleſen werden konnten und ein Prozeß, auf den Tauſende begierig wie auf ein Schauſpiel warteten, zu Ende ging. Die Verhandlung ſollte im Marmorſaal des ehemals kurfürſtlichen Schloſſes ſtattfinden. Das Rheinland harrte voller Ungeduld und fiebernder Neugier.

Zwei Mitglieder der Bande, Iltis-Jakob und der Schwarze Peter, die Bückler in ſeinen Ausſagen beſonders belaſtet hatte, waren aber noch nicht eingefangen. Der Hauptmann wußte auch nicht, wo dieſe beiden geblieben waren. Er ſchlug vor, man ſollte über ſie den Hans Baſt einmal befragen, vielleicht wußte der Beſcheid. Aber Hans Baſt Nikolai wußte nichts über ſie; er wußte über gar nichts Beſcheid und über keinen.

Als man den Bruttig ihm gegenüberſtellte, der zu Koblenz ſaß, kannte er den — ja, er hatte Fleiſch bei ihm in Bertrich gekauft, zuweilen auch einen Schnaps getrunken —, aber er wußte nichts von einem Streit des Bruttig mit dem Händler Mungel. Wußte auch nicht, daß Bruttig ſich gerühmt hatte, es ſei ihm ganz gleich, ob er einen Kalbskopf abſchnitte oder einen Menſchenkopf.

„Betrunkenengeſchwätz!“ Hans Baſt lächelte.

Dieſes Geſchwätz von dem Kalbskopf war es, das gegen den Bruttig zeugte. Jetzt bei dem allgemeinen Aufräumen hatte man ihn verhaftet. Der Ermordete in der Linnich hatte den Kopf nicht mehr aufgehabt, ſondern neben ſich liegen. Das würde dem Bruttig den Kopf koſten! Wieder lächelte Hans Baſt.

Er ſaß nun ſchon ſeit Monaten im Militärgefängnis zu Koblenz. Es lag am Ende der Stadt, die dunklen fenſterloſen Zellen waren an die Stadtmauer angebaut, und dieſe ſtieß wiederum an einen hohen, faſt ſenkrechten Wall. Auf dem Wall patrouillierten immer zwei Schildwachen, bei Tag und bei Nacht, und hatten ſcharf geladen. Wochenlang hörte Hans Baſt in der Nebenzelle, darin der Bruttig ſaß, ſchaben und bohren: aha, der Holzwurm ſchrappte! Auch wenn gegen das erſte Morgendämmern eine Stille im Gebäude war wie die des Grabes, vernahm er ein Brechen und Bröckeln wie von Mauerwerk und ein vorſichtiges Flüſtern. Der Bruttig mußte ſich mit ſeinem Zellennachbarn auf der anderen Seite verſtändigt haben und mit dem zuſammengelangt ſein. Ob der Bruttig nun nicht auch verſuchen würde, ſich mit ihm ins Einverſtändnis zu ſetzen? Er brauchte nur an die ſie trennende Wand zu klopfen, die Sprache verſtanden ſie ja alle.

Die Arme über der Bruſt verſchränkt, lauſchte Hans Baſt auf ſeiner ſteinharten Pritſche, er hatte ſich aufgeſetzt, ſo konnte er beſſer hören. Wie die emſig ſchafften! Und ſo, wie ſie nebenan unabläſſig kratzten und ſchabten und bohrten, Nächte um Nächte, durch Wochen und Wochen, ſo bohrte ein Gefühl in ihm, das ihm das Haupthaar grau machte und den ſchwarzen Bart mit

vielem Silber durchſträhnte: ſie hatten ihn alle vergeſſen! Sein Freund Bruttig, den er nicht verraten hatte, der fragte ihn nun nicht einmal: willſt du mit? Ob er mitgemacht hätte, das wäre ja noch die Frage geweſen. Er war müde. Die Gefängnisluft, das ſtete Eingeſchloſſenſein bekamen ihm nicht gut, er fühlte, die Kraft ſeiner Jahre war hin; nur die Kraft, ſich äußerlich ſtark zu halten, hatte er noch. Die Freude wollte er ihnen doch nicht machen, daß er klein wurde. Den Gefängnisgeiſtlichen, der ihn beſuchen wollte, wies er barſch ab: er brauchte keinen Pfaffen. Aus dem, was nach dem Tode kam, betete der ihn doch nicht los.

In einem ſchweren, ſtürmiſchen Regen, in dem die ſchwarze Walpurgisnacht ſich gefiel, wagten Bruttig und noch zwei Arreſtanten, die neben ihm in der Zelle geſeſſen hatten, die Flucht. Es brüllte und toſte in der Luft und warf klappernd die Ziegeln vom Gefängnisdach herunter. Die Gefangenen hatten ein paar Steine aus der alten Mauer losgebrochen und ſie tagsüber immer wieder geſchickt eingefügt, nachts aber dahinter gegraben, gegraben. Durch das Loch waren ſie nun ausgeſchlüpft, zum Wall hinaufgekrochen, als die Schildwache gerade wechſelte. Aber jenſeits des Walles war ein waſſergefüllter Graben, zwanzig Fuß tief, und das wußten ſie nicht.

Hans Baſt, der wie immer ſchlaflos horchte, hörte etwas plumpſen; gleich darauf hörte er Schüſſe und verworrenes Geſchrei. Er lächelte.

Man fiſchte den Bruttig heraus und brachte ihn wieder ein. Der eine Genoſſe war erſoffen, den anderen hatte die Patrouille erſchoſſen. Und nun wurde des

Bruttig Sache eiliger betrieben, man hatte weder Luſt noch die Zeit mehr, einen ſo verwegenen Ausbrecher länger zu hüten. Er wurde zum Tode verurteilt und in die Mörderzelle gebracht.

Es wurde jetzt überhaupt nicht viel Federleſens gemacht. Der Erſte Konſul hatte einen neuen Mann zum Generalkommiſſar der vier Departements ernannt, Jeanbon-St. André. Der beſaß neben der Macht die Klugheit, ſich ſelber perſönlich um alles zu kümmern. Auch hielt er die Inſtruktionen, die er von Frankreich empfing, ſo geheim, daß er ſeine Briefe mit eigener Hand ſchrieb und ſich keines Sekretärs bediente. Die vielen Bureaus wurden eingeſchränkt. Läſſigkeiten im Amt ahndete er unbarmherzig — er ſprach von der „Schläfrigkeit deutſcher Beamten" — und verſchmähte es ſogar nicht, die Beamten ſich gegenſeitig ausſpionieren zu laſſen. Und er begann auch ſofort mit dem Bau einer großen Straße von Mainz bis Koblenz, die weitergeführt werden ſollte die Moſel hinauf bis nach Trier. Neue, gut fahrbare Chauſſeen über die Eifel, an Stelle der alten gefährlichen Wege durch Walddickicht und entlegene Täler, würden es dem Geſindel nicht mehr ſo leicht machen, ſich zu verbergen und über Poſtwagen und Reiſende herzufallen.

Hans Baſt erfuhr von der Hinrichtung des Bruttig. „V o r mir?" ſagte er. Weiter ſagte er nichts.

Der Sommer war gekommen, er ſpürte ihn nicht. Bleich, aber ganz ruhig ſaß er in ſeiner Zelle. Wenn er hätte ausbrechen wollen, ſo hätte er es damals mit dem Bruttig zuſammen gut gekonnt, meinte der Schließer, die Zellen waren nur getrennt durch dünne

Zwiſchenwände. So erließ man ihm die Feſſeln, die man anderen Gefangenen anlegte, obgleich er dreifachen Mordes angeklagt war. Erſtens: mit Bruttig zuſammen des Mordes am Händler Mungel. Bruttig hatte ſo ausgeſagt, freilich dann widerrufen, aber geſagt iſt geſagt. Ferner war er angeklagt, den Beſitzer der Üßmühle durchs Fenſter erſchoſſen zu haben. Die ſchwerwiegendſte Bezichtigung war aber die, daß er es war, der den Kapitän d'Aubry von der franzöſiſchen Beſatzungsarmee in der Schlucht am Reiler Hals erſtochen hatte.

Hans Baſt leugnete. Bei der Anklage wegen Mungel und bei der Kronfrontierung mit Bruttig zuckte er die Achſeln. Als ihm der Mord am Üßmüller vorgehalten wurde, lächelte er nur; es ſchien ihm nicht der Mühe wert zu ſein, darüber auch nur ein Wort zu verlieren. Beim Verhör über den Mord an d'Aubry berief er ſich auf den Friedensrichter von Lutzerath; der wußte, er war damals auf dem Reiler Hals wohl dabei geweſen und war doch nicht dabei geweſen. Er hatte den Wunſch, dieſen Mann zu ſprechen. Weiter keinen Wunſch. — —

Der Friedensrichter Adami fuhr nach Koblenz. Es war ein leuchtender Sommermorgen, als ſein Chaiſchen an der Üßmühle vorbeirollte. Er hörte die Hühner laut gackern und die Tauben gurren — die Üßmüllerin fütterte die wohl ſchon? Er ſah im Geiſt Maria, die junge Frau, auf dem Hofe ſtehen, vor ihr das bunte Hühnervolk, emſig die Körner pickend, und, um ihr dunkles Haupt flatternd, die weiße Wolke der Tauben. Und der junge Üßmüller ſtand in der Haustür und freute ſich an dem ſchönen Bilde. Gott ſei Dank, daß die beiden zu-

sammengekommen waren, trotz allem! Sie hatten es nicht leicht, die Brüder waren uneins mit dem Martin; so lieb ihnen die Maria früher gewesen war, als Schwägerin mochten sie die Tochter des Angeklagten Hans Bast doch nicht. Die Brüder hatten sich nun endlich dahin geeinigt, daß sowohl der Hubert wie der Nikla auf den Hof des Schwiegervaters zogen; sie ließen den Martin mit seinem Weib allein in der Ußmühle sitzen, den Moselanerinnen war die ohnehin zu einsam gelegen und nicht sonnig genug. Der Brüder Teil am Vermögen blieb auf der Mühle stehen.

Adami hatte schon öfter einen Besuch bei dem jungen Paar gemacht, heute hatte er Scheu, einen von ihnen zu sprechen. Wenn die Maria wüßte, daß er morgen zu ihrem Vater ins Gefängnis trat! Das würde alles, was sich eben hatte mühsam beruhigen lassen, wieder aufwühlen in ihr. Ihr von Angst zu Angst, von Kummer zu Kummer gehetztes Gesicht war wieder runder geworden und jugendlich weicher. In dem Blick, mit dem sie ihren Mann ansah, keimte etwas von Glück. Er hatte das beobachtet — sollte er diesen Keim nun schon wieder vernichten?

„Voran, voran," trieb er den Kutscher an, „fahr' rascher zu!"

Noch waren es die alten steinigen Landwege, auf denen man durchgerüttelt wurde bis ins Mark der Knochen; die Räder holperten, die Pferde quälten sich ab, aber man konnte doch wenigstens jetzt, unbehelligt von Wegelagerern, fahren. Hie und da entdeckte Adamis Auge Männer, die im blanken Feld oder auf einer Höhe abmaßen, absteckten und Stangen auf-

pflanzten. Was machten die da? Dann merkte er es: aha, die bezeichneten jetzt schon den Verlauf der großen Straße, die die Franzosen zu bauen unternahmen. Immerhin ein verdienstliches Werk, und wenigstens das würde eine gute Erinnerung an die Zeit der französischen Herrschaft sein.

Es war eine weite Fahrt. Staubig und ermüdend. Ein paarmal schon hatte er in den letzten Monaten amtlich hinunter müssen nach Koblenz zum „Peinlichen Tribunal von Rhein und Mosel". Er hatte mehrere Vernehmungen. Aber morgen würde er zum erstenmal in die Arrestzelle jenes Mannes treten, der das schreckliche Ende, dem er entgegenging, verdient haben mochte nach dem Gesetz. Wenn die Geschworenen den Angeklagten nun aber freisprachen von der Tat an dem Mungel, und wenn es *seine* Kugel nicht war, die den Ußmüller getroffen — beide Söhne hatten ihn nicht unter den Angreifern mit Bestimmtheit erkannt —, dann blieb nur die Tat an d'Aubry. Und muß ein Vater dafür seinen Kopf unters Fallbeil legen, weil er seine Tochter an einem Schurken gerächt hat? Das quälte Adami.

Es war Abend, als er Koblenz sich näherte. Im Dorf Güls hatten sie noch einmal die durstigen Pferde getränkt, in Moselweiß hatte er sich dankbar eine Handvoll der goldenen Mirabellen aus dem Korbe gelangt, den ein freundliches Mädchen ihm anbot. Von der Kastorkirche war das Aveläuten schon verklungen. Aber noch war es hell, das lange Licht des Sommers noch nicht zu Ende gegangen. Er sah ein Moselschiffchen langsam und vorsichtig durch das reißende „Gänsefürtchen" seiner Anlegestelle bei der alten kurfürstlichen

Moſelbrücke zufahren. Die Schiffer ſangen. Klangvolle rheiniſche Stimmen drangen zum Feſtungswerk der Kartauſe hinauf. Oben ſtand die franzöſiſche Schildwache, das Gewehr geſchultert, horchte dem Geſang und blickte ſehnſüchtig moſelaufwärts — da weit, weit ſein Frankreich!

In Lützel-Koblenz lärmten die Kinder. Im dörflichen Vorort der Stadt ſpielten ſie auf der Straße, rannten barfuß und machten ein großes Geſchrei.

Auf dem freien Platz, der Blick auf Moſel und Rhein und den Ehrenbreitſtein gegenüber, deſſen gewaltiger Felſen ſchier unangreifbar die Feſtung trägt, die jetzt die Franzoſen geſchleift hatten, drehten ſie einen Ringelreihen um den Freiheitsbaum. Nun ſtand der ſchon manches Jahr hier — Adami erinnerte ſich genau des Tages, an dem die junge Eiche gepflanzt worden war, mit Muſik und Böllerſchüſſen und feſtlichem Gepränge — aber viel größer geworden war der Baum noch nicht. Trotzdem ein Gitter ihn umgab zur Schonung, waren Kinder hinübergeklettert, unnütze Hände hatten am Stämmchen gerüttelt — „Maikäfer flieg!“ — und hatten Namen eingekerbt in ſeine Rinde. Wie ſpärlich und welk ſchon ſein Grün hing, ſchlaff an unkräftigen Äſten! Kein friſch-feuchtes Lüftchen vom Rhein her ſchien es neu beleben zu können. Der arme Baum, verſtaubt an der ſtaubigen Straße, würde eingehen.

XXII

Aus der lachenden Rheinſonne kommend, die den Strom zum goldenen Spiegel gemacht hatte und den trotzigen Brocken des Ehrenbreitſtein glanzvoll bekrönte, war Adami wie blind, als ihn der Schließer durch ſchmale, nach Schimmel riechende Gänge des alten Gefängniſſes führte. Er tappte im Dunklen. Schlüſſel raſſelten. Er trat ein in die Zelle.

Hans Baſt hatte gebückt auf ſeiner Pritſche geſeſſen, nun richtete er ſich auf, ſeine Höhe ſtieß faſt oben an. Eine ſehr kleine, dicht vergitterte Luke über ſeinem Kopf gab ſpärlich ein bißchen Licht, man konnte ſich nur eben erkennen. Der Gefangenenwärter war mit hineingekommen und faßte an der Tür Poſto.

„Laß Er uns allein", ſagte der Friedensrichter.

Der Mann ſtand unſchlüſſig, dann murmelte er etwas und ging: wenn der Herr es ſo wollte, dann hatte er zu gehorchen, aber der Herr tat's auf eigene Gefahr. Für alle Fälle blieb er draußen an der Tür ſtehen. Aber wie er auch horchte, es blieb drinnen ganz friedlich.

Iſt das Hans Baſt von Krinkhof? hatte Adami zweifelnd gedacht. Der hier war ja faſt weiß!

Der alte Mann nickte: „Setzt Euch, Bürger Friedensrichter", und schob ihm den einzigen Schemel hin.

Ja, das war Hans Bast d o c h, dieselben großen schwarz glänzenden Augen, die noch immer etwas von Feuer hatten; selbst die lange Haft hatte das ihnen nicht nehmen können. „Er hatte mich zu sprechen gewünscht", sagte Adami. Es war ihm beklommen. „Hat Er ein besonderes Anliegen?" Er fragte es teilnehmend. Heute am Morgen schon hatte er die Verteidiger des Angeklagten gesprochen und auch den Präsidenten des Tribunals—für Hans Bast war nichts mehr zu hoffen. Der Präfekt würde unter allen Umständen das Todesurteil unterzeichnen. Ob der Gefangene wußte, wie es um ihn stand?

Hans Bast ließ seinen Blick fest auf Adami ruhen. Er sagte: „Ich hab Euch gehaßt, ich hätt Euch beinah emal durch't Fenster erschossen." Er lachte — es sah wenigstens wie ein Lachen aus —, der andere hatte eine unwillkürliche Bewegung gemacht, war sich über die Stirn und Haartolle gefahren. „Ich sag ja nur ‚beinah'. Aber ich hätt Euch ebensowenig erschossen, wie ich den Ußmüller erschossen hab, weswegen sie mich a u c h angeklagt haben." Er legte den Kopf ein wenig hintenüber und schloß die Augen halb, als sänne er nach. „Ich hätt Euch oftmals erschießen können, Ihr seid viel allein geritten. Aber Ihr habt zuviel Mut — ich konnt et nit tun."

Adami nickte: jawohl, er war dem hier ein nicht zu unterschätzender Gegner gewesen, sie hatten sich gegenüber gestanden von Anfang an. Wie offen der jetzt war!

„Habt Ihr den Mungel denn umgebracht in der Linnich?"

„Dafür hat der Bruttig bluten müssen."

„Wißt Ihr, daß er es getan hat — und allein? Ihr spracht mir damals, als ich oben in Eurem Haus war, von dem Bückler und seiner Bande."

Es funkelte etwas hinter Hans Basts halb geschlossenen Lidern: „Da wollt ich Euch einseifen. Aber Ihr habt mich eingeseift. Der Bückler hat et vielleicht auch getan; vielleicht mit dem Bruttig, vielleicht ohne den Bruttig, vielleicht war et auch der Bruttig allein." Er zuckte die Achseln. „Wir drei werden uns ja bald wieder treffen. Auf dem Schindanger. Da sind wir ganz unter uns, sitzen auf unsern Gräbern, nachts Uhrer zwölf, schieben mit unsern Köpfen Kegel, solang, bis der Hahn kräht."

Es durchschauerte Adami: eine grausige Phantasie! Und der sagte das so, wie einer eine Schnurre erzählt! „Malt Euch doch nicht so schreckliche Bilder aus, Nikolai."

„Schrecklich?" Hans Bast schüttelte langsam den Kopf: „Dat is doch nit schrecklich. Aber wißt Ihr, wat schrecklich is?"

Adami glaubte die Antwort zu wissen: das Fallbeil. Aber er sprach sie nicht aus.

Der andere las sie ihm vom Gesicht. Er sagte: „Nein, nit dat Fallbeil. Ihr könnt sicher sein, ich werd die letzte Nacht vor meiner Hinrichtung ruhiger schlafen als meine Richter."

Welch ein Mensch! Adami fühlte wieder den gleichen Schauer. Gab der sich nur so stark, um noch bis zum

Schluß alle Welt zu täuſchen, eine Größe zu zeigen, die er im Grunde gar nicht beſaß? Oder war dieſer Verbrecher wirklich ein ſo großer Verbrecher, daß man nur bedauern konnte, ſeine Größe ſo abgeirrt zu ſehen? Wer hatte dieſen Menſchen geboren, wer an dieſes Mannes Wiege geſeſſen? Der Mund war Adami wie zugehalten, er ſaß ſchweigend.

„Ich hätt eine Bitt, Bürger Friedensrichter. Gerad an Euch. Denn Ihr werd't ſe erfüllen. Eins is mir ſchrecklich: Könnt Ihr et nit machen, dat ich nit im roten Hemd muß zum Richtplatz gehn? Der Hans Baſt, den Ihr Euch nit denken könnt — Flügelmann der kurtrierſchen Garde, als junger Kerl in ſtolzer Montur —, der ſoll nun, als alter, ſich im roten Hemd auf ſeinem letzten Gang zeigen?"

Der Gefangene ſprach mit ſoviel Bewegung, wie er ſie bisher nicht gezeigt hatte. „Sprecht für mich, laßt mich nit ſo verſchandeliert im Mörderhemd vor die Leut treten — gebt mir en weiß Hemd!" Er hob bittend die Hände.

Ein wunderlicher Menſch — ſo hart, ſo verſtockt, und dann ſolche Bitte! Adami neigte bejahend den Kopf: „Ich will's verſuchen und deswegen ſprechen. Ich denke, es wird Ihm dieſe Bitte genehmigt werden."

„Merci!" Hans Baſt atmete ſichtlich auf.

Adami fühlte, der Mann war nun zugänglicher. Und er benutzte das. „Wollt Ihr nicht endlich geſtehen, Hans Baſt? Wozu Euer hartnäckiges Leugnen? Es verſchlechtert nur Eure Lage. Ihr habt den d'Aubry umgebracht?!"

„Nein.“ Der Angeklagte blickte vor ſich hin, jetzt war der frühere harte Ausdruck wieder auf ſeinem Geſicht.

„Ich weiß es.“ Der Richter legte ihm die Hand auf den Arm. Es klang wie mahnend und deutlich betont: „Ich w e i ß es.“

„Was hat die Maria geſagt?“

„Eure Tochter hat jede Ausſage verweigert; das iſt ihr gutes Recht!“

„Ich hab den d'Aubry nit umgebracht.“ Die Stimme klang ganz ruhig, keine Miene veränderte ſich in dem kalten Geſicht.

„Ihr habt den Diener des d'Aubry vergeſſen, der ſeinen Herrn begleitete auf dem Reiler Hals. Der hat ausgeſagt. Ihr ſeid dadurch ſchwer belaſtet und — überführt, Nikolai!“

Wollte der nun noch leugnen? Er wurde bleich, bleicher noch, als er zuvor geweſen war, aber jetzt glühend rot, alles Blut ſchien ihm zu Kopf geſtiegen; er ballte die Fäuſte: „Hund verfluchter, hätt ich den lieber kaltgemacht!“ Mit lautloſen Schritten lief er in der Zelle umher, er ſtieß gegen die Mauern. Wie ein Tiger im Käfig!

„Geſteht, Hans Baſt, geſteht! Ihr ſeht, Leugnen hilft nicht, denn auch der Bückler hat gegen Euch ausgeſagt. Und ich weiß auch, w a r u m Ihr den d'Aubry umgebracht habt.“

„Warum?“ Der Umherrennende ſtand plötzlich ſtill, dicht vor Adami, ſeine Augen funkelten ihn wild an.

„Und kann Euch hierin verſtehen. Laßt doch die Franzoſen auch wiſſen, was ich weiß, ich rate Euch gut. Und ſie werden Euch deswegen nicht zum Tode verurteilen,

Milderungsgründe annehmen. Einen Vater, der seine Tochter —"

„Hört auf!" Hans Bast unterbrach ihn rauh. „Spart Euer Red! Ich will nix von den Franzosen, auch mein Leben nit. Von Hans Bast seiner Tochter sollen sie nix zu wissen kriegen, und kein Mensch auf der Welt nit — die is zu schad. Ich hab den d'Aubry nit umgebracht und damit basta." Er ließ sich schwer auf den Schemel fallen, von dem Adami bei seinem drängenden Zureden aufgestanden war, stemmte die Ellbogen auf die Knie und legte sein Gesicht in die Hände.

Eine lange Weile blieb es still. Hans Bast rührte sich nicht. Schlief er? Tiefe, gleichmäßige Atemzüge schienen es zu künden. Adami überlegte: was sollte er denn noch sagen? W i e den noch zu überreden versuchen? Hartnäckig blieb der ja bei seinem Leugnen — hier war alles umsonst! Leise rührte er an des Zusammengesunkenen Schulter: „Habt Ihr Eurer Tochter etwas zu bestellen, Hans Bast? Ihr wißt, daß sie den jungen Müller geheiratet hat. Möchtet Ihr sie nicht noch einmal sehen?"

„Ich will sie nit sehn. Ich hab viel Unrecht an ihr getan. Sie soll mich vergessen — auf daß es ihr wohlergehe auf Erden."

— — — — — — — — — — — — — — — —

Im Schloß, das der letzte trierische Kurfürst, Clemens Wenzeslaus, sich vor jetzt noch nicht fünfundzwanzig Jahren erbaut hatte mit aller Pracht, fand die Verhandlung gegen Hans Bast Nikolai, den Schmied von Krinkhof statt. Der Andrang war groß. Der gewöhnliche Saal im Gerichtsgebäude wäre viel zu klein gewesen; hier hatte man nun den großen früheren Ball-

ſaal für die öffentliche Verhandlung gewählt. An der Erzſtatue des dicken Wenzeslaus vorbei ſtrömte die Menge; man drängte, man puffte, man quetſchte ſich durch, man bat, man ſtöhnte, man ſchimpfte, man gelangte endlich hinein. Karten waren ausgegeben worden, man zahlte willig vierundzwanzig Franken für einen Platz auf der Galerie. Würdevoll ſchauten die Bilder der trieriſchen Kurfürſten auf erregte Männer und Frauen. Das war eine Spannung unter dem mächtigen Tonnengewölbe des Ballſaals! So ſehr hatte vormals ſelbſt das Herz eines verliebten Fräuleins dem erwählten Junker, der ſie zum Tanz führen ſollte, nicht entgegengeklopft, wie das Herz der Menge jetzt klopfte. War das ein verſtockter Sünder! Keiner war je abgeurteilt worden, der ſo dreiſt, ſo kalt die Geſchworenen ins Auge gefaßt hätte. Jeden einzelnen von ihnen beſah er ſich ganz genau, nicht gerade frech, aber doch ſo, als wolle er begutachten: biſt du auch fähig, mir r e ch t das Urteil zu ſprechen?

Schon ſo ein alter Mann! Sein Haar war weiß, und vor kurzem ſollte ſein Bart doch noch pechſchwarz geweſen ſein. Jetzt waren nur die Augen ſchwarz. Es grauſte die Frauen: ſchwarz wie die Nacht. Und wieviel Schreckliches hatten die ſchon geſehen! Blut, Blut! Da war der Johannes Bückler, der zu Mainz mit ſeiner Bande des Endurteils harrte, doch einer, den man bedauern konnte. Wie gut geartet war der! Leute, die es genau wußten, erzählten, daß er ganz heiter ſei, weil er noch immer hoffte, begnadigt zu werden. Er hatte ja auch offen, ohne Rückhalt bekannt, von ſich und ſeiner Bande wahrheitsgemäß alles ausgeſagt. Nun durfte er

ab und zu seinen Knaben sehen, man brachte ihm den ins Gefängnis. Er spielte mit seinem Hänneschen „Kuckuck". Ach, ein liebevoller Vater! Alle Frauen waren gerührt, wenn sie sich dieses Bild ausmalten.

Wie anders war der hier! Noch ehe die Anklagen verlesen wurden, sprach der Zuschauerraum ihn schon „schuldig": er hatte den französischen Offizier umgebracht, den armen Handelsmann und den Besitzer der Mühle natürlich auch. Und Gott weiß wen noch! Gerüchte flogen durch die Stadt, grausige Geschichten; die Kinder fürchteten sich, abends zu Bett zu gehen. Auf der Galerie im großen Ballsaal wisperte es, tuschelte, raunte, aufgeregte Menschen steckten die Köpfe zusammen: hatte man je so etwas gehört, war's möglich, zehn Menschen hatte der totgemacht? Seine eigenen drei Frauen umgebracht und noch seine Tochter dazu. Der reine Blaubart! Sein Bart war nicht umsonst, wie bei jenem im Märchen, so blauschwarz und unheimlich gewesen. Und gelb das Gesicht, die Augen wie Kohlen. Ein Mensch, wie ein böser Geist, wie ein dunkles Rätsel. Warum gestand der Mann nicht? Des Mordes an dem Franzosen war er doch glatt überführt, aber er gab ihn noch immer nicht zu. „Nein, nein", und sonst kein Wort.

Die Verteidiger des Angeklagten, ein alter berühmter Advokat und ein junger, der dadurch berühmt zu werden hoffte, machten viele Worte, sie redeten stundenlang, gewandt und glänzend. Die Augen halb geschlossen saß der Angeklagte — hörte er zu? Man wußte das nicht; es sah aus, als ginge ihn alles nichts an. Nur als der Präsident ihm sagte: „Wie kommt das denn, daß Sein Haus der Sammelplatz aller Halunken gewesen ist?"

ſagte er ſchlagfertig: „Nit alle ſind bei mir eingekehrt. Euch, Citoyen Collège, hab ich nie drin geſehn.“

Eine unerhörte Frechheit war das! Ein heimliches Lachen ging durchs Publikum; aber es waren auch viele entrüſtet. Der Angeklagte hatte die Augen groß aufgemacht und den Kopf nach dem Präſidenten gedreht. Der gebot Ruhe. Das heimliche Lachen war ein lautes geworden, dazwiſchen Ziſchen und Ausrufe: „Unverſchämt!“ „An den Galgen mit dem Kerl!“ „Die Guillotine iſt noch zu gut für den!“ Es war eine große Unruhe. Der Vorſitzende ſelber hatte die Ruhe verloren, er wurde nervös: wenn das Publikum ſich nicht ſtill verhielt, mußte er den Saal räumen laſſen!

Fünf Tage hatte die Verhandlung gedauert. Sie war eine Qual. Die Hochſommerhitze war unerträglich, die Luft im überfüllten Saal von vielen ſchwitzenden Menſchen verbraucht. Der Präſident und die Beiſitzer, die Advokaten und die Geſchworenen hatten hochrote Köpfe, Damen fielen in Ohnmacht. Nur dem Angeklagten ſchien es nicht zuviel zu ſein.

Man hatte die großen, bis zum Boden reichenden Fenſter des Saals, dem Rhein zu, geöffnet. Eine ſatte Sommerſonne goß herein. Hans Baſt wandte ſich ganz nach dem Fenſter hin, eine Welle von Luft flutete ihm über die Stirn, er erſchauerte leicht. Eben hatten ihn die Geſchworenen des Mordes an Mungel freigeſprochen. Auch die Schuldfrage am Tode des Müllers verneinten ſie jetzt.

Ein Murmeln ging durch den Saal, ein erſtauntes: „Ach?“ Und es ſchwoll an, ſchwoll immer mehr an,

wurde zum Brauſen. Der Präſident rührte die Glocke, einmal, zweimal, dreimal: „Ruhe!“ Menſchen waren aufgeſprungen, ſtanden auf den Zehen, machten die Hälſe lang, hingen mit halbem Leib über die Brüſtung der Galerie: Herr Gott, ſie würden ihn doch nicht auch des Mordes an dem Franzoſen freiſprechen?!

Hans Baſt ſah noch immer zum Fenſter hinaus: ah, die Sonne, die ſatte, und der ſpiegelnde Rhein, und der Ehrenbreitſtein, der ſtolze Felſen jenſeits des Stromes! Er trank das goldene Bild mit ſeinen Augen.

Nun die dritte Anklage! Der Spruch der Geſchworenen lautete auf ſchuldig. Wieder Brauſen im Raum. Beiſtimmendes Flüſtern war lauter und lauter geworden, zu laut. Wieder ertönte die Glocke des Präſidenten. Der Angeklagte erhob ſich, der Richter ſetzte ſich das Barett auf. Atemloſe Stille. Hans Baſt Nikolai war zum Tode verurteilt worden. — — —

Ob der auch ſo ruhig und unbewegt heute bei ſeiner Hinrichtung ſein würde wie geſtern abend und all die Tage bei der Verhandlung? Das fragte ſich heute ganz Koblenz. Der ſtumme Mann, dieſer Menſch wie ein Rätſel, hatte die Neugier erregt. Durch die Gefängnismauern ſickerte nichts, aber die Verteidiger, die den zum Tode Verurteilten in aller Frühe, eine Stunde vor der Hinrichtung noch beſuchten, wußten, daß er die Nacht ganz leidlich verbracht hatte. Er beklagte ſich nur, daß die Eiſen, die man ihm, wie es üblich war, in der letzten Nacht um die Füße geſchloſſen hatte und um den Hals, ihm unbequem geweſen wären. Sie hatten gedrückt, und er hatte auch nicht gut gelegen deshalb. Aber wahrhaft ärgerlich war es ihm, daß ſein porzellanener Pfeifen-

kopf, aus dem der Tabak so besonders gut schmeckte, zu Boden gefallen und zerbrochen war. Diesen Pfeifenkopf beklagte er laut und weniger wortkarg, als man's sonst an ihm gewohnt war. Er beschrieb ihn ganz ausführlich mit all seinen Vorzügen.

Der junge Advokat erinnerte sich, eine ähnliche Pfeife zu besitzen, gefällig eilte er nach Hause in die Löhrstraße und holte sie. Er schenkte sie dem Verurteilten und ein Paket Tabak dazu. Hans Bast bedankte sich sehr erfreut, er drückte dem jungen Herrn mehrmals die Hand: „Merci, merci!" Es stieg wie lebendige Röte dabei in sein Marmorgesicht, und seine kalte Stimme wurde herzlicher, wärmer. Nun wußte man doch, dieser verstockte Verbrecher, dieser Block von Stein, war auch ein Mensch.

In der ersten Augustnacht, in der alle Stimmen des Sommers von Lebensfülle und Lebensgenuß heißbrünstig flüsterten und Rhein und Mosel vor Liebesverlangen, sich zu vereinigen, lauter rauschten, hatte man da, wo sie zusammenfließen, auf dem freien Platz mit dem Freiheitsbaum das Gerüst aufgeschlagen. Vormals stand hier der Galgen der Stadt. So hoch wie die kleinen Häuser von Lützel-Koblenz ragte der oberste Querbalken, von dem die blanke Schneide herabhing. Nun brauchte man nur an dem Strick zu ziehen, der am linken Pfosten entlang lief, und — siehe! — schon sauste blitzschnell die Schneide herunter.

Die Arbeiter, die am Gerüst schafften, schwitzten, die Nacht war heiß und die Arbeit eilig. Sie ließen sich aus dem nächsten Wirtshaus Schoppen auf Schoppen holen,

jung lief das Weinchen durch die durſtigen Kehlen. Die einzelnen Teile der Guillotine wurden fertig gezimmert und geſtrichen geliefert, aber noch mußten ſie mit vieler Sorgfalt zuſammengefügt werden. Die Galerie, die oben um den hohen Unterbau herumlief, wollte gar nicht recht paſſen. Ein Sägen, ein Hämmern, ein Rütteln, ein Klappern, ein Raſpeln und Klopfen begann in der Nacht. Die Sterne lächelten nieder. Als ſie verblaßten und das Morgenrot freudig erglomm, da ſchob man eben die Bretterſtufen der Treppe zum Hinaufſteigen ans feſte Gerüſt heran. Und nun war alles fertig.

Es kamen auch ſchon die erſten Neugierigen aus der Stadt. Wenn Hans Baſt Nikolais Geſchick auch nicht in dem Maß das Rheinland erregte wie das von Johannes Bückler, dem Volkshelden, ſo waren doch viele geſtern nach Koblenz geſtrömt. In den Anlagen, an den Ufern des Fluſſes nächtigten ſie. Von der Moſel, bis von Trier her, kamen Leute. Es war mancher dabei, der den Schmied von Krinkhof perſönlich kannte, ſogar ſchon gekannt hatte, als der noch Flügelmann bei der trieriſchen Garde geweſen war. Wenn ſolche ſich trafen, ſprachen ſie mit einigem Mitleid; ſie waren aber auch die einzigen. Einſt ſo ein ſchmucker Kerl — wie war der nur dahingekommen, vom Paradeplatz bis hierher aufs Schafott?!

Ein wackliges Männlein bekreuzigte ſich und murmelte leiſe: „Gott bewahr unſere Enkel vor gleichen Tagen!“ Der Wacklige rannte dann, er wollte doch auch gut ſehen. Und ſo rannten viele: zum Schafott, zum Schafott! Dieſe Hinrichtung war nur das Vorſpiel, bald würde man zu Mainz noch ein größeres Schau-

ſpiel ſehen; man ſprach von zwanzig, die da aufs Blutgerüſt ſollten, der erſte von ihnen war der Bückler ſelber.

Ein junger Tiſchlergeſelle ſchob eine Karre heran, ein anderer hatte ſich vorne vorgeſpannt, ſie pfiffen beide hell das bekannte Lied: „So geht es in Schnutzel-Putz-Häuſel — da tanzen die Ratten und Mäuſel.“ Sie brachten einen Sarg heraus auf ihrer Karre, einen rohen Bretterſarg mit lockigen Hobelſpänen und Sägmehl gefüllt. Im Bogen wichen die Fußgänger aus. Die Burſchen aber lachten: „Ei wat, der Kopp, der Kopp liegt ja noch nit drin!“

Leer ſtand der Sarg nun vor dem Gerüſt und wartete ſtumm. Alles wartete, die Natur und die Menſchen. Noch war die Sonne nicht ganz heraus, leichte Morgennebel ſtiegen vom Rhein auf. Endlich enthüllte ſie voll ihr ſtrahlendes Angeſicht. Eine Stimme begann zu klagen, ein Stimmchen, dünn und piepſig, mit jämmerlichem Bimbim: das Armeſünderglöcklein. Wimmernd ertrank ſein Läuten im Klappern von Pferdehufen, im Trappeln von Füßen, im ganzen Laufen und Treiben des Volkes und des Militärs.

Karabiniers waren beordert, ſie bildeten einen Kreis ums rot angeſtrichene Gerüſt. Dahinter noch eine Reihe Chaſſeurs zu Pferde. Es wurde niemand durchgelaſſen, nur Offiziere der Beſatzungsarmee und höhere Beamte der Stadt; ſie zeigten Paſſepartouts vor.

Oh, wie ſchade, daß keine Häuſer in nächſter Nähe waren, aus deren Fenſtern man hätte zuſehen oder auf deren Dach man hätte kriechen können! So mußte man denn die Bäume benutzen. Es ſtanden ihrer aber leider

nicht viele hier; der schwache Freiheitsbaum bog sich fast unter dem Gewicht schmutziger Straßenjungen. Auf dem Fluß schaukelten langsam Nachen, vollbeladen mit Leuten, die das Schauspiel von hier aus zu sehen hofften. Auf der Kartause reckte die Schildwache den Hals; sie konnte von so weit nichts erkennen, aber dumpf hörte sie unbestimmtes Wogen von Stimmen. Und nun plötzlich, durchdringend laut, einen einzigen Schrei: „Sie kommen!"

Der Karren fuhr vor, mit einem mageren Rappen bespannt. Ein langgezogenes „Ach" der Enttäuschung; verwundert sahen die Gaffer drein: der hatte ja nicht das rote Hemd an?! War der denn kein Mörder?!

Im weißen Hemd, wie er es erbeten hatte — sein einziger Wunsch —, verließ Hans Bast Nikolai den Wagen. Ohne auf die Hand zu achten, die man ihm stützend bieten wollte, sprang er herunter.

Mit festen Schritten ging er dem rot gestrichenen Gerüst zu, die Stufen hinauf. Er brauchte keine Hilfe. Aber der Kapuzinermönch, der bei ihm gesessen hatte im Wagen, ihm zugesprochen hatte während des ganzen Weges mit Gebet und Tröstung, der brauchte Hilfe, man schob ihn neben dem Verurteilten die Treppe hinauf.

Ein Augenblick Pause — die Pause letzter Erwartung. Ein Kind schrie plötzlich grell auf. Ein Knabe lag in Krämpfen am Boden; seine Großmutter hatte ihn hergeschleppt, er sollte das Blut des armen Sünders warm trinken, das vom Richtblock traufte, sie wollte es auffangen, ein Becherlein hatte sie dazu mitgebracht. Solches Blut heilte die fallende Sucht.

„Stuß“, ſagte der Mann mit dem hohen ſchäbigen Hut und dem Ziegenbart, der neben ihr ſtand, und ſchubſte die Alte mit ihrem Becher beiſeite: „Stuß!“ Und dann zu ſich ſelber: „Gott ſoll hüten! Herz Roſenblatt, warum biſte gekommen her? Aus purer Neugier. Ei weh, kannſt's doch nit mit anſehen. Nu, ich geh wieder!“ Er drängte mit Geſchmeidigkeit ſich aus der Menge heraus und verſchwand mit flatterndem Rock eiligſt gen Koblenz.

Oben auf dem Gerüſt ſtand Hans Baſt Nikolai. Nur einen Augenblick noch. Wollte er noch etwas ſprechen? Kein Wort. Er ſah den Mönch, dem er während der Fahrt kein einziges Mal den Kopf zugewendet hatte, auch jetzt nicht an. Als der ihm das Kruzifix vorhielt, ſchob er's beiſeite. Sein Blick flog zur Moſel hin, die ſanft dahinfloß, er ſah in goldenen Fernen die Berge der Heimat — von hier, ſo hoch oben, ſah man ſehr weit. Er ſah das alles noch einmal, ein ſeltſamer Ausdruck flog über ſein ſtarres Geſicht.

Wo man Hans Baſt Nikolai von Krinkhof begraben hat, weiß niemand.

Aber in Mainz, vor dem Weiſenauer Tor, zeigt man zwanzig Pappeln, darunter zwanzig gerichtete Räuber begraben ſind von der Bande des Schinderhannes. Er ſelber liegt unter dem dickſten und größten Baum.

Dieſes Werk
iſt eine Veröffentlichung der

Deutſchen Buch-Gemeinſchaft

Wien Berlin SW 68 New York
Alte Jakobſtraße 156/157

Guten und doch billigen Büchern in vorbildlicher Formgebung und beſter Ausſtattung den Weg in alle Schichten unſeres Volkes zu bahnen, iſt die Aufgabe der Deutſchen Buch-Gemeinſchaft. Sie erreicht dies durch Herſtellung und Vertrieb in eigenem Wirkungsbereich

Jedermann wird durch Beitritt zur Deutſchen Buch-Gemeinſchaft die vorteilhafteſte Gelegenheit gegeben, ſich unter neuen Bezugsformen eine eigene und wertvolle Hausbibliothek anzuſchaffen

---

Bücherverzeichnis und ausführliche Werbeſchrift wird auf Wunſch koſtenlos zugeſandt

DEUTSCHE BUCH-GEMEINSCHAFT

BERLIN SW 68 / ALTE JAKOBSTRASSE 156/57

Geschichte und Biographie

Bab u. Handl, Wien und Berlin. Vergl. Kulturgeschichte der beiden deutschen Hauptstädte (148)

Bismarck, Otto von, Gedanken und Erinnerungen. Volist. Ausgabe. (277)

Bornstein, Paul. Friedrich Hebbel. Ein Bild seines Lebens auf Grund der Zeugnisse entworfen (216)

Büchmann, Georg, Geflügelte Worte. Der Zitatenschatz des deutschen Volkes. Fortgeführt von Walter Robert Tornow, Friedrich Streißler und Alfred Streißler. (214)

Buchner, Eberhard, Anno dazumal Versuch einer Kulturgeschichte in Dokumenten und Anekdoten. Band I: Von 1546 bis zum Regierungsantritt Friedrichs d. Gr. (173)

do. do. Band II: Von Friedrich dem Großen bis 1848 (174)

Deutsche Mystik Eingeleitet und ausgewählt von Dr. L. Schreyer (71)

Droysen, J G., Geschichte Alexanders des Großen. Neu herausgegeben und eingeleitet von Dr. Albert Ehrenstein. Mit einer Übersichtskarte (239)

Frank, Bruno, Friedrich der Große als Mensch im Spiegel seiner Briefe, seiner Schriften, zeitgenössischer Berichte und Anekdoten (161)

Franz, Dr. G., Der deutsche Bauernkrieg 1525. In zeitgenössischen Zeugnissen zusammengestellt (125)

Freytag, Gustav Bilder aus der deutschen Vergangenheit. Vollständige Ausgabe in 3 Bänden. Mit Nachwort und Ergänzungen von Hans Ostwald. Band I (201); Band II (202); Band III (203)

Frobenius, Else. Mit uns zieht die neue Zeit. Eine Geschichte der deutschen Jugendbewegung. Mit 16 Abbildungen (217)

Goetz, Wolfgang, Napoleon in seinen Briefen, Proklamationen und Gesprächen (118)

Harich, Walter, Dämon Kunst Das Leben E. Th. A. Hoffmanns. (112)

Hehn, Viktor, Gedanken über Goethe. Mit einem Nachwort. (199)

Heuß, Theodor. Staat und Volk. Betrachtungen über Wirtschaft, Politik und Kultur (149)

Humboldt, Wilhelm von. Ausgewählte Schriften. Herausgegeben von E von Sydow (152)

Kügelgen, Jugenderinnerungen eines alten Mannes. Herausgegeben von Geh Rat Prof Dr. R Sternfeld (25*)

Lux, J. A., Ludwig van Beethoven. Sein Leben und Schaffen. Mit 32 Abbildungen. (177)

Mommsen, Wilhelm Die deutsche Einheitsbewegung. Eine Auswahl zeitgenössischer Äußerungen. (204)

Nestriepke, Siegfried, Das Theater im Wandel der Zeiten. Mit vielen Abbildungen. (227)